Die Welt

als

Entwicklung des Geistes.

Die Welt
als
Entwicklung des Geistes.

Bausteine
zu einer
monistischen Weltanschauung.

Von

Ludwig Noiré.

Forma mentis aeterna.
Tacitus.

Leipzig
Verlag von Veit & Comp.
1874.

Ernst Haeckel

gewidmet.

„Von nun an, sagte Goethe 1830 zu Eckermann, wird bei der Naturforschung der Geist herrschen, und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Dieses Ereigniß ist für mich von unglaublichem Werthe und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist." Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals vor Augen sah, der Gedanke der Weltentwicklung, er wird, ich zweifele nicht, weltbefreiend sein, wie es jemals irgend eine der größten weltgeschichtlichen Thaten gewesen ist. Dieser Gedanke wird dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat.

Lazar Geiger.

Inhalt.

Vorwort.

Es gibt gewisse Wahrheiten — methodische möchte ich sie nennen — welche auf die verschiedensten Gebiete des Wissens anwendbar, den Denkenden veranlassen, die festgefügten Elemente dieses Wissens wieder auseinander zu nehmen, zu untersuchen, ob nicht eine andere Zusammenfügung möglich, ob nicht diese Reconstruction als eine viel natürlichere, einfachere und darum wahrscheinlichere sich darstellen werde. Solche Wahrheiten erproben oft auf einem durchaus beschränkten Gebiete zuerst ihre Kraft und werden dann auch auf die übrigen Gebiete übertragen. Ich möchte sie jenen Fundamentalfortschritten der menschlichen Cultur — Besitz des Feuers, der Metalle — vergleichen, welche zuerst auch nur einem ganz speciellen Zwecke dienten, dann aber auf alle Verhältnisse angewandt, das ganze Leben des Menschen umgestalteten und heute in all seinen größten und geringsten Aeußerungen bedingen.

Eine solche Wahrheit ist jenes in unseren Tagen immer klarer erkannte Grundaxiom der empirischen Methode, daß wir das Sein nur durch das Werden zu erklären im Stande sind. Noch vor einem Vierteljahrhundert stolzirte die menschliche Vernunft als eine

ihrer selbst sehr gewisse Königin und Gebieterin, als das Absolute, der Schlüssel und Ausgangspunkt alles Seins über die nur zu ihrem Vergnügen geschaffene Erde und bückte sich hie und da gnädig, um eine Blume, ein Metall, ein menschliches Kunstwerk aufzuheben und daran ihre geistreichen Spiele zu üben. Heute bekennt sie demüthig, daß auch sie dem großen Gesetze alles Geschaffenen — allmählicher Entwicklung — unterthan ist und daß sie mit all ihren schönen Worten und tiefer Weisheit nichts zu erklären vermag, wofern sie nicht bei jedem Worte der Summe von Erfahrungen, welche sie bei ihrem Entwicklungsgange gemacht hat, sich bewußt ist. In dieser Selbstbescheidung liegt aber ihre wahre Stärke, nicht mehr phantastisch irrt sie in die Weite, den Blick in die nebelnden Fernen unerreichbarer Welten gerichtet, aber sicher und festen Schrittes geht sie auf der ihr angewiesenen Erde voran und aus jedem Tritte erwächst ihr aufs neue die dem mütterlichen Boden entströmende Kraft.

Der Verfasser hat es versucht, mit dem Lichte dieser Wahrheit, welche auserwählte Geister, ein Herder und Lessing, ein Franz Bopp, ein Adam Smith, ein Darwin und E. Häckel auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens zu heller Flamme entfacht und damit weithin die Grenzen erleuchtet haben, eine Wanderung durch die reichen Gärten des menschlichen Erfahrungswissens anzustellen.

Das Entwicklungsgesetz ist einstweilen noch eine Hypothese, welche aber über unzählige uns auf andere Weise unerklärliche Dinge überraschenden Aufschluß gibt. Ich habe diese Theorie als eine feststehende angenommen und dieselbe in ihren äußersten Consequenzen durchgeführt, d. h. sie auch auf Gebiete und Zeiten übertragen, von denen keine Beobachtung, keine Wahrnehmung Kunde gibt.

Dabei habe ich nur eine Frage unerörtert gelassen, nämlich die über den Ursprung der Kraft. Wir sehen alle Materie in einer fortgesetzten Bewegung und da wir die Kraft nur durch die Bewegung erkennen und messen können, so halte ich die Frage für eine sehr müßige, wann diese Bewegung angefangen. Uns genügt es, daß sie da ist, der eine erklärt sie mit dem Worte Kraft, welches in diesem Falle nur ein scholastischer Begriff ist und wem es besonderes Vergnügen macht, der mag sich ja auch einen außerweltlichen Gott denken, der der Materie den ersten Stoß gegeben und sie dann sich selbst überlassen hat. Verloren kann sie nicht mehr gehen, diese Bewegung, das wissen wir, sie wandelt sich nur um und mag dann in ihren mannigfaltigsten Costumen als Schwerkraft, bewegende, richtende, anziehende, abstoßende, elektrische, magnetische, Leucht- und Brennkraft oder als Lebenskraft, Seelenkraft u. s. w. auftreten. Unser vernünftiges Denken sagt, wenn auch nur eine Atombewegung aufhören, d. h. in Nichts verwandelt werden könnte, dann auch mit demselben Recht das ganze Weltgebäude plötzlich ohne Grund stillstehen müßte.

Leuchtete diese Ansicht nicht auch in Goethe auf, da er seinen modernen Grübler und Zweifler das erste Wort der Offenbarung in folgenden Worten commentiren ließ:

> Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft!
> Doch auch, indem ich dieses niederschreibe,
> Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
> Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rath
> Und schreibe getrost: Im Anfang war die That!

Am besten läßt sich das Wesen des Entwicklungsgesetzes durch Vergleichung mit einem der großartigsten Resultate der modernen Wissenschaften darstellen: der Theorie der Wärme als Bewegung. Hunderttausendjährige Arbeit hat die Sonne in den Steinkohlen-

lagern aufgeschichtet; sie bleibt im Zustande der Spannung bis zu dem Tage, wo sie in unseren Oefen wieder in Wärme, d. h. Arbeit umgesetzt wird. So ist jede Erscheinung der Welt — vom unorganischen Stoffe bis zum vollkommensten organischen Wesen — eine Wirkung von unberechenbar langen Zeiträumen und der in denselben aufgehäuften Bewegungen.

Erkannt ist für uns eine Erscheinung nur dann, wenn wir sie aus den einfachsten Formen, ihren Urelementen, herzuleiten vermögen!

Rein historisch ist demnach alles Erkennen und alles Erkannte.

Unser Erkennen reicht nicht weiter als unsere Erfahrung. Unsere Erfahrung beginnt aber da, wo der unorganische Stoff sich nach harmonischen Gesetzen zu lagern begann. Denn dieser Stoff ist das Substrat unseres Wesens, seine Harmonieen wirken auch in uns und eben darum, weil wir gleichartige Theile der Schöpfung sind, vermögen wir diese zu erkennen und zu begreifen.

Die Weltanschauung, deren Darstellung in diesen Blättern in Umrissen und ohne den Anspruch auf ein fertiges System versucht wird, leitet ihren Ursprung zurück auf Copernicus. Dieser mächtige Geist erschaute zuerst die bewegte Welt in ihrer wahren Größe, seine Anregung schuf Maßstäbe, gegen welche die gewöhnlichen Maße des Menschen in Nichts verschwanden, er überwand die sinnliche Wahrnehmung des gegenwärtigen Augenscheins durch die gewaltigste Abstraction.

Das Wagniß, den kleinen menschlichen Standpunkt zu verlassen, mit Erdhalbmessern die Sonnenfernen und mit diesen die Siriusweiten zu erschließen, welches mit so großem Erfolg auf den Raum angewandt wurde — erst in unserem Jahrhundert übertrug es der

Menschengeist auch auf die Zeit. Lyell war der Erste, der es aussprach, daß bei der geologischen Gestaltung unserer Erde ungeheure Zeiten thätig gedacht werden müssen; daß im Verlauf dieser Zeiten wirkende allmähliche Uebergänge für sich allein den Schlüssel zu der Erklärung der Mannigfaltigkeit der irdischen Erscheinungen bieten.

Dieser Gedanke, den unser Jahrhundert erst in seiner ganzen Tragweite zu erfassen beginnt, schon hat er die fruchtbarsten und erfolgreichsten Resultate auf allen Gebieten des Naturwissens zu Tage gefördert. Und doch stehen wir hier erst am Anfange, ist es uns noch nicht gelungen, einen großen Maßstab, wie dort im Reiche des Raums, ausfindig zu machen. Noch wissen wir nicht, wie weit wir das Alter der Sprache, des Werkzeugs zurückdatiren müssen, ja alle die wichtigsten Förderungsmittel ältester menschlicher Cultur, sie verschwinden gleichmäßig in den Nebeln grauer Urzeit.

Hier wird die künftige Wissenschaft erst mit einiger Sicherheit die Weiser aufsuchen und aufrichten müssen.

Die beiden Unermeßlichkeiten des Raumes und der Zeit, sie überwinden den anthropomorphischen Standpunkt. Nicht aber den anthropocentrischen. Da die beiden Worte oft verwechselt werden, so sei hier ihre Unterscheidung festgestellt. Mit seinen Maßen die Welt messen, alle Dinge sich selbst ähnlich glauben, in allen Wesen menschlichen Zweck, Absicht, Wille, Seele erkennen zu wollen ist Eigenthümlichkeit des anthropomorphischen Denkens, des ursprünglichsten und natürlichen Anfangs der menschlichen Vernunft. Die anthropocentrische Ansicht dagegen erkennt in dem Menschengeist die höchste Blüte des zur Beseelung gelangten Stoffes, sie erschaut in den früheren Lebensformen Vorstufen zu dieser höchsten Entfaltung, sie faßt diesen Geist als die vollkommenste irdische Erscheinung der dem ganzen All innewohnenden Eigenschaft der Empfindung, sie weiß, daß auch

auf den anderen Welten derselbe Geist sich seine Formen geschaffen hat und zur freien Thätigkeit gelangt, sie glaubt an eine unendliche Vervollkommnung und durch alle Zukunft sich erhöhende Kraft dieses Geistes.

Dieses geistige Princip, dieses Attribut der Empfindung ist der Schöpfer der unzähligen Daseinsformen von dem unorganischen Stoffe an bis zu der staunenerregenden Mannigfaltigkeit der organischen Wesen. Es schuf seine Formen wie der Menschengeist seine Werke, sie entsprangen aus seiner Kraft, aber es erhöhte zugleich an ihnen seine Kraft. Wie das erste Werk von Menschenhand heute roh und unvollkommen erscheint, so war die erste Wirkung des Geistes eine einfache, höchst elementare. Auf ihr schwang er sich empor und erstarkte, wie der Menschengeist an seinem Werkzeug in allmählicher, aber unausgesetzter Uebung und daraus hervorgehender Entwicklung.

Es ist demnach die monistische Weltanschauung eine trostreiche, beglückende, erhebende; sie weiß nichts von stumpfem Fatalismus, von Verzweiflung am Dasein, von dumpfer Resignation oder gar von Hingabe an die niedere Sinnlichkeit. Und darin liegt ein Beweis für ihre Wahrheit; denn in stufenweiser Entwicklung schafft die Natur und stets das Vollkommnere entsteht aus dem minder Vollkommenen; da wird denn jeder Drang und jede Sehnsucht zum mächtigen Antrieb des Voranschreitens: niemals sind sie den Wesen eingeboren, um sie elend zu machen.

Die Klage, daß die religionslose Philosophie den Menschen erniedrige, ihn seines Glaubens und seiner ethischen Kraft beraube, ihm jeglichen Trost im Leiden und Antrieb zum Guten nehme — sie muß bei dieser Weltanschauung verstummen. Diese macht ihm vielmehr höchste ethische Vervollkommnung, Anspannung seiner ganzen Kraft zur Förderung des großen Menschheitszweckes zur Pflicht, sie

verheißt ihm in der Erfüllung dieser Pflicht ein wahres von keiner äußeren Gewalt abhängiges Glück.

So erhebt sich die monistische Weltanschauung, deren Seele der Glaube an die Menschheit ist, hoch über die Einseitigkeit der früheren philosophischen Systeme; sie wird, deß bin ich gewiß, den glaubens-, seelen- und geistlosen Materialismus vernichten.

Eine weitere Zuversicht gewann der Verfasser, da er im Verlaufe seiner Darstellung bemerkte, wie die großen, bedeutenden Gedanken, die von mächtigen Geistern auf gesonderten Gebieten erschlossen in dem heutigen Weltbewußtsein gleichsam schwimmen, sich von selbst zur Concordanz, zur allseitigen Unterstützung und festen Form zusammenfügten. Gegensätze glichen sich aus, Einseitigkeiten und dunkle Schatten verschwanden. Dagegen ist auch nicht eine wahrhaft große Förderung, welche die Menschheit auf ihrem vieltausendjährigen Entwicklungsgange erfahren hat, die nicht ihre Verwerthung und gerechte Beurtheilung fände.

Die Herrschaft des Geistes über die Bewegung ist das Endergebniß, die Entwicklungslehre die Führerin bei diesen Betrachtungen. Und so wird denn der Leser begreifen, was den Verfasser bewog, in einer Reihe von Aufsätzen jene große und wichtige Lehre, die auch er, wie der vortreffliche Lazarus Geiger, dessen Ausspruch auf dem ersten Blatte wiedergegeben ist, für einen der großartigsten, weltbefreienden Gedanken hält, auf den verschiedensten Gebieten zu beleuchten oder auch umgekehrt das Licht jenes Grundgedankens auf diese Gebiete einfallen zu lassen.

Dabei hat er über manche Dinge seine eigene Anschauung, die der Leser wird prüfen und billigen oder verwerfen können. Nichts liegt ihm ferner, als seine Ansichten für unumstößliche Wahrheiten auszugeben; denn er weiß, wie schwer es ist, zur Wahrheit zu ge-

langen. Ihm aus der Seele gesprochen sind die Worte des alten Arztes Galenus: „Χαλεπὸν ἄνθρωπον ὄντα μὴ διαμαρτάνειν ἐν πολλοῖς· τὰ μὲν ὅλως ἀγνοήσαντα, τὰ δὲ κακῶς κρίναντα, τὰ δὲ ἀμελέστερον γράψαντα. Schwer ist es, daß ein Mensch nicht in tausend Dingen irre, das Eine weiß er nicht, das Andere beurtheilt er falsch, noch Anderes vermag er nicht klar auszudrücken.“ Und so fürchtet er sich auch nicht vor harten und wegwerfenden Urtheilen; denn er hat frühzeitig schon die Erfahrung gemacht, daß, wie der h. Augustinus sagt: Diejenigen am unbarmherzigsten gegen den Irrthum sind, welche niemals erfahren haben, wie schwer eine Sache zur Wahrheit gelangt. Fehlerlosigkeit ist ja die Tugend der Tugendlosen, meint der Hindu, und unser großer Dichter sah sich veranlaßt seinem größten Werke als Schutz gegen jene Sorte von Kritikern die Worte mitzugeben:

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Den **Werdenden** seien also diese Blätter geweiht, ihr Zweck ist mehr anzuregen als zu belehren.

I.

Zur Orientirung.

„Alles ist in ewigem Flusse.
Heraklit.

„Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in Allen,
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will,
Goethe.

Mit großem Interesse habe ich bei den modernen Physikern die Resultate der Berechnungen gelesen, aus welchen sich ergibt, welch colossale Menge von Calorien unsere Sonne alljährlich in den ungeheueren Weltenraum verstrahlt und welch verschwindend kleiner Theil derselben den sie umtanzenden Planeten, speciell unserer kleinen Erde zu Gute kommt. Diesen Luxus, den unser Tagesgestirn im Großen treibt, fühlen wir Menschen uns veranlaßt bei allen unseren Erwärmungsvorrichtungen, soviel in unseren Kräften steht, nachzuahmen und so jagen wir denn lustig und ohne Gewissensscrupel eine Menge von in Holz oder Steinkohle gebundenen Wärmeeinheiten durch unsere Schornsteine hinaus, um mit dem kleineren Theile einen nützlichen Effekt — zur Erwärmung unserer Zimmer, Bereitung der Speisen, Bewegung der Maschinen — auszuführen. Besonders klug ist diese Verschwendung nicht, weder von der Sonne, noch von den Menschen, wie mir eines Tages klar wurde, als ich einem Gärtner half, Aeste von den Bäumen abhauen. Mit Verwunderung sah der Mann mir zu, wie ich die Axt handhabte und dabei ächzte, stöhnte, keuchte, schwitzte, gar manchmal daneben hieb und endlich triumphirend auf das Resultat meiner Bemühungen, einen am Boden liegenden knorrigen Baumast hinwies. „Wenn wirs so machten, sagte er lächelnd, dann wären wir in einer halben Stunde mit unserer Kraft zu Ende und vermöchten nicht den ganzen Tag zu arbeiten!"

Ich wollte ein psychologischer Mayer, Joule oder Tyndall stellte einmal eine Berechnung an, wie viel Geisteskraft die Menschheit nur seit den paar Jahrtausenden ihres historischen Bestehens verschwendet hat und wie groß oder klein im Verhältniß dazu der nützliche Effekt — die wahre geistige Förderung des Menschen — gewesen ist. Ich glaube die dabei sich ergebenden Resultate würden uns durch die Ungeheuerlichkeit der Ziffern in ebenso stummes Erstaunen versetzen, wie dort bei der Wärmeberechnung. Ja ich habe den Verdacht, wenn die Berechnung sich nur z. B. auf das literarische Gebiet beschränkte und zu dem Resultate gelangte, daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst auf eine Million geschriebener und gedruckter Bände etwa eine Octavseite neuer und nützlicher Wahrheiten komme, die letztere Ziffer als zu hoch gegriffen angesehen werden dürfte. Nun rechne man noch hinzu, wie viel mittheilungswürdige Weisheit aus Mangel an Zuhörern unausgesprochen, wie viel mündlich vorgetragene Belehrung aus Mangel an literarischer Bildung ungeschrieben, wie viel werthvolle Manuscripte aus Mangel an Verlegern ungedruckt geblieben sind, und der Kopf wird Einem schwindeln über die dabei sich herausstellenden Größen, für welche sogar astronomische Maßstäbe und Zahlen als kaum ausreichend gedacht werden können! —

Und worin und wodurch hat denn vorzüglich jene Kraft und Geistesverschwendung stattgefunden? Das wäre doch interessant zu wissen; denn Ersparungen auf diesem Gebiete und Concentration der Kraft auf die richtige Stelle müßten doch der Menschheit in viel höherem Maße zu Gute kommen, als selbst die ingeniösesten Vorrichtungen zur Wärmeersparniß. Ich will die Frage mit Einem Worte beantworten: In dem System und durch das Systematisiren. In der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Dinge, welche uns umgeben, deren Zusammenwirken unser eignes Wesen beständig modificirt und den schon unergründlichen Mikrokosmus, Mensch genannt, tagtäglich noch mehr complicirt, sind einzelne gesunde Auffassungen, deutliche Wahrnehmungen jederzeit möglich: die Lösung und Erklärung des Ganzen aber, wenn überhaupt erreichbar, einer

Zukunft vorbehalten, von deren Fernen wir, die wir uns doch gewöhnt, in weite Tiefen der Vergangenheit den Blick zu senken, kaum eine Ahnung haben. Darum haben auch die größten Geister, deren leuchtenden Gedanken die Menschheit die mächtigste Förderung verdankt, von jeher eingestanden, daß unser Wissen Stückwerk ist. Sie waren es auch, welche ihre Blicke dem Thatsächlichen zuwendend, darin die wahre Erleuchtung suchten und, weit entfernt, die gefundenen Wahrheiten zu einem geschlossenen Ring zusammenzuschmieden, dieselben nur anwandten, um das Unzureichende, Verkehrte und Baufällige der herrschenden, allgemein anerkannten Systeme nachzuweisen.*) Ich erwähne hier nur Sokrates, den Weisesten des Alterthums, Luther, den Erneuerer des christlichen Gedankens und unseren Lessing, den Begründer der modernen Aesthetik. Gerade der Letztere ist ein recht anschauliches Beispiel. In seinem Laokoon, in seiner Hamburgischen Dramaturgie sind die tiefsinnigsten Bemerkungen über das Wesen des Schönen und der Kunst, ein paar Dutzend Systeme ließen sich daraus herleiten, und doch traten sie in diesen Werken nur als Einzelurtheile über bestimmte Kunstwerke und Dramen auf.

Besonders starke Systematiker sind die Franzosen. „Ecoutez, j'ai mon système“ ist eine ganz gewöhnliche Aeußerung in der Unterhaltung. Eine glückliche Vergleichung wie die des Staates mit einer Pyramide, eine wahre Unterscheidung wie die zwischen weltlicher und geistiger Macht u. A. werden sofort zur geheimnißvollen Formel, um die Welt zu erklären und zum Schiboleth einer neuen Schule oder Gemeinde, der die Zukunft gehört. Wer nennt sie alle — die Fourierismus, St-Simonismus, Positivismus &c. — welche in dem letzten Jahrhundert auf diesem fruchtbaren Boden emporgeschossen sind, jede mit dem Anspruch in das Welträthsel eingedrungen zu sein und die Beglückung des Menschengeschlechts in der

*) Montaigne, der Zweifler, ist vielleicht der bedeutendste französische Schriftsteller, Hamlet und Faust, die Zweifler, jedenfalls die bedeutendsten modernen Dichtungen.

Hand zu halten! Hierzu nur Eine schlichte, einfache Bemerkung: Welch' furchtbare Menschenopfer und Greuelthaten die früheren „Systeme" des Hexenglaubens, der Ketzergerichte, der durch die Folter zu erzwingenden Geständnisse des Angeklagten u. s. w. verschuldeten, das lesen wir schaudernd auf jeder Seite der Culturgeschichte des Mittelalters bis herab ins achtzehnte Jahrhundert. Die Aufklärung, die Proclamirung der Menschenrechte durch die französische Revolution setzte ein neues „System" an die Stelle der veralteten und zufolge dieses Systems der öffentlichen, inappellablen Geschwornengerichte wurde im Jahr 1794 Lesurque auf das Schaffot geführt und hingerichtet, obgleich der Präsident, der Gerichtshof und das ganze Publicum wußten, daß der Mann vollkommen unschuldig und nur das Opfer einer unglückseligen Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Thäter war!

Auch das Mittelalter war groß im Systematisiren. Die religiöse Weltauffassung des Christenthums ist wohl das großartigste Beispiel eines geschlossenen Systems auf geistigem Gebiete, wie die Hierarchie der katholischen Kirche auf dem Gebiete der weltlichen Macht. Beide sind darum sehr instructiv. Der christliche Gedanke begnügte sich nicht mit dem erhabenen, unvergleichlichen ethischen Inhalt dieser Lehre, die ihre segensreiche Wirkung in tausendjähriger Veredlung und Erhebung des menschlichen Gemüths ausübte, nein, auch die Erklärung der Natur und ihrer Erscheinungen, das gesammte Geistesleben des Menschen, Alles wurde in das System einbezogen und eingezwängt und so darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn der h. Augustinus in seiner Civitas Dei bereits sehr ernsthaft die Frage aufwarf, ob die Weiber am jüngsten Tage wirklich in weiblicher Gestalt auferstehen werden, oder ob ihnen nicht vielmehr zur Beseitigung der Versuchung männliche Körper werden verliehen werden; wenn ferner die Scholastiker tiefsinnige Dissertationen darüber schrieben, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten, in welcher Sprache Bileams Esel und in welcher Adam im Paradiese geredet hätten und dergl. („Wie's christelt, so jüdelts" und die talmudische

Spitzfindigkeit, Spinthisirerei und Geistesverschwendung steht der scholastisch christlichen nicht nach. Beide haben zahllose Folianten gefüllt). Daß diesem Systeme Könige sich beugten, gewaltige Heerschaaren ihr Leben opferten, kühne Denker, edle Vertheidiger der Wahrheit in Kerkernacht und auf den Scheiterhaufen für ihr Ankämpfen büßen mußten, das lehrt die Geschichte auf jeder Seite. Doch davon will ich hier nicht reden.

Worin besteht denn nun eigentlich auf rein geistigem Gebiete die Thorheit und die Verkehrtheit des Systematisirens? Ich will versuchen, diese Frage durch einzelne Punkte zu beantworten, versteht sich, ohne den Anspruch zu erheben, selber ein System zu bauen und entgegenzustellen. Also

1) in der Vermengung und Verwirrung der Gebiete, indem man das für eine gewisse Sphäre von Erscheinungen gültig und wahr Erfundene als den Schlüssel betrachtet, mit welchem man ganz heterogene und fernliegende Dinge ebenfalls erklären zu können glaubt. So wollte das achtzehnte Jahrhundert die Regeln und Grundprincipien des Malerischen gleich direkt auf die Dichtkunst übertragen. So glaubte dasselbe Jahrhundert in allem menschlichen Schaffen eine bewußte Absichtlichkeit annehmen zu dürfen, während dies bewußte Erkennen von Zweck und Absicht erst ein Resultat der spät auftretenden Reflexion ist. So glaubte die philosophische Grammatik in der Sprache direkt die logischen Kategorieen ausgeprägt zu finden, während dieselben nur eine sehr bedingte Anwendung in derselben finden. So wähnte man, weil in der Bibel eine hohe ethische Weisheit und goldene Lehren des sittlichen Handelns enthalten sind, aus derselben auch unbedingte Aufschlüsse über alles Wissenswürdige aus Natur, Menschenleben und Geschichte erhalten zu können und der Astronomie, Geologie, Sprachenkunde wurde lange das Leben verbittert, bis sie sich von der theologischen Fessel befreit hatten.

2) In dem Generalisiren. Mit allgemeinen Abstraktionen, mit dem dictum de omni et nullo die concreten und tausendfach bedingten Erscheinungen erklären zu wollen ist keine geringere Thor-

heit, als wenn ich glaubte, eine Katze damit definirt zu haben, daß ich sie als ein vierbeiniges, haariges, raumerfüllendes Wesen mit einem Schwanz behaftet bezeichne. Man versuche es einmal, irgend eine solche von der Philosophie aufgefundene Definition, die Idee eines Dings, den verschiedenartigsten Menschen als ein Räthsel aufzugeben und man wird sicherlich überrascht sein von der Mannigfaltigkeit der Auflösungen. Ich nehme als Beispiel die Definition des Schönen „Die Vielheit unter der Einheit.“ „Das ist meine Division“ wird der General sagen. „Meine Compagnie“, der Hauptmann. „Das ist das Gesetzbuch“, sagt der Jurist. „Die physikalischen Grundgesetze“, der Mathematiker. „Das natürliche System“, der Botaniker. „Die Monade“, der Leibnizianer. „Der nationale Gedanke“, der Politiker. „Der Effekt meiner Maschine“, der Mechaniker. Und der Bauer wird gar seinen fruchtgefüllten Speicher, der Kaufmann sein Cassabuch und der Conditor vielleicht einen Ratankuchen darunter verstehen. Und, was das Schlimmste ist, sie alle haben Recht. Recht hatte aber auch Goethe, wenn er dagegen protestirte, daß man in seinen Dichtungen die Ideen aufsuchte; denn im Kunstwerk macht sich gerade das durchaus concrete, specialisirte, individuellste Leben geltend, die Idee ist dagegen das farblose, abstracte, allgemeine, nur ein Schemen und Schattenbild der Wirklichkeit. Was ist damit erreicht, wenn wir sagen, die Tragödie Faust stelle den endlichen, in irdischen Schranken befangenen Menschen mit seinem Drang und Sehnen nach dem Unendlichen dar? Ein einziger Vers des Dramas sagt mir viel mehr, als dieser abstracte „Grundgedanke“.

3) In dem Zusammenstellen unvollkommener und unfertiger Beobachtungen. Wenn ich im dicken Nebel eine Fußreise durch eine mir unbekannte Gegend mache und mir hie und da ein Baum, ein Meilenweiser, ein Häuschen entgegentritt und ich nun, im Wirthshause angekommen, nach diesem Material den ortskundigen Bauern eine Schilderung der Gegend machen wollte, wie würden diese mich auslachen! Manche systematisch geordnete Geschichtswerke haben keine bessere Grundlage. Aus ein paar hie und da bei den alten Schrift-

stellern zerstreuten Notizen ein vollständiges Gesammtbild der altceltischen oder urgermanischen Culturzustände in einem oder mehreren dicken Bänden geben zu wollen, ist ein thörichtes Unterfangen. Man erwäge nur, wie leicht sich mit Worten eine Brücke vom Einen zum Andern schlagen läßt! Tausend Wege führen nach Rom, mehr als tausend Wege können von einer isolirten Thatsache zu einer anderen ebenso isolirten führen.

Wollte man alle die Bücher, welche aus einer oder mehreren dieser drei systembereitenden Methoden hervorgegangen sind, zu einem Scheiterhaufen zusammentragen und verbrennen, das gäbe ein lustiges Feuer und es würde die zurückbleibende Asche ein treffliches Dung- und Förderungsmittel für zukünftige Geistesentwicklung abgeben; denn bekanntlich ist es nicht das, was der Mensch nicht wußte, sondern das was er zu wissen glaubte, was dem Fortschreiten der Wissenschaft am meisten Eintrag gethan hat. Hätte man nicht zu wissen geglaubt, daß sich die Sonne um die Erde dreht, so wäre weder Galilei ins Gefängniß geworfen worden, noch hätte Ehren-Knak unser Jahrhundert so gründlich blamirt.

Zum Beweis, daß ich in meinen Behauptungen nicht zu weit gehe, will ich gleich ein recht specielles Beispiel anführen, aus welchem der geneigte Leser ersehen mag, wie viel geistige Kraft auf einzelnen Wissensgebieten unnöthig verschwendet wird. Der bekannte militärische Schriftsteller Rüstow, ein Mann, der von militärischen Dingen jedenfalls viel versteht, hat ein Buch geschrieben über die Kriegsführung des Julius Cäsar. Er bemerkt in der Vorrede, daß sein gelehrter Freund Köchly ihn zum Behufe dieser Arbeit mit dem gewaltigen Apparate eines kaum zu übersteigenden Bücherberges versehen habe, welchen er, der Verfasser, mit der größten Gewissenhaftigkeit Seite für Seite durchstudirt habe. Wenn er nun sagen solle, was er seinen Vorgängern zu verdanken habe, so sei dies so gut wie **Nichts**, Alles was er geleistet verdanke er vielmehr den Commentarien des Cäsar und seiner Methode. Letztere beruhe auf dem Grundsatze, daß alle Thätigkeiten der Kriegsführung, Einrichtungen

der Heere u. s. w., wie sie heute bestehen — trotz der Verschiedenheit der Formen — im Wesentlichen zu jeder anderen Zeit schon bestanden haben müssen, daß es also darauf ankomme, das Leben des alten Kriegswesens zu begreifen und daß dies nur geschehen könne, indem man den Maßstab des heutigen Lebens daran lege, wobei denn die scheinbar unverständlichen Dinge aus entfremdender Ferne in vertraute Nähe gerückt werden.

Aus diesen Worten geht aufs Deutlichste hervor, welche Mühe es kostet, durch die Verschanzungen und Bastionen der vorhandenen Systeme und über die Leiber der Wissenden hinaus zur Sache selbst zu gelangen, und daß es als die einzig vernünftige Methode gelten muß, die Dinge an den Dingen zu prüfen und das Werdende als den Schlüssel des Verständnisses für das Gewordene anzusehen.

„Die Dinge an den Dingen prüfen, die Dinge durch die Dinge zu erklären suchen!" Das scheint eine so einfache Wahrheit und wird doch nur von Wenigen beachtet. Wie das Mittelalter im Bann des theologischen Systems befangen war, so ist die moderne Welt noch vielfach von einer falschen Anschauung geblendet, welche ich die philologische nennen möchte und die auf den alten Wahnglauben zurückzuführen sein dürfte, daß die Dinge durch Worte zu erklären seien. Eine seltsame Verwechslung. Weil unser Denken an Worte gebunden ist, weil wir nur mit Hilfe der Worte denken können, glauben wir, daß wo ein Wort gefunden sei, schon etwas ausreichendes dabei gedacht werden könne, verfallen wir in den Irrthum, daß in den Worten eine geheime Weisheit enthalten sei, die wir nur aus ihnen herauszuschälen brauchten. Die mittelalterige Scholastik hat hierin bekanntlich auch Großes geleistet mit ihren Quidditäten und Nonentitäten und doch hat schon der größte Denker des Mittelalters Thomas von Aquin den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er in seinem barbarischen Latein sagte: „Nomina non sequuntur modum essendi qui est in rebus, sed modum essendi secundum quod in cognitione nostra sunt." Die reiche Welt des Alterthums mit ihren mannigfaltigsten Lebensver-

hältnissen, zu deren richtiger Auffassung hier ein tüchtiger Staatsmann, Stratege oder Politiker, dort eine reiche Dichter- oder Künstlernatur, bald wieder ein bedeutender Techniker, Kunsthandwerker oder Ackerbauer erfordert wird, glauben die Philologen durch Worte enträthseln und wieder darstellen zu können! Daß ihnen dabei die komischsten Mißverständnisse begegnen, die geradezu widersinnig und zu vermeiden wären, wenn sie den Dingen Rechnung tragen wollten, ist nicht zu verwundern. Ein argumentum ad hominem war jenes Symposion, welches eine Anzahl begeisterter Philologen nach antiken Küchenrecepten veranstaltete und in Folge dessen sich alle gründlich den Magen verdarben, einer der Theilnehmer sogar starb. — Doch darüber, über den Hall der Worte und das Unheil, welches er angerichtet, habe ich an einer anderen Stelle ausführlich geredet und kann mich daher hier kürzer fassen. Außerdem wird Jeder meiner geneigten Leser aus eigener Erfahrung, sei es bei der Lectüre oder Unterhaltung, sich sagen, wie oft statt der Erklärung, Begründung und Beweisführung, ihm ein volltönendes Wort aufgetischt worden ist. Als Galilei in Florenz mit seinem Telescop nach den Jupitertrabanten schaute und die neugierigen Florentiner seinem Beispiele folgten, wurden sie von pfäffischen Zeloten ernsthaft getadelt, da schon die Schrift dieses Treiben verdamme mit den Worten: Viri Galilaei, quid statis spectantes in coelum? Ebenso klug wie diese Zusammenstellung äußerlich anklingender Worte, war die Berufung auf die Worte Josua's: „Sonne, steh still!" um das Copernikanische System zu widerlegen! Keine größere Weisheit ist es, das Welträthsel durch das „Absolute, das Ding an sich, das An- und Fürsichsein, das Ich und das Nicht-Ich" lösen zu wollen. Ja selbst die Worte, mit denen wir tagtäglich als ganz bekannten und durchsichtigen Begriffsbezeichnungen hantiren, wie: „Idee, Wahrnehmung, Wille, Denken u. s. w." sind zum guten Theil — eben nichts weiter als Worte, die ein uns dunkeles Gebiet theilweise umgrenzen und mit einem spärlichen Lichte — dem was wir aus eigener Erfahrung, Erlebtem hineintragen — dürftig erhellen. „Wenn ich König wäre

würde ich meine Schafe zu Pferde hüten", sagte jener Schäferjunge; das war der Begriff, den er mit dem Worte König verband. Und das ist ein treffendes Beispiel für die Wirkung des Wortes, wie ja auch Goethe etwas ganz Aehnliches von den Büchern behauptet, in die Jeder sich hineinliest oder bestenfalls aus ihnen sich herausliest.

„Das Werdende als Maßstab, als Schlüssel für das Gewordene betrachten." Auch dieses ist dem Anschein nach ein sehr natürliches Verfahren. Einer der tiefsinnigsten Denker des griechischen Alterthums, Heraklitus, der Dunkele, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, stellte zuerst den Satz auf, daß alle Wesen in einem fortwährenden Werden und Wandeln begriffen seien. (Πάντα ῥεῖ.) Unsere Auffassung aber heftet sich auf das Dauernde, Seiende; der Wechsel und Wandel der Dinge ist für uns ein unmerklicher; selbst bei den rasch sich vollziehenden Erscheinungen faßt unser Denken stets den bleibenden Hintergrund ins Auge und sieht die Veränderungen nur als äußerliche, unwesentliche Formwandlungen an. Für uns ist die Pflanze in allen Stufen der Entwicklung dieselbe, die hundertjährige Eiche dasselbe, was das ursprünglich von den Kotyledonen genährte Pflänzchen. Der gealterte, seiner Geistes- und Körperkraft beraubte Greis ist uns dasselbe Wesen, wie das lallende Kind, der sprühende, ungestüme Jüngling. Vergebens versichert der für eine Jugendverirrung hart gestrafte Verbrecher unter Thränen: Ich bin ein anderer Mensch geworden! Der auf seinem Namen haftende Makel macht uns ungläubig und hartherzig und so verschließt unser Vorurtheil gar oft dem Unglücklichen den Weg zur Besserung. Die tausend Thaler, die unser Großvater ausgeliehen hatte, erscheinen uns heute noch dieselbe Summe, obschon es nicht nur ganz andere Einzelstücke sind, die wir zurückerhalten, sondern diese auch von ihrem inneren oder Kaufwerth einen beträchtlichen Theil eingebüßt haben. Das Wort, welches wir heute aussprechen, gilt uns für dasselbe, wie zu Luther's Zeiten, obschon es vielleicht grade das Gegentheil von dem bezeichnet, was es damals ausdrückte. Das einst so furchtbare Wort: Du bist ein Ketzer! das die gräß-

lichsten Gewissensqualen oder doch Folterkammern und Scheiterhaufen in sich schloß, hat heute gar keine tragische Wirkung mehr und kann ohne Beleidigung von einem Freunde zum anderen gesagt werden. Versuche man dagegen einmal aus dem reichen Register unserer Muttersprache einen grauenhafteren Vorwurf, eine brennendere Verdammung herauszuholen, als das Wort: „Das heißt die Menschheit schänden!" Was war dagegen dem Römer seine humanitas? Ein feines, leutseliges, höfliches Benehmen gegen Vornehm und Gering! Von der christlich-mittelalterigen Humanität will ich nur das eine Beispiel anführen, daß Pabst Alexander II. sich veranlaßt sah im Jahre 1068 öffentlich zu erklären, daß es nicht erlaubt sei, einen Juden umzubringen. Und heute? Liegt nicht in der furchtbaren Wirkung jenes Wortes klar ausgesprochen, daß sich die ganze Menschheit solidarisch gebunden fühlt, unmenschliche Gesinnungen und Thaten mit dem ganzen Gewicht ihres Unwillens zu brandmarken, den Unmensch von sich auszustoßen?

Diese Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß wir jede Erscheinung nur dann richtig auffassen, wenn wir sie im Zusammenhang mit den unmittelbar vorausgehenden Erscheinungsformen und als Durchgangspforte für die zunächst sich aus ihr entwicklende anschauen, mit einem Worte, wenn wir das Sein durch das Werden erklären. Thun wir das immer? Weit entfernt. Es ist dem menschlichen Denken vielmehr eigen, das Werden aus dem Sein erklären zu wollen. Die älteste anthropo-morphistische Weltanschauung sah hinter den Erscheinungen lauter persönliche Wesen, Götter und Dämonen. Die christliche Weltansicht erkannte hinter den Wundern der Natur die Hand des schaffenden und erhaltenden Gottes, den „Urgrund alles Seins." Calvin's Prädestinationslehre, Leibniz' prästabilirte Harmonie ist eine Erklärung des Werdens durch das Sein. Wenn die griechische Mythologie von einem goldenen Zeitalter erzählt, in welchem die Menschen ein glückliches und sorgloses Dasein lebten, wenn das Christenthum den Menschen aus paradiesischer Reinheit und Vollkommenheit durch seine Sündenschuld herab-

gesunken und ausgeartet wähnte, wenn Rousseau den Naturzustand des Menschen als den edelsten und allein vollkommenen pries, so waren sie alle in dieser Anschauungsweise befangen. Ihr Blick war rückwärts gekehrt statt vorwärts. Das Fatum der Alten ist eine dunkle Lösung des dunkeln Welträthsels in diesem Sinne. Die welt- und geistesbefreiende Idee ist, in Allem Keime und Entwicklungsstufen zu künftigen, vollkommneren Daseinsformen zu erkennen. Daß das Vollkommene nicht ist, erkannten die Menschen zu allen Zeiten, daher der ewig nagende Daseinsschmerz, die Sehnsucht nach einem Höheren, das sie empor sollte ziehen. Aber nicht, daß das Vollkommene war, wie die früheren Jahrhunderte wähnten, sondern daß das Vollkommene wird, ist die Devise unter der die heutige Menschheit streitet und diese allein ist welterlösend. Als instinctives Bewußtsein ist sie allen Culturvölkern eingepflanzt, wie sie auf dem dunkeln Grunde jedes lebenden Wesens schlummert. Die entsagungsvollen Ringer nach Wahrheit, die todesmuthigen Martyrer für eine neue sittliche Idee, die kühnen Pioniere der Menschheit, welche der erstarrenden Kälte der arktischen Nacht und der verzehrenden Glut der afrikanischen Wüste trotzten — sie alle waren von diesem Glauben begeistert.

Alle Wissenschaften haben erst von dem Tage an den Heilsweg betreten, da sie historische wurden d. h. als man die apriorische Darstellungsweise, die Speculation, welche das Wesen der Dinge aus einer Anzahl fertiger Begriffe erschließen wollte, aufgab und die naturwissenschaftliche Methode, die Dinge als in fortgesetztem Werden begriffen anzusehen, auf dieselben anwandte. Dieser Auffassung verdanken die Naturwissenschaften, wie die Sprachforschung, die Rechtswissenschaft, die Nationalökonomie ihre großen Resultate und ihr gedeihliches Voranschreiten. Die höchste und letzte aller Wissenschaften, das Ziel und Ende aller übrigen — die Wissenschaft vom Menschen — ist erst in unserem Jahrhundert von diesem Geiste durchdrungen worden, aber schon beginnt dieser Wunder zu wirken und „Entwicklungsgeschichte der Menschheit" heißt das leuchtende

Gestirn, das die emsig Forschenden auf den verschiedensten Gebieten bei ihren weit entlegenen Wanderungen im Auge haben und sie vor dem Ermatten bewahrt durch das freudige Bewußtsein, daß sie durch ihre vereinzelten Bemühungen alle die Bausteine herbeitragen zu dem Ausbau dieser großen Wissenschaft, die dereinst als ein herrlicher Dom erstehen wird, in dessen Innern die Antwort auf die Räthselfrage der Außenseite des delphischen Tempels γνῶθι σεαυτὸν für Alle zu lesen sein wird. Daß alsdann die Entwicklungskunst der Menschheit, mag sie nun von Priestern, Politikern, Lehrern, Reisepredigern oder wem immer geübt werden, zuerst und vor Allem zu diesem Tempel wird wallfahrten müssen, um sich Aufschlüsse und Erleuchtung über die Wege, welche sie zu wandeln hat, zu holen, das ist wohl selbstverständlich, sowie auch daß sie alsdann nicht mehr im Blinden tappen oder herkömmlicher Routine zu folgen haben wird, sondern über Ziele sowohl, als über die Mittel, diese Ziele mit Sicherheit zu erreichen, klarer sehen und ihre Schritte darnach mit Zuversicht wird einrichten können. Und es darf heute schon gesagt werden, daß das Ziel kein anderes sein wird, als die ewige Lehre, die vor beinahe zweitausend Jahren aus dem edelsten Munde als eine neue, frohe Botschaft verkündigt wurde mit den Worten: „Liebet einander!"

Als den Grundirrthum der Speculation, als die Ursache ihres tausendfältigen Mißlingens — und wer zweifelt heute noch an letzterem, wenn er die Unzahl der von jedem Jahrhunderte zu Tag geförderten Systeme überschaut — habe ich oben das Ausgehen von bestimmten Worten und Begriffen bezeichnet, die als feststehendes Denkmaterial galten, ohne daß man fragte, wie man zu diesen gelangt sei. Schopenhauer drückt das in seiner drastischen Weise aus, indem er den speculativen Philosophen auf den Tisch schlagen und mit zorngeröthetem Gesichte ausrufen läßt: „Das Absolute, ja das muß denn doch existiren, da hört denn doch alles auf, wenn das Absolute nicht mehr existirt!" — etwa so wie der Rabbi in dem großen Glaubensturnier kreischt:

Gilt nicht mehr der Tausves Jonteff,
Was soll gelten? — Zeter, Zeter!*)

Das wahre Heil kann hier auch einzig und allein darin gefunden werden, daß wir ernstlich bemüht sind zu erforschen, wie der Menschengeist zu jenen Begriffen gelangt ist und nur die Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande darüber Aufschluß zu geben. Diese wird uns denn sagen, daß die ersten und ursprünglichsten Begriffe des gemeinen Denkens — Erklärungsversuche des Werdenden durch irgend ein schnell angenommenes Sein — durchaus anthropomorphistisch waren und daß sie erst im Laufe der Jahrhunderte das Menschenartige allmählich abgestreift und sich geläutert haben. Will der Leser ein recht anschauliches Beispiel, so denke er nur an das Wort Kraft, mit welchem wir gewohnt sind jede Veränderung zu erklären und welches seinen Ursprung in der menschlichen Leibeskraft, die soviele nützliche Veränderungen hervorbrachte, nicht verleugnen kann.

Es wäre nun wohl interessant zu wissen, ob der große Streit, der heute wie in früheren Jahrhunderten die Menschheit in zwei Lager theilt, welcher sich an die beiden Worte „Spiritualismus oder Materialismus" heftet und eine um so größere Erbitterung oder arrogantes Aburtheilen bekundet, je schwächer die in's Feld geführten Argumente sind — ob dieser Streit nicht auch im eigentlichsten Sinne ein Wortstreit ist, indem die Mehrzahl der Streitenden gar nicht beachtet, welchen Begriff sie mit dem Worte verbindet, das sie auf ihre Fahnen geschrieben.

Dagegen werden nun allerdings die Spiritualisten reclamiren und ausrufen: „Wir verstehen unter Seele ein übersinnliches, immaterielles Wesen, welches demnach der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Natur nicht unterworfen ist, sondern dessen eigenstes Princip

---

*) Auch Aristoteles war wohl von einem ähnlichen Aerger ergriffen, da er von Anaxagoras sagte: „Er hilft sich mit seinem νοῦς als Princip der Weltschöpfung; so oft ihm eine Ursache fehlt um eine Sache zu erklären, dann zieht er seinen νοῦς herbei; in allen anderen Dingen zieht er aber lieber jede andere Ursache an, als den νοῦς." (Metaph.)

die Freiheit ist. Wir denken, das ist doch klar genug!" Gewiß. Ebenso gewiß aber ist, daß dieses Wesen, welches ihr selbst als den Urgrund der Vernunft bezeichnet, entweder etwas durchaus Gesetzloses ist und daß es demnach durch die wilden Sprünge seiner Freiheit sich nothwendig jeder vernünftigen Betrachtung entziehen muß oder daß es, eine ganz verschiedene Welt, seine eignen immanenten Gesetze hat, denen es mit derselben Nothwendigkeit folgt, wie die Natur den ihrigen. Unerklärt bleibt aber auch in dem letzteren Falle, wie eine so durchaus heterogene Welt inmitten einer anderen — der Naturwelt — existirt, so vielfach an dieselbe gebunden ist, von derselben abhängig sowohl als auch tausendfältig auf sie einwirkend. Nach unserem vernünftigen Denken kann doch aber nur Gleichartiges auf einander einwirken. Auch verlangen wir zu wissen, wie ihr mit Bestimmtheit behaupten könnt — die absolute Unabhängigkeit beider Welten einmal angenommen — daß nicht eine Menschenseele in einem Affenkörper, einer Pflanze, einem Felsen sich befinde? Denn was diese von uns selber unterscheidet, ist doch nur die Verschiedenheit der Materie in ihrer Anordnung. Und soweit wird doch wohl der kühnste Spiritualist nicht gehen, daß er behauptet, die Seele schaffe sich selbst ihren Körper. Dann würde doch gewiß der arme Hektiker sich eine bessere Lunge schaffen, ja die meisten Menschenseelen wären in der Lage, sich einen schmerzenden Zahn mit einem gesunden, einen frierenden Schädel mit einem dichtbehaarten u. s. w. zu vertauschen.

Kann die Seele eines Sokrates, eines Mozart auch in einem Körper wohnen, dessen Organisation keine oder nur geringe Befähigung zur Weisheit, zur Musik in sich schließt? Nicht? Also jene Fähigkeiten sind an bestimmte Organe und ihre bevorzugte Structur gebunden? Dann ist das Wesentliche eines Sokrates und Mozart von dem Körperlichen abhängig und was ihr Seele nennt, nichts weiter als Lebenskraft, die ja auch in jedem Thiere wohnt. Daß aber das Wort Lebenskraft ein scholastischer Begriff ist, mit welchem wir ein uns Unbekanntes durch ein beliebiges X

bezeichnen, wird euch jeder Physiologe und überhaupt jeder wissenschaftlich denkende Mensch sagen.

Das Triumphgeschrei des einseitigen Materialismus ist ebenso thöricht, ja noch um ein gut Theil kindischer, als die immerhin einer edlen Empfindung entspringende Verbohrtheit des einseitigen Spiritualismus. Thun sie was Anderes, die Louis Büchner, Moleschott, Carl Vogt und wie sie alle heißen mögen, als das Kind welches einen trefflichen Klavierspieler gehört hat und nun seinen Eltern oder Gespielen erzählt, er habe die Hände rasch auf den Tasten hin- und herlaufen lassen, dabei die Finger sehr schnell bewegt und manchmal auch — das war das Merkwürdigste — die Arme über einander gekreuzt? „Ohne Phosphor kein Gedanke, das Denken und Empfinden Erregungen der Nervensubstanz, unsere Gedanken Ausscheidungen des Gehirns wie der Urin Secretion der Nieren" und was sonst noch für hochwichtige Aufschlüsse das Entzücken der Blaustrümpfe und der Halbgebildeten erwecken; sie haben nicht einmal den Anspruch original zu sein, denn schon die sogenannten Philosophen des 18. Jahrhunderts, ein Lamettrie, ein d'Holbach, ein Helvetius glaubten an das Dogma, daß eine Blähung, ein Magendunst nach Oben zum Gehirn seinen Weg nehmend, zum „sublimen Gedanken" werden könne.

In dieser Form des Materialismus liegt eine unbegreifliche Veräußerlichung des Menschen, eine knabenhafte Verwechslung zweier total geschiedenen Gebiete. Denn das wird doch jeder einsichtsvolle Naturforscher zugeben, daß über das Wesen der Empfindung wir keinen anderen Aufschluß, keinen anderen Maßstab finden können als unsere eigene Empfindung. Und wenn die physiologische Structur und Veränderung der Nervenfaser noch so genau mikroskopisch dargestellt wird und wenn unser Sehorgan als eine vortreffliche camera obscura erfaßt, der nervus opticus in all seinen Verzweigungen studirt, unsere Gehörnerven als ein vollständiges zartest besaitetes Clavier erkannt werden: was gibt uns das Alles für Aufschluß über die Natur unseres Fühlens, Sehens, Hörens?

Welche Analogie zwischen der kunstvollst gedachten Structur einer Nervenfaser und einer noch so einfachen Empfindung? Wo ist der Berührungspunkt der beiden, wo und wie ist die Wirkung der ersteren als eine natürliche, nothwendige, mit einem Worte wie ist ein Causalzusammenhang denkbar? Auf diese einfache Frage, welche nothwendig das Fundament des ganzen Systems sein müßte, hat die oben erwähnte Form des Materialismus keine Antwort, sie muß verstummen.

Die echte Naturforschung bekennt, daß mit dem Aufdämmern der animalischen Empfindung die Grenze ihres Gebiets, soweit dasselbe eine mechanisch-physikalische Erklärung der Naturerscheinungen umfaßt, anfängt; daß hier mit anderen Factoren, anderen Maßstäben, anderen Einheiten gerechnet werden muß. Die wahre Einheit, von welcher auf diesem fremden Gebiet ausgegangen werden muß, ist das geheimnißvolle Wort Empfindung. Was Empfindung sei, wissen wir Alle, weil wir selber empfindende Wesen sind; sie zu definiren ist unmöglich, eben weil sie die ursprüngliche Einheit ist, die nicht mehr zerlegt werden kann. Ihre charakteristischste Wirkung ist wohl die, daß sie eine Art von solidarischem Zusammenhang aller Theile des Organismus herstellt, sodaß sowohl eine Intervention des Ganzen zu Gunsten der Theile, als auch der Theile zu Gunsten des Ganzen eintritt. Ferner ermöglicht dieselbe Beziehungen zur Außenwelt, welche eine Auswahl zwischen günstigen und schädlichen Einwirkungen verstatten und somit ist die freie Bewegung (Locomotion) eine nothwendige Ergänzung und auch eine direkte Wirkung jener ursprünglichen Anlage.

Wir könnten vermittelst unseres Abstractionsvermögens uns einen möglichst primitiven animalischen Organismus (nach Analogie des Bathybius oder der Monere) vorstellen, welcher aus einfachen gleichartigen Zellen bestehend etwa im Wasser herumgetrieben würde oder sich an die Steine ansetzte. In diesem Organismus hätten wir die einfachste Form der Empfindung, der aufdämmernden Bewußtheit offenbar anzunehmen. Ist es nun möglich, uns in dies Empfindungs-

leben des tiefsten Schlafs zurückzuversetzen? Nein; sowenig als es möglich ist durch das Helle in einen dunklen Raum zu blicken, vermag unser reiches, bewußtes, wunderbar in tausend Harmonieen zusammenklingendes Empfindungsleben sich in jenen Urzustand hineinzuträumen. Und doch sind wir alle von diesem Zustande einmal ausgegangen.

Etwas Anderes aber können wir. Wir können uns in die ersten Zeiten unserer Kinderjahre — soweit uns die wunderbare Gabe der Sprache geleitet — zurückdenken, Gefühle, Stimmungen, Bilder, Gedanken, die lange geschlummert hatten, wieder wachrufen und aus unserer jetzigen durch die Erfahrungen, Erlebnisse, Errungenschaften eines vieljährigen Lebens unendlich complicirten Empfindungsweise uns in die einfachere ursprüngliche Denk- und Anschauungsform hineinversetzen. Wir schauen das Werdende vom Standpunkte des Gewordenen aus.

Was wir mit unserem individuellen Leben vermögen, dasselbe zu thun ist jetzt die Menschheit als großer Gesammtorganismus bemüht. Lange schon hatten die homerischen Gesänge und andere Naturdichtungen ihren Zauber als Bilder eines einfachen Kindesalters der Menschheit ausgeübt, bevor die Reflexion sich die bewußte Aufgabe stellte, das ganze Geistesleben der Menschheit in seinem vielhunderttausendjährigen Werde- und Entwicklungsgang zu verfolgen, zu recapituliren und gleichsam noch einmal mitzuerleben. Was allen Forschern auf einzelnen beschränkten Gebieten vorschwebte, das ist jetzt zur klar erkannten Aufgabe geworden.

Ein paar Jahrtausende schreiten wir auf dieser Wanderung in die Vergangenheit an der Hand der Geschichte und der schriftlichen Niederzeichnungen der erloschenen Geschlechter voran; hier gilt es vor allem die in die Worte gebannten Geister wiederzuerwecken und nicht unseren eigenen Geist an dieselben zu heften. In den meisten Fällen werden wir den Gedankeninhalt welcher die Sphäre des Wortes in unserer heutigen Sprache ausfüllt zu beschränken, bedeutend zu vereinfachen haben: in manchen Fällen werden wir ihn auch reicher,

mit viel mehr Beziehungen ausgestattet denken müssen. Wo uns die Geschichte und die schriftlichen Documente verlassen, da führt uns die Mythen- und Sagenforschung und dann die Sprachforschung noch eine bedeutende Strecke in die dunkele Nacht der Vorzeit unseres Geschlechts. Hier gilt es mit der äußersten Behutsamkeit, mit einer ungemeinen Selbstentäußerung Schritt um Schritt voranzutasten; wir nähern uns den einfachsten Denkvorstellungen im bewußten Leben, sofern dieselben an die Sprache gefesselt sind: Aufklärungen und Ergänzungen erhalten wir von der jetzt noch existirenden Vergangenheit, der Sprache der Wilden und Naturvölker. Aber auch die Sprache hatte einmal ihren Anfang, sie war nicht allezeit der kostbare, auszeichnende Besitz der Menschen. Für die in ungeheurer Ferne liegende Urzeit der sprachlosen oder erst lallenden Menschheit haben wir gar keinen Führer, keinen Leitstern, nicht einmal ein Tastorgan. Doch ja, hier gilt es treues und ausdauerndes Beobachten des Thierlebens, seiner Seelenvorgänge, seiner sogenannten Instinctäußerungen.

Haben wir so das große Operationsgebiet für unsere Entdeckungsreise mit ungeheuern, aber immer noch bestimmten, Grenzlinien umzogen, so werden alle unsere Schritte mit einer gewissen Sicherheit, mit dem bewußten Hinblick auf den Polarstern, der ihnen die bestimmte Richtung anweist, kurze aber fördernde Strecken auf demselben zurücklegen. Daß unsere Gedanken, unsere Emfindungen, unser sittliches und ästhetisches Fühlen alle eine vieltausendjährige Vergangenheit haben, daß wir den Zusammenhang mit dieser in vorsichtiger Analyse Glied um Glied wieder herzustellen und so von dem unendlich Complicirten zu immer einfacheren Factoren zu gelangen vermögen: das erhöht die Freudigkeit der Arbeit und vereint zu frohem Zusammenwirken alle die Forscher auf dem Gebiete des Empfindungslebens des Menschengeistes, ob sie nun Philologen, Linguisten, Archäologen, Aesthetiker, Kunsthistoriker, Culturhistoriker, Psychologen oder wie immer sich nennen. Ausgeschlossen sind nur die mürrischen und trotzigen Knechte, die ihr Pfund vergraben,

die den Stern nicht sehen, der den Weg zu dem Gottverheißenen führt: als z. B. die Sorte Philologen, die in den Worten nichts weiter sehen als Worte, die Historiker die nur für die Haupt- und Staatsactionen, fürstliche und gräfliche Genealogieen, Jahreszahlen und Daten Organe und Spürkraft besitzen, die speculativen Philosophen, die mit ein paar fertigen Begriffen und Terminologieen einen mystischen Eiertanz aufführen und die thörichte Menge glauben machen wollen, das sei der Schlußstein der Weisheit.

Daneben arbeitet denn in rüstigem Voranschreiten die andere Schaar der auserwählten Kämpfer der Menschheit: die Naturforscher im engeren Sinne des Wortes. Ist es unsere Aufgabe, aus den Worten (nicht bloß der Lautsprache, auch der Musik, der Plastik, der Architektur u. s. w.) das Geistesleben und sein innerstes Thun und Weben zu erschließen; so haben sie das Entgegengesetzte zu thun: die todten Stoffe zum Reden zu zwingen, aus den äußeren Bewegungen auf ihre innere geheimnißvolle Anordnung, ihre Kräfte — wenn man will, ihr geistiges Wesen zu schließen. Was nicht auf die einfache mechanisch-physikalische Formel zurückgeführt ist, das muß ihnen als ein noch ungelöstes Räthsel gelten.

Bei der Construction des großen modernen Wunderwerks, des Mont-Cenis-Tunnels, war die schwierigste Aufgabe die vorbereitende Arbeit der Triangulirung, welche genau die Richtung zu ermitteln hatte, in welcher man von französischer wie von italienischer Seite zu bohren hatte, um nach Vollendung der Riesenarbeit glücklich an einer Stelle zusammen zu treffen. Diesen Compaß, diese Richtung verleihende Methode hat die Menschheit auf den beiden großen Gebieten der wissenschaftlichen Thätigkeit erst in unserem Jahrhundert gefunden — es ist die Entwicklungslehre. Von beiden Seiten arbeiten nun die Bergleute dem gemeinschaftlichen Zielpunkte zu. Von unermeßlicher Bedeutung für die Culturentwicklung ist das klare Bewußtwerden dieser Aufgabe.

Der Tag wird kommen, an welchem sie zusammentreffen. Das wird ein Tag sein, ein großartiger Festtag für die Menschheit; ein

Tag wie ihn Schiller in dem Eleusischen Fest geschildert hat oder Mendelssohn in der Symphonie-Cantate zur Säcularfeier der Buchdruckerkunst, wo nach dem ängstlichen Rufen der in Stricken und Banden des Aberglaubens und der Geistesnacht Gefesselten: „Hüter, ist die Nacht bald hin?" endlich die Engelsstimme ruft: „Die Nacht ist vergangen! Vergangen!"

Oder wird die Menschheit ahnungslos und unbewußt, wie der schlafende Odysseus zu den Gestaden seiner Heimath, zu der goldenen Pforte der Erfüllung ihres heißesten Wunsches gelangen?

Das liegt in dem Schooße unserer Gebieterin, der Norne Werdandi.

II.

Zur Theorie des Entwicklungsgesetzes.

Circuli vitiosi.

Freue dich, höchstes Geschöpf, der Natur, du fühlest dich fähig
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts.

Goethe.

Organisches Leben — Pflanze und Thier —; Geistesleben des Menschen in allen seinen Entfaltungen; Sprache, Cultur, Sitte, Kunst; Erzeugnisse dieser Geistesthätigkeit von den rohesten Artefacten an bis zu den höchsten Werken der bildenden Kunst, den vollkommensten Sprachen, den herrlichsten Dichterwerken, den edelsten Geboten der Sittlichkeit: das sind die drei großen Gebiete, auf welchen wir ein stets voranschreitendes Werden, d. h. eine Entwicklung wahrnehmen. Das Eigenthümliche derselben ist, daß das in den vorausgehenden Zeilen Gewonnene bleibt und die im Laufe der Zeiten eintretende Differenzirung Neues und Vollkommneres hinzufügt; während in der unorganischen Welt nur eine fortwährende Veränderung stattfindet, indem der feste Stoff hier durch den Einfluß der Atmosphäre und des auflösenden Wassers abnimmt und dort durch den Niederschlag des Fluß- oder Meerwassers sich wieder ansetzt.

Die unscheinbare Flechte, der noch pflanzenartig gestaltete Polyp verglichen mit der tausendjährigen Eiche, dem wunderbaren Bau des Säugethiers; der rohe Papu, der thierähnliche Buschmann im Vergleich mit dem hochgebildeten Europäer, dem Geistesadel der Martyrer für Wahrheit und Menschenrecht; die mühsam gearbeitete Steinaxt, der krächzende Empfindungslaut der Hottentotten gegenübergestellt den Berge durchbohrenden, gleichsam mit menschlicher Intelligenz arbeitenden Maschinen, einem Liede von Goethe, das Beethoven mit seinen

Zauberklängen umwoben: sie mögen als Beispiele von Extremen gelten, zwischen denen ein vernünftiges Denken eine Verbindung herzustellen sich genöthigt sieht, die einzig und allein durch das Gesetz der allmählichen Entwicklung möglich erscheint.

Zuerst habe ich darüber Rechenschaft abzulegen, warum ich drei Gebiete angenommen habe; warum neben der Entwicklungslehre der ungeheuren Zahl von Naturwesen das Leben und die Erzeugnisse des Menschengeistes, jedes für sich den Anspruch einer besonderen Darstellung und Betrachtung zu machen berechtigt ist.

Die natürliche Schöpfungsgeschichte verzeichnet ein vielhunderttausendjähriges Werden, innerhalb dessen sich die Organismen von den einfachsten Urformen zu stets größerer Vollkommenheit heranentwickelten. Substrat dieses Schaffens war der unorganische Stoff; der Kampf ums Dasein, die Fähigkeit der Anpassung, die Möglichkeit der Weiterentwicklung waren die schaffenden Principien und die Gründe der Vervollkommnung, der Erhaltung oder des Untergangs der einzelnen Formen. Bei jedem Gliede der ungeheueren Kette haben wir demnach das Werdende in seiner Gegenüberstellung zu dem bereits Gewordenen zu beachten; je nachdem letzteres feindlich oder günstig, anregend oder indifferent sich verhält, muß ersteres eine Weiterentwicklung, ein Verharren oder eine Vernichtung aufweisen.

In der kurzen Spanne Zeit, seit der selbstbewußte Menschengeist zur unbedingten Herrschaft über die anderen Naturwesen gelangt ist, haben wir neben den Schöpfungen der Natur eine eigenartige Schöpfung des Menschengeistes, welche nur im Interesse, im Dienste des Menschen und seiner steten Fortentwicklung stattgefunden hat, anzuerkennen. Diese Schöpfungen, welche die feindlichen Naturgewalten zu unterjochen, zu seinem Nutzen zu verwerthen, mit einem Worte, alles Gewordene in ein möglichst günstiges Entwicklungsgebiet zu verwandeln bestimmt sind, sind keineswegs identisch mit der stets voranschreitenden Vervollkommnung der menschlichen Geisteskraft oder seines eigenen Wesens. Hier ist jener Unterschied zu machen, mit welchem Mephistopheles spielt, wenn er sagt:

Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch was du bist.

Es ist der Unterschied zwischen der Eigenkraft des Menschen und seiner Machtsphäre.

Diese Machtsphäre ist das Produkt der Anstrengungen von vielen Milliarden von Generationen, die in ununterbrochener Folge hunderttausende von Jahren gerungen und sich abgemüht haben, um diese Erde für sich wohnlich einzurichten; sie ist das Resultat von leuchtenden Gedanken, von stiller fleißiger Arbeit, von opferwilliger Hingabe an die großen Ziele und Aufgaben der Menschheit. In ungeheuren Progressionen steigert sich nun diese Machtsphäre von Jahrhundert zu Jahrhundert, während in den ersten Jahrtausenden der historisch nachweisbaren Menschenvernunft der Fortschritt ganz gewiß ein unendlich langsamer, kaum wahrnehmbarer gewesen ist.

Diese Machtsphäre wirkt aber anderseits auch als eine über die Erde verbreitete geistige Atmosphäre, an welcher alle Menschen mehr oder weniger Antheil haben, indem sie dieselbe einathmen, dadurch ihre Eigenkraft erhöhen und zwar in dem Maße als sie eine größere oder geringere Assimilationsfähigkeit besitzen. Auch der Wilde gebraucht das Schießgewehr, das zufällig in seinen Besitz gekommen; es dient ihm aber nur so lange, als er das benöthigte Quantum Pulver hat, oder jenes nicht reparaturbedürftig geworden ist. Die Gedanken Spinoza's, die mathematischen Theorieen Gauß' zu verstehen, ist nur Wenigen gegeben und doch sind dieses mächtige Ströme, aus welchen sich das oben bezeichnete Gedankenmeer speist und erhält.

Mit anderen Worten: Wie die Entwicklungslehre der einzelnen Organismen sich auf zwei Factoren gründet, die Eigenart, d. h. die Anlage und Entwicklungsfähigkeit dieser organischen lebenden Formen und die Summe aller äußeren Verhältnisse, zu welchen auch die bereits gewordenen übrigen Organismen gehören: ebenso sind bei der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts einerseits Anlage und Befähigung aller Einzelwesen, andererseits jene ungeheure Schöpfung

des Menschengeistes, das Produkt vieler Jahrtausende, das geistige Substrat seiner weiteren Entwicklung ins Auge zu fassen.

Das gezähmte Pferd, der gezüchtete Ochse, die kunstvolle Dampfmaschine, die hochgebildete Sprache, das herrliche Marmorbild sind natürliche Glieder jener Machtsphäre, die ich zugleich eine geistige Atmosphäre genannt habe. Wie die Millionen der mannigfaltigsten organischen Formen ausschließlich Werke der Natur, so sind diese Schöpfungen des Menschengeistes, der ihnen sein Siegel aufgedrückt, wie der Dichter so schön sagt:

> Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung,
> Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an!

Auf diesem Gebiete der Erzeugnisse der voranschreitenden menschlichen Cultur wird die Entwicklungslehre wohl von Allen, auch ihren hartnäckigsten Leugnern auf den beiden anderen Gebieten, anerkannt. Man braucht in der That nur die ursprünglichsten Werkzeuge der Menschen — die Steinaxt, die Steinsäge, das Steinmesser — zu vergleichen mit den späteren Formen, um auch dem Blindesten die allmähliche Vervollkommnung bei steigender Erkenntniß, zunehmender Erfahrung und reicherem geeigneterem Material klar zu machen.

1) Einzelne Seiten des Entwicklungsgesetzes treten auf diesem Gebiete in einer handgreiflichen, ich möchte sagen, naiven Weise in die Erscheinung. So die, daß sich zu der ursprünglichen Form, welche bleibt, neue individuellere Züge anbilden. Die erste Steinaxt war wohl ein zufällig so geformtes Stück Kieselstein, mit welchem der Spiel- oder Kampftrieb des Menschen ihm nützliche Wirkungen ausübte. Die Auswahl unter den vorhandenen ließ wohl bald Eine Form, die keilförmig zugeschärfte, als die geeignetste erscheinen und sie wurde nun, wo sie seltener sich vorfand, durch eigene Arbeit hergestellt. Erstes Auftreten des selbstgefertigten Werkzeugs. Zum Fällen der Bäume — oder geschah es zur Abwehr der wilden Thiere? — reichte die Schwungkraft des eigenen Arms nicht aus und die nächste Verbesserung war wohl die Befestigung der Steinaxt an einem Stücke Baumast, wodurch eine Verlängerung des Hebel-

arms erzielt wurde. Diese Befestigung ward der Anlaß zahlreicher Versuche und Erfindungen. Neben dem Einfügen in das gespaltene Ende des Baumasts, welches lange Zeit die einzige Art der Befestigung war, erschien endlich die Idee, den Stiel in ein eigens gefertigtes Loch einzutreiben, als die zweckmäßigste und natürlichste Verbindung. Dies konnte aber erst in einer Zeit eintreten, wo man in der Bearbeitung des harten Materials bereits einen bedeutenden Fortschritt gemacht hatte und schon die Erfahrung angeleitet hatte, statt des rauh behauenen, einen glatt polirten Steinkeil mit unsäglicher Mühe sich herzustellen. Das Bekanntwerden eines neuen Materials, des schmelzbaren Kupfers, des schmiedbaren Eisens erleichterte die Arbeit und vervollkommnete die Form, welche nun, nachdem sie einmal möglichst zweckentsprechend sich erwiesen hatte, sich zu einer dauernden fixirte. Es ist gradezu merkwürdig, wie die Gegenstände des täglichen Gebrauchs sowohl in einem ungeheuren Verbreitungsbezirk, als auch in einem Verlauf von Jahrtausenden mit ganz geringen Abweichungen dieselben Formen darbieten.

2) Hier mag gleich die von Ernst Häckel in genialer Einfachheit formulirte Theorie von der Ontogenie und der Phylogenie in gewissem Sinne ebenfalls ihre Anwendung finden. Jede zweckdienliche Schöpfung des Menschengeistes war ein bis zu einer bestimmten Vollkommenheit sich entwickelndes On (Einzelwesen), welches dann auf dieser Stufe — je nach seiner Verwendbarkeit — sich in zahllosen Individuen, welche zusammen die Phyle (Gattung) bilden, reproducirt. Man mache sich eine Vorstellung von den Myriaden von Stecknadeln oder Nägeln, welche bis auf den heutigen Tag verbraucht worden sind. — So wird die Gewohnheit des Einzelmenschen zum Gebrauch, der Gebrauch zur Sitte. So kann eine einmal vorhandene Sprachform, z. B. ein erster Comparativ, zur Stammmutter werden, aus welcher zahlreiche andere analogisch sich bilden.

3) Ein drittes Princip, welches in der Entwicklungslehre der organischen Wesen erkannt worden ist, war wohl schon früher auf diesem Gebiete nicht bloß ungemein wirksam, sondern auch zum

klaren Bewußtsein gekommen: es ist das Princip der Arbeitstheilung. Wie die Natur in allmählichem Werden die einzelnen Organe an der geeignetsten Stelle herausbildet und sie mit den speciellen Functionen — der Bewegung, des Sehens, des Hörens — betraut, so schuf der Menschengeist sich auch seine besonderen Organe — die verschiedensten Werkzeuge zu den verschiedensten Verrichtungen; die Bearbeitung des mannigfach gearteten Bodens zu den mannigfaltigen Culturpflanzen, die Organisation der Gesellschaft nach Klassen und Ständen können hier als Beispiele dienen. Millionen mögen allnächtlich ihre Augen nach dem gestirnten Himmel richten, sie werden nicht soviel sehen, als das ein Paar Augen des Astronomen, der einzig dieser Beschäftigung obliegt. Dafür sind diese Augen in gewissem Sinne die astronomischen Augen der Menschheit. Die oben erwähnte Stecknadel dient unzähligen Gebräuchen, dafür wird sie auch ungemein zahlreich und wohlfeil hergestellt — wodurch? einzig durch Arbeittheilung. Das ist die stecknadelbildende Kraft. Wir brauchen die zu höchster Vollkommenheit entwickelten Fittiche des Adlers, die Läufe des Hirsches nicht mehr zu beneiden; ein Stückchen Blei fliegt dem Adler nach und ereilt ihn und wir vermögen durch ein wenig gespannten Dampfes uns eine Geschwindigkeit zu verleihen, deren Raschheit und Ausdauer von keinem lebenden Wesen erreicht wird.

4) Das vierte Grundgesetz der organischen Entwicklung ist das Erreichen möglichst großer Wirkungen durch die möglichst einfachen, sparsamen Mittel. Jedes überflüssige, nicht mehr verwerthbare Organ schrumpft ein, stirbt ab oder gestaltet sich zur Uebernahme einer neuen Function um. Nach Maßgabe seiner Wichtigkeit bildet sich ein Organ auf Kosten der übrigen aus; diese treten demnach zurück und es stellt sich so stets eine Harmonie der Theile her, welche zum Leben und zur Anpassung für die äußeren Verhältnisse die geeignetste ist. Dasselbe Princip leitet den Menschengeist in seinen Schöpfungen; ebenfalls allmählich und nach langem Tasten gelangt es zur Geltung. Als erstes Beispiel will ich die Worte James

Watt's beim Anblicke einer sinnreichen Maschine anführen: „Wie schwer muß es doch gewesen sein, diese Maschine zu erfinden, da sie so einfach ist!“ Auf die Sprache übertragen, ist dieses das Wesen des Classischen; der Ausdruck muß gerade nur so viel — nicht mehr, nicht weniger — geben, als die auszusprechende Idee verlangt. In diesem Sinne ließe sich das Wesen des Classischen nicht nur in den Werken der Sprache und der Kunst, sondern in allen Erzeugnissen des Menschengeistes nachweisen.

Ein zweites Beispiel ist die Schrift. Sie geht aus von der graphischen Darstellung der zahllosen sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände und versucht es dann auch immaterielle Dinge symbolisch zu bezeichnen. Aus dieser unbegrenzten Vielheit der Schriftzeichen, welche noch vermehrt wird durch die Willkürlichkeit der Darstellung, gelangt sie in der zweiten Stufe der Entwicklung zur Fixirung einer zwar außerordentlich großen, aber doch immerhin begrenzten Anzahl von Ideenbildern. Aegyptische Hieroglyphen, das chinesische Alphabet mit seinen 40.000 Zeichen. Die höchste vollkommenste Stufe wird erreicht durch den so leichten und einfachen Mechanismus der Lautschrift. Vierundzwanzig Zeichen genügen, um alle vorhandenen und überhaupt möglichen Worte zu bezeichnen. Interessant ist der Nachweis, wie noch die heutigen Buchstaben den Charakter der Ableitung aus der früheren Bilderschrift tragen. (∀ alef Stier, Stierkopf, Zeichen für A griechisch ἄλφα, ב beth, Haus, Zeichen für B griechisch βῆτα u. s. w.) Es ist übrigens möglich, daß die heutige Schrift trotz ihres dreitausendjährigen Bestehens auf derselben Stufe, noch einer höheren Vervollkommnung d. h. größeren Vereinfachung fähig wäre. Diese wird dann zu ihrer Zeit ganz gewiß eintreten. Die Notenschrift z. B., das Kind einer späteren Zeit, bedient sich viel einfacherer Mittel und bereits hat die Stenographie angefangen, im Anschlusse an diese, die höheren und tieferen Vocale durch Stellung der Buchstaben über oder unter die Linie zu bezeichnen.

Als drittes Beispiel diene die Sprache. Auch sie geht aus von einer unbeschränkten Fülle einfacher Wurzelwörter, die so inein-

ander fließen, daß man fast sagen kann: Jedes Wort hat jede Bedeutung und jeder Begriff eine unzählige Menge von Wortbezeichnungen. Innerhalb dieser Pangenesis fixiren sich allmählich bestimmtere Formen, einzelne Wörter werden vorzugsweise Träger geschlossener Begriffssphären. Der überflüssige Luxus streift sich ab, das vorhandene Material wird zur feineren Begriffssonderung verwendet. Stufe der monosyllabischen Sprachen. (Chinesisch). Die inneren Beziehungen zwischen den einzelnen Wörtern bringen ein Zusammenwachsen und Verschmelzen derselben hervor. Zeitbestimmungen, wie: heute, morgen rc.; Personenbezeichnungen, wie: ich und du, wir und die andern; Verneinungen und andere Adverbien verwachsen mit dem Zeitworte und Hauptworte und bringen einen wuchernden Ueberfluß von Conjugationen und Deklinationen hervor, der sich zu einem verwirrenden Uebermaße steigert, ohne ein den aufgebotenen Mitteln entsprechendes Resultat für den Gedankenausdruck zu erreichen. Stufe der agglutinirenden Sprachen (Baskisch, Finnisch, Indianische Spr. rc.). Der Proceß der Siebung oder Vereinigung beginnt, der unnöthige Ueberfluß verschwindet; nur die nothwendigsten — darum stets wiederkehrenden — Formwörter werden festgehalten: das ich, das du; die Gegenwart, die Zukunft; die Einheit, die Vielheit, hie und da auch die Zweiheit (hier wirkten die menschlichen Gliedmaßen, wie ja auch die Geschlechtssonderung in der Sprache eine große Rolle spielt) u. s. w. Stufe der flektirenden Sprachen (Semitisch, Indogermanisch). Auch die Flexionen streifen sich ab; die Sprache bedient sich des einfachsten Mittels — der Präpositionen und Hilfszeitwörter. Moderne, analytische Sprachen. Vermöge einer Art von Atavismus verschmelzen diese Wörtchen wieder und bilden hie und da neue Flexionen: Gothisch: habe dêdeima haben thäten wir, wir hätten altfrzs. aimer vos ai ich habe Sie zu lieben; neufrzs. je vous aimerai.

5) Die räthselhafte Erscheinung des Atavismus erlangt in den Schöpfungen des Menschengeistes eine besondere Klarheit und Durchsichtigkeit. Jener wundervolle Mikrokosmus, der Mensch mit seinen Tausenden von Anlagen und Fähigkeiten, vermag nicht immer

alle diese Anlagen in gleichmäßiger Anspannung zu bethätigen. Es kommen daher Zeiten, in welchen die Fähigkeit für specielle Kunstthätigkeit abnimmt, weil mit dem Interesse die ganze Geisteskraft sich anderen Gebieten zugewandt hat. Es kann also eine früher erreichte Stufe verloren gehen, es können die menschlichen Schöpfungen um eine oder mehrere Stufen zurückfallen. In der Sprache geht der schöne Wohllaut der Wortformen verloren, weil der Verstand vorherrscht und das musikalische Ohr nicht zu Rath zieht. Das künstlerische Auge der Griechen hat die herrlichsten Gebilde der Plastik im perikleischen Zeitalter geschaffen, die seitdem nicht wieder erreicht worden sind. Dafür blühen die Schöpfungen der Architektur im Mittelalter, der Malerei in der Renaissance, der Musik im Zeitalter der Weltbefreiung. Der Ackerbau, in den Zeiten der römischen Republik zu hoher Vollkommenheit entwickelt (Fruchtwechsel, Reihencultur, Drainröhren schon 160 vor Chr.) geräth in einen mehr als tausendjährigen Verfall, aus welchem er sich erst Ende des vorigen Jahrhunderts wieder erhebt. Zeiten der Barbarei, welche auf Perioden hoher Culturblüthe folgen, sind atavistische Rückbildungen, in welchen vielleicht die gesunde, rohe Urkraft sich wieder geltend macht, um dem Sich Aufleben durch die allzu verfeinerte, verweichlichende Einzelentfaltung entgegenzuwirken. Auf den Wildstamm propfen die Gärtner die zu künstlicher Vollkommenheit gezüchtete Rose oder Frucht. Sie wissen, daß dieselben auf eigenem Stamme leicht degeneriren. Also hat dieser doch etwas eingebüßt, was dem Wildling nicht abgeht. Atavismus ist der Rückfall unter die Zuchtruthe des Despotismus nach dem vernunftgemäßen Aufbau freier Verfassungen (griechische Tyrannis, Cromwell, Napoleon), Atavismus die Umwandlung der edlen Christuslehre in düsteren Dogmenzwang und sinnbethörenden Fetischdienst, Atavismus der sehnsuchtsweiche Weltschmerz und das Wiederaufwärmen mittelalterlicher Religionsformen nach der Erlösung und Befreiung der Menschenvernunft durch moderne Philosophie und Wissenschaft. Letzteres Beispiel, als ein von den meisten heutigen Menschen *bewußt durchlebtes*, dürfte darum am anschaulichsten

sein. Die alte Gewöhnung der Ehrfurcht vor den religiösen Formen, die zarten Bande der Pietät, die uns an sie knüpfen, da sie unseren Eltern und Großeltern heilig waren und unsere Mütter uns die Händchen falteten zum frommen Gebete, die Befriedigung des höchsten Idealitätsdranges, die süßen Erinnerungen der hohen christlichen Feste, die das Naturleben mit wonnigem Zauber umkleiden — wer möchte sie alle aufzählen die geheimnißvollen Kräfte, die außer dem hohen ethischen Gehalte des Christenthums, das für jedes Leiden einen Trost, für jede Schwäche eine Verzeihung hat, uns umweben und uns zurückhalten möchten von der Bahn, auf welcher die menschliche Vernunft uns die Leuchte voranträgt. Bedenkt man weiter, welche Greuel und Missethaten die von der Kette gelösten Sclaven im Namen der heiligen Freiheit und Vernunft begangen, wie die ersten Schritte der emancipirten Menschheit ein bachantischer Taumel zu wildem Sinnengenuß und blutgieriger Mordlust gewesen sind; dann wird uns jener Rückschritt nur allzu begreiflich erscheinen. Ebenso natürlich ist es aber, daß ein Volk, das von allen jenen Erinnerungen nicht umfangen, vom Glücke jenes frommen Kinderglaubens nicht bezaubert war — also ein historischer Wildling — die neue Lehre frischer und gesünder aufnehmen und die mächtigen Waffen, welche sie bietet, zuversichtlicher und darum erfolgreicher zu künftigen Siegen verwerthen wird. So hat ja auch unser großer Dichter mit vollem Rechte die neue Welt in ähnlichem Sinne glücklich gepriesen:

> Amerika, du hast es besser
> Als unser Continent, der alte;
> Du hast keine zerfallenen Schlösser
> Und keine Basalte!

Ich denke, dies Beispiel durchleuchtet und durchgeistet das Princip des Atavismus, da in ihm lauter bewußte Seelenkräfte thätig sind, die ins Reich des Unbewußten übertragen, eine treffliche Analogie sind zu der merkwürdigen Erscheinung, daß der edle Pfirsich auf dem harten Schlehdorn besser gedeiht, als auf dem eigenen Stamme; daß eine veredelte Rose auf einen farbenverwandten Stamm oculirt, leichter degenerirt, als auf einem grundverschiedenen Stamme.

6.) Das Werden der Geistesschöpfungen der Menschheit und ihre Fortentwicklung ist ebenso bedingt, wie das der Naturwesen, durch das große Princip der Kreuzung. Immer ist es das Zusammentreffen großer, in sich abgeschlossener Culturshären gewesen, welche einen neuen an Erfindungen und Entdeckungen reichen Fortschritt der Menschheit bedingten. Sich den Einwirkungen von Außen verschließende Völker sind stationär geblieben; sie haben sich schärfer individualisirt, wie neu entstehende Arten unter dem Einflusse der Isolirung. Die erste große Geisteszeugung in historischer Zeit fand statt in dem schönen Hellas, der Wiege der Freiheit, der Kunst und der Wissenschaft, durch die zahlreichen Berührungen mit dem Orient, Aegyptern, Phönikern, Persern. Die zweite durch die Vermählung des griechischen mit dem römischen (etruskisch-latinischen) Geiste. Die dritte durch die Berührung der ethisch vertieften jüdischen Weltanschauung mit der griechisch-römischen Cultur. Paulus in Ephesus und Athen, Titus in Jerusalem welche Gegensätze zweier Welten, die kaum einen Berührungspunkt zu haben scheinen und doch erblüht aus ihnen in wunderbarer und mächtiger Wechselwirkung der Geistesinhalt zweier Jahrtausende — das Christenthum! Die vierte durch den Zusammenstoß der christlichen Völker mit dem Islam und dem wunderreichen Morgenland. Man muß den Ausdruck des naiven Erstaunens hören, mit welchem die christlichen Ritter das Vorhandensein einer von der ihrigen grundverschiedenen Welt bemerken. Der höchste Triumph, die gewaltigste Kraftäußerung des christlichen Geistes, der kirchlichen Autorität wurde zugleich das Ferment seiner Auflösung und Umwandlung. Die fünfte durch das Bekanntwerden eines neuen Welttheils, welcher der Menschheit im Spiegelbilde ihre eigene Kindheit, die Ausgangspunkte ihrer Cultur vorhielt und sie zur Reflexion, zum Nachdenken über sich selbst veranlaßte. Mit den Berichten der Amerika-Reisenden beginnt die Entwicklungslehre ihre stille Arbeit. Gleichzeitig erwacht die römisch-griechische Cultur aus ihrem langen Todesschlummer und mit dem Ungestüm elektrischer Spannung stürzt sich die bildungshungrige und lebensdurstige Mensch-

heit auf diese neue Welt, wunderbare Kinder in der Umarmung erzeugend. Das neue Zeitbewußtsein prägt sich am schärfsten aus in dem kühnen, fast dämonischen Spötter Rabelais, der mit der flammenden Geißel die hochaufgehäuften Garben der Vergangenheit in Brand steckt und dem naiven Zweifler Montaigne, der genährt durch die Schriften des Alterthums und die Wunderberichte aus den neuentdeckten Ländern alle Fragen schon aufwirft, die uns heute bewegen und darauf nur die Eine Antwort hat: que sais-je?

7.) Als ein Beispiel der stillen Ausbildung in der Isolirung, durch welche die Natur ihre constanten Arten schafft, will ich zunächst den orientalischen Despotismus anführen, der allein im Stande war durch Anspannung zahlloser Kräfte jene ersten Wunderwerke menschlichen Kunstfleißes zu erschaffen, ohne deren Vorhandensein eine spätere Kunstentwicklung vielleicht nicht möglich gewesen wäre. Hieher gehören auch die zahllosen Bände talmudischer und scholastischer Gelehrsamkeit, welche keineswegs so resultatlos gewesen sind als man gewöhnlich annimmt, denn an ihnen übte der menschliche Geist seine kritische und exegetische Kraft, welche er später gegen diese religiösen Stoffe und dann auf bessere Dinge anwandte. Daß die stille Entfaltung der nationalen Kunst nur in den glücklichen Zeiten politischer Unabhängigkeit und ungestörten Behagens möglich ist, beweisen die Beispiele aller Völker von den Griechen bis auf die Deutschen. In der Einsamkeit der Wüste reiften die hohen Gedanken der Religionsstifter, in vollkommner Weltentfremdung ergründete Spinoza die tiefsinnigsten Wahrheiten und in förmlicher Abgeschlossenheit läuterte Descartes seine Ideen, welche die Fundamentalsätze der modernen Philosophie geworden sind. Die stillen Träumer sind von jeher die bedeutenden Männer geworden, diese Weisheit möge sich die Pädagogik zu Herzen nehmen, damit es ihr nicht ergehe, wie dem großen Niebuhr, der den Sir Francis Scott beklagte, daß er einen so einfältigen Sohn habe. Dieser Sohn war kein anderer, als — Walter Scott.

8.) Bekanntlich hat das Werk Darwin's, in welchem er die

Theorie der Pangenesis darstellt, am wenigsten den Beifall seiner Anhänger erworben. Man hat es einen verfrühten Versuch, die Räthsel des organischen Lebens zu lösen, genannt, hat dabei die vorsichtige, sonst nur Fuß um Fuß auf den festen Boden der Thatsachen setzende Methode des Verfassers vermißt und der Hypothese selbst Mangel an Klarheit und innerer Logik vorgeworfen. Diese Vorwürfe sind nicht unbegründet in Bezug auf die Ausführung des Gedankens, die Idee selbst ist eine richtige, gewissermaßen der Schlußstein des ganzen Systems und ich will versuchen, im Folgenden vielleicht etwas zur richtigeren Begründung, schärferen Begrenzung und helleren Beleuchtung dieser Theorie beizutragen. Ich gehe dabei von dem schon einmal benutzten Beispiele aus.

Die höchst merkwürdige Stelle, an welcher das Pfirsichreis sich mit dem Schlehdornstämmchen verbindet und letzteres statt der kleinen herben Beere die große, schöne und süße Frucht erzeugt, hat mich immer und immer wieder zu neuem Nachdenken veranlaßt. Und so oft ich meine Gedanken davon ablenken wollte, fiel mir immer das schöne Wort unseres großen Lessing ein: „Das Ziel des Nachdenkens ist für die Menschen stets da gewesen, wo sie mit Autoritäten in Conflict kommen oder des Denkens müde wurden."

Eine Jahrhunderte fortgesetzte Züchtung, bei welcher der zweckbewußte menschliche Geist stets die geeignetsten Exemplare auswählte und mit einander befruchtete, führte zu einem Resultate, welches durch Summirung der beabsichtigten Eigenthümlichkeiten endlich jene Differenzirung aufwies, welche das Ziel des Strebens war. Wir können es uns aber nicht anders vorstellen, als daß diese Differenzirung bereits in dem Stämmchen der Culturpflanze vorhanden ist, denn sonst würde nicht der Ast die eigenartige Blüte und spätere Frucht erzeugen können. An der Pfropfstelle nun stehen einerseits die Zellen und Gefäße des Wildlings d. h. solche Zellen und Gefäße (a), wie sie die Culturpflanze beispielsweise vor tausend Jahren hatte, ehe die allmähliche Differenzirung eintrat, andererseits die durch tausendjährige Umformung total veränderten Zellen und

Gefäße (b) des Pfropfreises. Was geschieht also? Die Zellen und Gefäße a nehmen unter der Einwirkung der Zellen und Gefäße b unmittelbar deren höchst eigenthümlich differenzirte Structur und Bildung an.

Das ist für uns nun zwar ein großes Geheimniß, aber ein offenbares in seiner Erscheinung, unergründlich nur in seinen Ursachen, da unsere Erfahrung noch nicht in die Tiefen der Arbeit des unendlich Kleinen gedrungen ist. Die Conclusionen aber sind zwingend für ein logisches Denken.

Das Gesetz lautet demnach: Indifferente (man erlaube mir den kurzen Ausdruck, dessen Bedeutung aus dem Zusammenhang sich ergibt) organische Formen verwandeln sich unter der Einwirkung höchst eigenthümlich differenzirter, innerhalb einer gewissen Grenze, unmittelbar in letztere. Dieses Gesetz enthält ein kleines, zeitliches Element der Pangenesis.*) Es ist ein complexer Maßstab, mit welchem wir analoge, viel complicirtere Erscheinungen des organischen Lebens — die Umwandlung der Gewebe in die eigenthümliche Sub-

*) Ich bin darauf gefaßt, daß man diese Deductionen „Naturphilosophie" nennen und mir dem Laien, der über naturwissenschaftliche Dinge philosophirt, von denen er nichts versteht, das abschreckende Beispiel jenes speculativen Geistes vorhalten wird, der sich vermaß, ein Kamel „a priori" zu construiren.

Darauf hätte ich zu antworten: daß Schleiden, Endlicher u. s. w. die Erscheinung wohl in ihrer Physiognomie (Veränderungen an Zellen, Zellenkern, Saftbewegung u. s. w.) genauer kennen, daß der Complex ihrer Auffassung viel mehr Merkmale enthält, daß sie dieselbe aber trotz alledem nicht anders zu erklären vermögen, als ich in meinem Unverstand. Sie hantiren eben auch mit complexen Maßstäben. Von der einfachen Erklärung durch chemische und mechanische Wirkungen ist eben die Wissenschaft auch noch durch ungeheure Entfernungen getrennt.

Fragt man mich aber, warum ich mich denn durchaus auf jene Pfropfstelle capricire und mich nicht mit der viel gewöhnlicheren und ebenso einfachen Wahrnehmung begnüge, daß der Pflanzenkeim aus den Bodenbestandtheilen und der Atmosphäre den Baustoff zu seinem Körper aufnimmt, so sage ich, weil dies unendlich complicirtere Verhältnisse sind, zu welchen uns der Schlüssel des Verständnisses vollständig fehlt. Hier an der Pfropfstelle dagegen, können wir die Natur gleichsam, wie der Franzose sagt, prendre sur le fait. Sie gibt uns gleichsam selber einen Maßstab an die Hand, es ist ein „geländerter Steg, der zwischen einer ewigen Höh' und ewigen Tiefe sicher" den Gedanken von einer in vielhundert-

stanz und Structur der Knochen, Hörner, Seh-, Gehör-, Tastorgane, die merkwürdige Reproductionskraft gewisser Mollusken und Schalthiere u. s. w. uns zu erklären haben. Complexe Maßstäbe sind aber bei der Naturbetrachtung durchaus nothwendig; denn nur in weiter, unerreichbarer Ferne sieht unser Auge die einfachen Elemente, aus denen sich alles aufbaut und dennoch beziehen wir dieselben so gerne in unsere Auffassung der Naturwesen ein, weil unser Denken gewohnt ist, nach Analogie der menschlichen Cultur, von dem Einfachen zu dem Complicirten voranzuschreiten.

Uebertragen wir dieses Gesetz aus dem Reiche des Unbewußten in die Sphäre menschlicher Geistesthätigkeit, so bieten sich uns in den Bildungen der Gesellschaft und ihren einzelnen Formen zahlreiche und classische Beispiele. Die in den uralten Civilisationen so regelmäßig vorkommenden Classen-, Kasten- und Ständesonderungen, der bei den Naturvölkern eingefleischte Clan- und Stammgenossengeist, der mit tödlichem Hasse den Nachbarstamm verfolgt — was sind sie anders als gesonderte, höchst eigenthümliche Züchtungen, welche innerhalb der Genossenschaft das Einzelwesen zu einer bestimmten, dem Ganzen förderlichen Thätigkeit und Fähigkeit — Herrschen, Dienen, Ackerbauen, Gewerbe, Kämpfen — heranentwickelt. Gerade weil die einzelnen Elemente in diesen Anfangsstufen noch indifferenter sind d. h. weil nur wenig Unterschied zwischen den Genossen der verschiedenen Stände und Stämme ist, scheint ein Naturtrieb dieselben um so mehr auseinander zu halten, jeder Vermischung vorzubeugen — man denke doch nur an die durch religiöse Schrecken, Furcht vor Verunreinigung so streng eingehaltene Sonderung der indischen Kasten, die jahrhundertelangen Kämpfe der römischen Plebejer um das Connubium u. s. w. Da finden wir es denn wohl begreiflich,

---

tausendjährigem Werden entstandenen Erscheinungsform zu einer in tausendjährigem Umbilden differenzirten Form hinüberführt.

Verfuhr ja doch Darwin auch nicht anders, als daß er die in der kurzen historischen Zeitspanne vorgehenden Umänderungen organischer Wesen als complexe Maßstäbe benutzte, mit deren Hülfe er die in ungeheuren Zeiträumen vorgegangenen Umwandlungen und Artenbildungen construirte.

daß der berühmteste Denker des Alterthums, Aristoteles, dessen großartige Abstractionsgabe stets mit seiner eben so großen Beobachtungsgabe Hand in Hand ging, das bis zu seiner Zeit wohl noch unverbrüchliche Gesetz aussprach: Ἔσσεται γὰρ ἐκ βασιλέως βασιλεὺς καὶ ἐκ δούλου δοῦλος εἰς τὸν ἀεὶ χρόνον.*) Es ist dies eigentlich dasselbe, was schon der alte Homer in seiner Weise dichterisch begründete: „Die Hälfte der Kraft nimmt ja der weitschauende Zeus dem Manne, der den Tag der Knechtschaft erblickte."

Wie ist es nun aber heute, wo der wunderbar gegliederte Organismus der Gesellschaft sich so mannigfaltige, individuell charakterisirte, zu speciellster Thätigkeit berufene und befähigte Classen als Einzelorgane gebildet hat? Sehen wir da nicht tagtäglich, wie die einzelne Zelle, der einzelne Mensch, sich von seinem Mutterstocke loslöst, durch die ihm entgegenstehenden Sonderungen, Wendungen, Gefäßreihen kräftig indurch arbeitet und endlich an jenem Centrum und Organ sich ansetzt und entwickelt, zu welchem ihn seine innersten Anlagen und Befähigungen berufen haben. Dort wird der zum tüchtigen Astronomen, zum ausgezeichneten Künstler, zum trefflichen Feldherrn, der in der alten scharf gesonderten Gliederung als Handwerker, als Pflüger, als Priester verkümmert wäre. Ist dies nicht eine Pangenesis im Dienste der großen Ganzen — Nation und Menschheit — welche deren Zwecke aufs trefflichste und energischste fördert.

Doch will ich an der Hand der Weltgeschichte noch einige frappante Belege des Gesagten anführen: Der hohe Beruf der Römer zur Weltherrschaft gründete sich allerdings auf ihre ursprünglichen Anlagen und die daraus hervorgehenden Institutionen. Die Möglichkeit der Erreichung ihres Zweckes lag aber doch hauptsächlich darin, daß sie die Befähigung besaßen, die mit Waffengewalt unterworfenen, feindlichen Völker sich zu assimiliren d. h. zu ächten Römern zu machen. Das ähnliche Vorhaben Napoleons mußte an dem Widerstand der bestimmt ausgeprägten Nationalitäten scheitern; da-

*) Es wird vom König ein König, vom Sclaven ein Sclave abstammen heute und allezeit.

gegen gelang es der scharfen Eigenart, der hohen Klugheit und unermüdeten Energie des kleinen Preußens die gewaltigen Glieder der deutschen Nation mit seinem militärischen und staatlichen Leben zu durchdringen.

Der hohe Beruf des Christenthums zur Weltreligion lag in dem Umstande, daß alle Völker im Stande waren, sich innerhalb seines Ideen- und Anschauungskreises zurechtzufinden. Der eigentliche Schöpfer des Christenthums ist Paulus, der den Ruf an die Heiden ergehen ließ. Das Judenthum welches sich über die nationalen Vorurtheile nicht erheben konnte, mochte sich zu einer ebenso reinen und edlen Sittenlehre verklärt haben, die Wirkung der Pangenesis war unmöglich, weil der Trieb der nationalen Sonderung bei diesem Volke noch vorwaltete. Es erging dem „auserwählten" Volke, wie es in unseren Tagen dem starren, unfehlbaren Katholicismus ergeht.

In diesen beiden großen welthistorischen Thatsachen liegt der Proceß der Pangenesis deutlich zu Tage. Die zähe Lebenskraft des römischen Wesens, sein ganz eigenthümlicher politischer Charakter, welchen wir gewohnt sind mit nationaler Entwicklung im engsten Zusammenhang zu denken; sie haben dennoch eine solche Weite und Assimilationskraft, daß der Marser, der Etrusker, der Samniter, der unteritalische Grieche in die Sphäre hereingezogen, nicht als todter Stoff umwachsen wird, sondern unmittelbar an dem organischen Leben theilnimmt, als organisches Glied sich ihm einfügt Daß der Italiener, der byzantinische Grieche, der kraftvoll gesunde Germane, der halbwilde Ire, der abergläubische Slave, der phantastische Celte — daß sie alle in dem Ideenkreise des Christenthums sich vereinigen konnten, alle ihre im innersten Wesen verwachsenen national-religiösen Vorstellungen und Affektionen aufgeben oder umbilden konnten und sich unter dem gemeinsamen Namen Christen zusammenfanden, der neben zahllosen individuellen Verschiedenheiten doch auch eine große Sphäre von unveränderlicher Eigenthümlichkeit in sich schloß, das ist, nach meinem Dafürhalten, das größte und wunderbarste Beispiel von Pangenesis, welches wir kennen.

Wollte ich das betretene Gebiet wieder verlassen, so könnte ich darauf hinweisen, wie dieselbe Assimilationskraft in der Sprache obwaltet, welche ganz fremdartige Stoffe in ihren eigenen Leib, ihr eigenes Fleisch und Blut verwandelt, mit ihrem Leben so durchdringt, daß sie ununterscheidbare Theile derselben ausmachen. Wer ahnt in schreibe, schrieb, geschrieben das Fremdwort scribere; wer in matt, ermatten, Mattigkeit das arabische mat todt (aus Persisch Shah mat der König ist todt), wer in Lärm, lärmen ꝛc. das italienische all' arme! das französische alarme? wer in unserem Kappzaum das italienische cavezzone? und in dem französischen espiègle den deutschen Eulenspiegel?

Ich kehre zur Betrachtung der gesellschaftlichen Organisation zurück, welche in der modernen Welt die schönste und unwiderleglichste Begründung der Pangenesis enthält. Die feingegliederten und aufs äußerste differenzirten Organe dieser Gesellschaft, sie nehmen ihre Elemente und Bildungsmaterial überall her, während früher Zunft- Geschlechts- und landsmannschaftliche Schranken die freie Circulation hemmten und den viel gröberen Organen einen mehrentheils ungeeigneteren Stoff zuführten. Daß der Corse und Franzosenfeind Bonaparte der große Heerführer und mächtige Herrscher der Franzosen, daß der schwedische Soldat Blücher der gewaltige deutsche Kriegsheld und patriotische Preuße, der Buchbindergeselle Faraday der ausgezeichnete Physiker, so mancher Vollblutneger ein tüchtiger englischer Advokat oder Schauspieler geworden sind, das sind moderne Wunder der Pangenesis.

Man wird mir nun einwenden: „Dem ist keineswegs so wie du sagst. Bei der Standeswahl entscheidet gar oft der Zufall, mehr noch die Geburt, welche doch auch eine Art von Zufälligkeit ist.“ Das letztere kann ich nicht zugeben, dagegen sprechen zu laut die vielen Beispiele der Vererbung und Vervollkommnung besonderer Fähigkeiten in gewissen Familien (die großen Musiker Bach, die Naturforscher Jussieu und viele andere sind leuchtende Beispiele). Wenn nun der Sohn des Arztes am liebsten Arzt wird, der Sohn des

Malers entschiedene Neigung zum Künstlerstande hat u. s. f., so äußert sich auch hier ein bestimmtes Naturgesetz, dessen Resultat eine fortgesetzte Züchtung ist.*) Wenn aber die Geburt in manchen Fällen wie eine bloße Zufälligkeit wirkt und der unbefähigte Sohn eines Regierungsbeamten wieder an die Staatskrippe angebunden wird, der friedliebende Sohn eines tüchtigen Generals im Pulverdampfe zu commandiren hat und allerwege noch vielfach der Spruch gelten muß: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand," so wären dieses nach meiner Ansicht eher Beweise für das Obwalten der Pangenesis. Denn hier werden neutrale, oder heterogene Elemente von dem Leben des Organs derart aufgesogen und soviel möglich umgebildet, daß wir uns billig darüber verwundern müssen. Büßt dabei auch das Organ etwas von seiner Tüchtigkeit ein, wird es weniger tauglich zu der ihm eigenthümlichen Lebensäußerung, so müssen wir dagegen bedenken, daß ja auch nicht bei allen Menschen sich Augen, Ohren u. s. f. gleich vollkommen entwickeln. Die Gesammtlebenskraft des Organismus kommt aber auch solchen unvollkommneren Organen zu Gute und ein gesunder Staat, ein treffliches Heer finden sich auch mit ein paar unfähigen Regierungsbeamten und höheren Officieren zurecht, wie ein gesunder Mensch an seinem etwas schwächeren Auge lange nicht so leicht erkranken wird als ein kachektischer.

Der Satz, den ich oben in abstrakter Allgemeinheit aufgestellt habe, daß es in der heutigen Gliederung des gesellschaftlichen Organismus jedem Elemente leicht gemacht sei, sich von seiner ursprünglichen Stelle loszureißen und an die seiner inneren Befähigung am besten zusagende anzusetzen, ist weit entfernt, schon jetzt eine solche

---

*) Wer hat dieses Gesetz für die moralische Welt schöner ausgesprochen, als unser großer Dichter:

Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.

allgemeine Gültigkeit zu haben: er spricht nur die Tendenz, das Bildungsstreben der Gegenwart aus. Die französische Revolution war eine heftige Entwicklungskrise dieses Bestrebens, die Freizügigkeit ist ein ruhiger Schritt nach jenem Ziele zu. Um also jenen Satz auf sein richtiges Maaß zu beschränken, will ich zum Schlusse ein einfaches Erlebniß mittheilen, welches sich mir unvergeßlich eingeprägt hat.

Es war an einem schönen Sommerabend. Ich saß, auf die Ankunft des Zuges wartend, in einem öffentlichen Garten vor dem Thore einer großen Fabrikstadt. Mir gegenüber ein Mann, der meine Aufmerksamkeit lebhaft erregte. Seiner Kleidung nach gehörte er den besseren Ständen an und doch lag in seinem Gesichte etwas von jenem Herben, Bitteren, das nur dem modernen Sclavenstande, dem Fabrik-Elend eignet. Es ist der Ausdruck innerster Verdüsterung, die ich nicht besser bezeichnen kann, als daß man auf einem solchen Gesichte zu lesen glaubt, daß diesem Menschen nie eine Mutter an der Wiege gelächelt, nie ein gutes Weib den sauren Schweiß der Arbeit vom Antlitz gewischt, kein geliebtes Kind die finsteren Falten auf der Stirne geglättet hat. Ich begann ein Gespräch mit ihm und hörte, daß er früher Fabrikarbeiter gewesen, daß er von seinem zehnten Jahre an von früh bis spät in jener seelenlosen, verdummenden Thätigkeit geseufzt habe. „Als ich zu reiferem Bewußtsein gelangte, da quälte mich der Gedanke, daß ich mein ganzes Leben lang wie eine Maschine in diesen dumpfen Räumen unter solcher Gesellschaft hinbrüten müsse. Dieser Gedanke raubte mir die Nachtruhe, in qualvollen, schlaflosen Stunden reifte in mir endlich der Entschluß, mich herauszuarbeiten. Da ersparte ich mir denn die kärglichen Kreuzer und heimkehrend von der ermüdenden Tagesarbeit setzte ich mich an meine Bücher und lernte ordentlich lesen und schreiben. Endlich hatte ich ein wenig gefördert, endlich fühlte ich einen kleinen Abstand zwischen mir und meinen Kameraden gewonnen. Das gab mir Selbstbewußtsein und Kraft, noch mehr zu erreichen. Aber ich versichere Sie, lieber Herr, daß mehr als einmal das Wasser

mir bis an den Mund ging und drohte mich in die Tiefe wieder hinabzureißen. Es war meine Ausdauer, die Festigkeit meines Entschlusses, werden Sie sagen, die mir heraushalfen, ich weiß nicht ob es nicht vielleicht mehr verzweiflungsvolle Angst war, die ja manchmal dem Ertrinkenden eine übermenschliche Kraft gibt. Als ich mir einige Sprachkenntnisse angeeignet, stellte ich mich den Fabrikherren vor und bat in ihrem Bureau verwendet zu werden. Sie waren bereitwillig und jetzt habe ich es nach und nach zu einer guten Stellung gebracht. Ich werde aber nie die Augenblicke vergessen, in denen mir der Muth zu sinken drohte und ich nahe daran war, mich willenlos dem Elend, der Rohheit, der Gemeinheit anheimzugeben." Ich hörte ihn mit inniger Theilnahme an und begriff nun, welche Seelenqualen der Verlassenheit, welche Angst vor dem völligen Verkommen dem Armen jenen herben, düsteren Ausdruck aufgeprägt hatte. Er war mir aber ein denkwürdiges Beispiel jener Kraft, welche die Zelle von ihrem dunklen Standorte in der Tiefe losreißt und sie durch alle Hindernisse an die Peripherie des Organismus treibt, wo sie in einer edleren Umgebung an dem höheren Leben theilnimmt, es ihr vergönnt wird, für das Sonnenlicht, die feinen Schwingungen des Aethers empfänglich zu werden und dem großen Trieb aller Wesen zu gehorchen, das unser Dichter in den unvergleichlichen Worten ausspricht: „in Werdelust schaffender Freude nah" zu sein.

Circuli vitiosi.

Ein Promemoria an die Gegner der Entwicklungs-Theorie.

Unter Circulus vitiosus versteht man die Begründung eines Satzes durch einen anderen, den man hernach wieder von ersterem ableitet.

„Warum enthält die heilige Schrift Gottes Wort?“ Weil unsere heilige Religion dieses sagt. „Warum ist unsere Religion zweifellose Wahrheit?“ Weil die heilige Schrift es sagt. — Diese Art der Beweisführung wollte einem Alumnus des hiesigen Seminars nicht einleuchten; er opponirte, bat um Aufklärung, wurde auf das sacrificium intellectus, das Opfern seiner Vernunft, hingewiesen und da er sich zu diesem nicht entschließen konnte, schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wanderte aus nach Amerika.

„Die Arten sind constant!“ Was versteht man unter Arten? „Solche Wesen, die, sich selbst bis auf geringfügige Unterschiede ähnlich, fruchtbare Verbindungen eingehen.“ „Wer definirt die Arten?“ Wir Menschen. „Warum rechnen wir zwei so verschiedene Wesen, wie ein Bologneser Hündchen und einen Neufundländer zu derselben Art?“ Weil sich bei ihnen Descendenz nachweisen läßt. Und was heißt demnach schließlich constant sein? Doch wohl nichts anderes, als descendiren?“ Das ist denn doch ein circulus vitiosus der besten Sorte, wenn es nicht ein idem per idem ist!“

Varietäten, geringfügige Unterschiede einerseits und Gattungscharaktere oder Typen andererseits! Oh, Monsieur, tout est là! würde ein Franzose ausrufen, der sich durch das Wort Art ebenso imponiren ließe, wie weiland die Scholastiker durch die Aseitäten, die Anhänger Spinoza's durch die causa sui, die Hegelianer durch das An- und für sich sein! Wir müssen demnach schon einen Mondbewohner citiren, da die tellurischen Geschöpfe, Menschen genannt, zu sehr unter

der Einwirkung der hergebrachten Worte stehen, als daß ihnen ein unbefangenes Urtheil zustände.

Besagter Mondbewohner käme also zu einem vorübergehenden Besuch auf unsere Erde und ließe sich von einem tüchtigen Anatomen und Physiologen die Eigenthümlichkeiten des Baus und der Organe der irdischen Säugethiere erklären. „Und diese enormen Aehnlichkeiten aller dieser Wesen, wie sind sie zu erklären?“ Bitte, doch aber auch die Verschiedenheiten der einzelnen Gattungen nicht außer Acht zu lassen, welche dieselben streng sondern. „Verschiedenheiten! Wesen mit solchen Verdauungs-, Respirations-, Empfindungs- und Generations-Apparaten! Das ist eine solche Masse von Aehnlichkeiten, daß daneben die Unterschiede gar nicht in Betracht gezogen werden können! Ja zwischen dem niedrigsten Thierleben und den unorganischen Stoffen ist ein Unterschied größer als die Entfernung eures Planeten von der Sonne, während die einzelnen Formen des Thierlebens sich so schön aneinander schließen, daß der Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen die Uebergänge Einer Form zu einer nächst vollkommenen auch dem Blindesten klar werden muß.“ „So fassen es allerdings Darwin und Ernst Häckel!“ „Bitte, wo wohnen diese Herrn, ich eile ihnen einen Besuch zu machen und sie meiner vollkommensten Uebereinstimmung zu versichern.“

Was ein rechter Naturforscher ist, mag er nun hüben oder drüben stehen, Constanz oder Variation der Arten auf seine Fahne geschrieben haben, das Eine wird er nicht läugnen können, daß alles organische Leben sich aus dem unorganischen Stoffe aufbaut. Die Anhänger der Constanz haben aber einen ungeheuren Respekt vor der Descendenz: omne vivum ex ovo, wie die moderne Naturwissenschaft, König von König, Sclave von Sclave wie Aristoteles sagte. Die Schöpfung durch Geburt, meint der Herzog von Argyll, wobei er sich bei jeder neuen Art eine besondere Schöpfung durch Gott Vater vorstellt. Daß es gerade ein Herzog ist, der auf den „Geburtsadel“ nicht verzichten will, erscheint weniger befremdlich. Da nun nach Ansicht jener österreichischen Dame der „Mensch eigentlich erst beim

Baron anfängt", so dürfte letzterer auch nicht als das Produkt einer jahrhundertelangen Züchtung angesehen werden, sondern müßte als Stammvater einer neuen Art vom lieben Gott durch einen speciellen Schöpfungsact und zwar aus einem besonderen Stoffe gebacken worden sein.

Nun möchte ich doch fragen, wer die Descendenz pietätvoller behandelt, wer mehr die Constanz betont, derjenige welcher den ungeheuren Sprung zwischen unorganischem Stoffe und dem vollkommenen Wesen auf einmal vor sich gehen läßt oder der welcher auch das einfachste Thierleben erst den Schluß, das Resultat früherer einfacher Formen sein läßt, die im Verlaufe einer unendlichen Zeit das große bis jetzt unerklärte Naturgeheimniß möglich machten, daß ein organisches Wesen im Stande war, sich selbst zu erneuern d. h. die Durchgangspforte zu einem oder vielen ganz gleichartigen Wesen zu werden.

Daß des Menschen Fortdauer auf das Vorhandensein von Rüben, Körnern, Heuschrecken, Schafen, Rindern gebaut ist — daß er nicht im Stande ist, unorganischen Stoff sich zu assimiliren, das können sie nicht leugnen. Es widerstrebt aber ihrem Hochmuth, die Entstehung des Menschen aus einem noch so vollkommenen Wesen, als Durchgangspforte aufgefaßt, anzunehmen. Als wäre die Abhängigkeit von Pflanzenwurzeln und eklem Gewürm, zu denen er schon seine Zuflucht nahm, um nicht zu verhungern, edler; und als wäre der Kannibalismus die edelste Art der Erhaltung der Existenz!

Welch ein Mangel von logischem Denken! Welche Abhängigkeit von hergebrachten Ansichten, die sich an bestimmte Worte geheftet haben, von denen sie sich nicht losmachen können.

Und eines dieser Worte, aus welchem so viele andere entstanden sind, die sich in ewigem Kreislauf wiederholen, lautet:

„Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er bließ ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele."

III.

Geist und Körper.

„Hier nun schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte,
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, sowie das Einzelne sei.

Goethe.

Die architektonische Weltanschauung, bei der [illegible] angehört, verlangt nun auch mit zwingender Notwendigkeit:

I. Die Annahme eines einheitlichen Weltenbaues, zu dessen Eigenschaften die Ausdehnung und die [illegible] gehört.

II. Das Weltgesetz der Bewegung ist die Folge, aus bekannte Entfaltung der letzteren Eigenschaft.

III. Wir haben dieser [illegible] als die [illegible] eines Theils der Naturvorgänge auf einen bestimmten abgegrenzten [illegible] Theil anzunehmen.

IV. Je größer die Zahl der [illegible], desto [illegible] jener letzteren Theil sich gestalten.

V. Die Vervollständigung der Wirkungen [illegible] daß [illegible] — durch Erweiterung seiner [illegible] — der entsprechenden [illegible] und [illegible] nicht [illegible] kann.

VI. [illegible]

VII. Wir haben also — [illegible] angenommen — eine natürliche Erweiterung [illegible] ausgehend anzunehmen.

VIII. Diese folgende [illegible] ist also [illegible] die Bewegungs- [illegible] und Stillstandsgesetz.

IX. Jene vollkommene [illegible] ist für uns die Erklärung eines

Die monistische Weltanschauung, der die Zukunft angehört, verlangt von uns mit zwingender Nothwendigkeit:

I. Die Annahme eines einheitlichen Naturwesens, zu dessen Eigenschaften die Ausdehnung und die Empfindung gehört.

II. Das Geistesleben des Menschen ist die höchste, uns bekannte Entfaltung der letzteren Eigenschaft.

III. Wir haben dieses Geistesleben als die Wirkung eines Theils der Naturwesen auf einen bestimmt abgegrenzten anderen Theil anzunehmen.

IV. Je größer die Zahl der Wirkungen, um so vollkommener muß dieser letztere Theil sich gestalten.

V. Die Vervielfältigung der Wirkungen wird dadurch unbegrenzt, daß irgend ein Wesen — durch Erneuerung seiner selbst — die vorhergehenden bewahren, und neue hinzu aufnehmen kann.

VI. Dies wird erreicht durch die Generation. Organische Wesen.

VII. Wir haben also — letztere einmal angenommen — eine natürliche Erziehung zum Vollkommneren vom Unvollkommneren ausgehend anzunehmen.

VIII. Jede folgende Stufe ist Entwicklung (Differenzirung) aus der vorhergehenden. Letztere ist also gleichzeitig die Durchgangspforte und Bildungsstoff.

IX. Jede vollkommnere Stufe ist für uns die Erklärung einer

früheren, welche wir als Tendenz zu dieser auffassen lernen. In diesem Sinne reden wir anthropomorphisch von Absichten der Natur.

X. Das uns am vollkommensten Bewußte, also Bekannteste ist unser eigener Geist (Empfindungsleben). Die in ihm gehäuften Wirkungen setzen wir nach außen und fassen uns selbst so als besondere Wesen auf.

XI. Die Dinge außer uns stellen wir uns nothgedrungen zuerst als uns selbst gleichartig vor (anthropomorphisch).

XII. Mit der Zeit lernen wir ihre Verschiedenheit kennen, indem die Einzelwirkung durch öftere Wiederkehr an dem Dinge haften bleibt, ihm zugeschrieben und durch die Sprache fixirt wird.

XIII. Sobald die Sprache vorhanden, entsteht neben der natürlichen eine neue rein geistige Tradition. Das Wort ermöglicht die Fixirung einer heutigen Empfindung für unser bewußtes Leben auf alle künftige Zeit.

XIV. Nicht nur der Zeit nach erweitert das Wort demnach unser bewußtes Leben, auch dem Raum nach. Alle redenden Menschen tragen in dasselbe ihr Erlebtes. Die Menschheit gliedert sich zusammen, sie erhält ein sensorium commune.

XV. Somit werden Zeit und Raum, die großen Schranken alles Daseins, immer mehr besiegt. In die entferntesten Räume dringt der Blick des Menschen; er sieht den Mond an seiner wahren Stelle; er beginnt, mit Hilfe der Wissenschaft sich der fernsten Vergangenheit zu erinnern, er baut für die weiteste Zukunft.

XVI. Seine sinnliche Wahrnehmung wird immer feiner; d. h. erschließt sich unzähligen neuen Wirkungen der Dinge außerhalb. Seine Erfahrung wird dabei immer größer, d. h. diese Wirkungen summiren sich in erstaunlicher Weise.

XVII. Sein Abstractionsvermögen wird immer größer d. h. er lernt immer mehr den subjectiven, anthropomorphischen Standpunkt bei Beurtheilung der äußeren Dinge abstreifen. In unseren Tagen ringt er, die menschliche Unterscheidung zwischen Geist und Körper aus seiner Auffassung zu eliminiren. Er lernt sich selbst, seine

eigene Vernunft (für Hegel noch das Absolute) als ein Gewordenes, als ein mit derselben Naturnothwendigkeit Entwickeltes, wie alles übrige anschauen.

XVIII. Im Verein mit seinen Mitmenschen — durch das Band der Sprache und Sitte zu größeren Ganzen gegliedert — lernt der Mensch allmählich auch das Letzte, was er anthropomorphisch auffaßte, seine eigne Persönlichkeit als einen Theil auffassen. Dies geschieht, indem er

1) durch die Wissenschaft sein eigenes Leben als von den großen Naturgesetzen, tellurischen und kosmischen Kräften, bedingt erkennt. Materieller Fortschritt;

2) durch die Entwicklungslehre sich als ein Schlußglied der in ungeheueren Zeiträumen sich entwickelnden organischen Wesen auffaßt. Geistiger Fortschritt;

3) ihm das Theilbewußtsein aufgeht d. h. er sich nur als einen Theil eines größeren Ganzen begreift. Wie der geistige Strom der Vergangenheit ihn bedingt, wie er in Familie, Gemeinde, Gesellschaft, Volk ein Glied, ein mehr oder minder bedeutendes Organ ist, so bildet er auch einen Ring, eine Uebergangs- und Durchgangspforte in der Entwicklung der Menschheit. Je deutlicher dieses Bewußtsein ihm aufgeht, je größeren Kreisen er angehört, desto zahlreicher werden seine Pflichten, desto größer wird auch seine ethische Vervollkommnung. Und dieses Theilbewußtsein vermag allein, als eine neue Religion, die nagende Pein der Menschheit, den Welt- oder Daseinsschmerz aufzuheben.

Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Glückselig wem sie nur die äußre Schale weist.

Das hör ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verstohlen,
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male
Dich prüfe du nur allermeist
Ob du Kern oder Schale seist.
„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist viel verschlossen!“
Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Goethe.

Das ist derb gesprochen, aber sehr wahr. Dies Goethe'sche Ultimatum schiebt der dualistischen Betrachtung der Natur und Welt einmal für allemal den Riegel vor. Jedes vernünftige Denken muß sich diesem Ultimatum anschließen und das Ding an sich, das Absolute, das Unendliche wie das Unfaßbare und Unergründliche und wie sie alle heißen mögen, die Negationen, mit denen der Menschengeist nichts anzufangen weiß, weil sie das Gegentheil von dem bezeichnen, was ihm zugänglich ist, über Bord werfen.

Die monistische Weltauffassung kann allein uns zum ersehnten Ziele führen. Und sind die Gegensätze in den Erscheinungsformen noch so groß, stellen wir auch den hochbegabten mit den

reichsten Gedanken und Erfahrungen erfüllten Menschengeist der unorganischen, seelenlosen Masse gegenüber — in beiden muß dasselbe unverbrüchliche Naturgesetz walten, dort die Materie in ihrer (für uns wenigstens) höchstmöglichen Durchgeistigung, hier der Stoff, in welchem die Empfindung noch den tiefsten Schlummer, scheinbar Todesschlaf schläft, bis er zu den Freuden und Qualen des bewußten Daseins erweckt und berufen wird.

Der erbittertste Gegner der monistischen Weltanschauung ist die christliche Kirche. Sie vergißt dabei ganz, daß der Monotheismus das große Bindeglied ist, welches von der anthropomorphischen Vielgötterei, dem unendlichen Eingreifen zahlloser persönlicher Wesen in den Weltgang, zur monistischen Weltansicht führt. Die Schriften des alten Testaments, namentlich die Psalmen und das Buch Hiob, sind sich dieses Gegensatzes wohl bewußt und heben das in der ganzen Schöpfung — freilich ein Werk seiner Hände — waltende unverbrüchliche Naturgesetz oft genug hervor:

Hiob.

38, 11. Wer hat dem Meere gesagt: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen?

Hast du bei deiner Zeit dem Morgen geboten und der Morgenröthe ihren Ort gezeigt?

Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußtapfen der Tiefen gewandelt?

21. Wußtest du, daß du zu der Zeit solltest geboren werden? Und wie viele deiner Tage sein würden?

25. Wer hat dem Platzregen seinen Lauf ausgetheilt, und den Weg dem Blitz und dem Donner?

Daß es regnet auf das Land, da Niemand ist, in der Wüste, da kein Mensch ist,

Daß er füllet die Einöden und Wildniß, und macht, daß das Gras wächset.

Kannst du die Bande der Siebensterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion lösen?

Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen?

Weißt du wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?

Alles das ist von Ewigkeit geordnet, meint der Verfasser dieses denkwürdigen Buches, dessen Helden unser großer Dichter in

tiefem Bedacht seinem Faust assimilirt hat. Alles dies wird durch sich selbst, sagt die heutige Wissenschaft. „Ein philosophisches System des Monismus, sagt mit Recht A. Schleicher*), fehlt zur Zeit noch, doch sieht man in der Entwickelungsgeschichte der neueren Philosophie deutlich das Ringen nach einem solchen.“ Versuchen wir es die Grundlinien und Axen, die wir in der trüben Auflösung als Typen künftiger Krystallisation durchschimmern zu sehen glauben, deutlicher zu zeichnen.

„Der Menschengeist ein fremder Gast auf dieser Erde“. Das etwa ist der Inbegriff des Denkens, Dichtens und Träumens dreier Jahrtausende. Früh ward diesem Geiste seine Gegensätzlichkeit zu der übrigen Natur bewußt, gegen die er sich zu schützen, der er seine Bedürfnisse abzuringen hatte. In den Thieren sah er gleichartige Wesen und seine Welt bevölkerte er mit Gottheiten, die ihm Schutz und Vortheile gewährten oder die ihm feindlich gesinnt waren. Das subjective Gefühl der Persönlichkeit war durchaus vorherrschend und mischte sich in alle seine Vorstellungen.

Die christliche Religionsansicht verschärfte diesen Gegensatz zur äußersten Consequenz. Die schöne Humanität gegen die Thiere, welche in vielen Stellen des Alten Testaments uns so wohlthuend anmuthet, verschwindet ganz aus den Lehren der christlichen Moral; die Abtödtung des eigenen Leibes zu Gunsten des innewohnenden fremden Gastes wird Tugend und Pflichtgebot; das Verbrennen der Ketzer und das Abschlachten der Ungläubigen läßt vermuthen, daß man schließlich nur den „Christenmenschen“ die Berechtigung der Existenz zuerkannte. Als die kritische Philosophie wieder erwachte, vermochte sich ihr großer Begründer, Cartesius, nicht über die Schranken dieser Anschauung ganz zu erheben und sah in den Thieren nur „sich bewegende Maschinen“. Wie ganz anders verbreiterte doch der milde Buddhismus mit seiner heiligen Scheu vor allem Lebenden das Gebiet des Geistes, wenn er beim Anblicke des geringsten Geschöpfes ausruft: „Tat twam asi, das bist Du!“

*) Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar 73.

Zwei Stellen will ich anführen, in welchen das christliche Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Geist und Materie seinen schärfsten Ausdruck gefunden hat. Die eine ist von dem mächtigen französischen Denker und Dulder Pascal — in seinem Herzen stritten die fest gegründete christliche und die neu aufsteigende monistische Weltanschauung einen tragischen Kampf —, sie lautet: „Wenn auch das ganze Weltall sich bewaffnete, um ihn zu vernichten, so wäre der Mensch, dieses schwache Wesen, doch mehr, als das was ihn zerschmettert, weil er weiß, daß er sterben muß". Die andere ist eine Strophe aus der schönen „Frühlingsfeier" des frommgläubigen Klopstock:

„Wer sind die Tausend mal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten und wer bin ich?
Hallelujah dem Schaffenden! Mehr wie die Erden die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!"

Und doch — so groß ist die Macht des modernen Bewußtseins —, nachdem der von der Kraft seiner religiösen Ueberzeugung getragene Dichter in höchster Begeisterung mit zum Himmel erhobenen Blick diese Worte ausgerufen, senkt sich sein Auge nieder auf die Erde und er fügt in natürlichem, ängstlichem Zweifel hinzu:

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

Klopstock rettet sich nun freilich vor diesem Zweifel, der ihm Thränen entlockt, auf den Felsengrund seines Glaubens und mit den Worten:

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkele Thal
Des Todes führen wird. Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

verziehen sich die dunkelen Schatten vor seiner Seele, rauscht wieder der Lobgesang von dem Munde und der Harfe des Dichters zum Throne des Ewigen.

Wie ganz anders, wieviel mehr unserem modernen Bewußtsein entsprechend, ist nicht jener Hymnus des von orientalischer Beschaulichkeit und Versenkung in die Weltseele, das Naturganze durchglühten Dichters, der in der „sterbenden Blume" den wunderbar zartesten Klageton, den Todesgesang des scheinbar unbedeutendsten, uns fremdesten Lebens anstimmte, der in der Trunkenheit des Gefühls seines innigen Zusammenhangs mit dem Weltganzen ausrief:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf' o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!
Geheimnis unerforscht! Was nicht die Himmel fassen,
Hier in dies enge Herz will es sich fassen lassen.
Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt,
Heil mir! es bleibt mein Stamm, wenn mich der Wind verschlägt.
Vernichtung weht dich an, so lang du Einzles bist;
O fühl im Ganzen dich, das unvernichtbar ist.

Er erhebt sich nicht, wie Klopstock, über die anderen Wesen, sondern fühlt sich inmitten derselben, als ein Glied der unendlichen Kette der Naturwesen und demgemäß tönt in seinem Hymnus das flammende Lied der Morgensonnen neben dem dumpfen Rauschen der Brunnen der Tiefe, strahlt der Tropfen der am Halme hängt des Ewigen Preis so gut wie die Welten die in ungeheuren Sphären dahinrollen, die Frühlingsblume, der Aehrenwald, die Raupe, der Schmetterling, sie alle sollen einstimmen in den großen Gesang:

Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfnis seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höhern Gruß hat ersonnen, lobt den Herrn!

Dasselbe pantheistische Bewußtsein, welches hier in der trunkenen Begeisterung des Vollgenusses des Daseins mit der ungeheuren Menge aller Wesen sich eins weiß und seine Stimme mit ihrem Lobgesang an das große All vermählt, beseelte auch die unglückliche Caroline von Günderode, da sie vor ihrem Gang zum Tode, den sie in den grünen Fluthen des Rheins suchte und fand, in folgenden Worten Abschied von der schönen Erde und ihrem Lichtglanze nahm:

Erde, du meine Mutter, und du mein Erzeuger, der Lufthauch,
Und du Feuer mein Freund, du mein Verwandter der Strom,
Und mein Bruder der Himmel, ich sag euch Allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend,
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl!*)

Doch es ist Zeit, das Reich der Dichtung zu verlassen, von welchem ich absichtlich ausging, da die Stimmen der Dichter das im tiefsten Grunde der Menschenseele wohnende dunkle Gefühl auszusprechen vermögen und so die treuesten Interpreten des Zeitbewußtseins sind.

Die dualistische Weltanschauung denkt sich also den Menschengeist als ein von einer fremden Welt gekommenes eigenartiges Wesen, welches mit Hilfe seiner Sinne, der Pforten der Erkenntniß, sich innerhalb dieser Körperwelt zurechtzufinden, von ihr möglichst viel Belehrung sich erwerben und dadurch auf irgend eine geheimnißvolle Weise sein eigenes Wesen erweitern und vervollkommnen solle, bis er dann von körperlichen Banden befreit, sein eigenartiges d. h. rein geistiges Leben in einer anderen Welt fortsetzt. Daß dieser Anschauung der anthropomorphische Grundirrthum, das Bewußtsein der Persönlichkeit und ihrer Gegenüberstellung gegen die übrige Naturwelt anklebt, wurde erst der modernen Welt klar, nachdem die Menschheit in ihrem großen Entwicklungsgange schon so viele anthropomorphische Irrthümer auf den verschiedenen Stufen abgestreift hatte.

Die Ueberzeugung von der Gleichartigkeit der so hochentwickelten Menschenvernunft mit dem niederen organischen Empfindungsleben, das sich neben uns in seiner ungeheueren Stufenfolge allmählicher Entfaltung ausbreitet, muß uns veranlassen, zunächst die Eigenschaften des zu vollkommenster Erscheinung gelangten Wesens — des Menschengeistes — ins Auge zu fassen und dann auf jenen rückliegenden Stufen die Tendenz, die Durchgangspunkte, das Streben von jenem Einfacheren zu diesem Vollkommneren und Complicirten aufzusuchen.

Der Ausgangspunkt der monistischen Weltanschauung, gleich-

*) Die Verse sind eine Uebersetzung aus dem Indischen in Herder „Stimmen einiger Brahmanen."

sam ihr Fundamentalsatz ist, daß wir das Denkende und das Gedachte, Subject und Object der Erkenntniß als gleichartige Wesen ansehen. Wir haben also zunächst nur die Wirkung eines Naturwesens auf ein anderes Naturwesen zu constatiren.

Nehmen wir an, durch irgend ein Wunder entstehe urplötzlich Ein Naturwesen, das so gebildet sei, daß es unzählige Wirkungen der übrigen auf dasselbe einwirkenden Naturwesen, die wir schon als vorhanden denken wollen, in sich aufnehme, ihrer bewußt werde und dann verginge; so fehlte diesem Mikrokosmos, wie wir ihn nennen dürfen, offenbar die wichtigste und bedeutendste Eigenschaft, die wir am Menschengeist wahrnehmen, die Dauer. Nur wenige Augenblicke hätte dieses Wesen gelebt, nur die Wirkung der damals grade vorhandenen Verhältnisse in sich aufgenommen, dann wäre es vernichtet worden d. h. so gut als nicht vorhanden gewesen.

1) Die Möglichkeit der Fortdauer ist es, die den Menschengeist durch die Aufnahme der Wirkungen von vielen hunderttausenden von Jahren zu seiner heutigen Vollkommenheit herangereift hat. Darum hat die Natur diese erste und wichtigste Eigenschaft gleich den ersten entstehenden organischen Wesen in die Wiege gebunden. So einfach auch immer das erste, entstehende Leben gedacht wird — diese Zelle, dieses mit dem rohesten Inhalt erfüllte Bläschen, sie haben die wunderbare Eigenschaft, daß sich aus ihnen ganz gleichartige wieder entwickeln, welche an die Stelle der früheren treten, denen nunmehr als organisirten Wesen eine unendliche Zukunft offen steht, in welchen — das ist das Wichtige — die Wirkungen der Außenwelt, nicht wie bei den unorganischen Wesen, eine die andere aufhebt, sondern constant erhalten werden bis an das Ende der Tage. So dunkel man sich auch die Erinnerung dieser mit kaum merklichem Bewußtsein*) begabten einfachsten Wesen an die Vergangenheit ihres Geschlechts denken muß — (für uns Menschen schwärzer

*) Ich gebrauche hier das Wort Bewußtsein als unterste Stufe, sie läßt sich leicht steigern durch: Empfindung, Wahrnehmung, Sinn, Vorstellung, Idee, Begriff, Anschauung.

als rabenschwarze Nacht) — sie ist vorhanden, wir wissen es, ein logisches Denken nöthigt uns zu dieser Annahme. Und wenn auch hunderttausend Jahre eine kaum merkliche Veränderung an diesen einfachen Wesen hervorgebracht haben, diese kleine Veränderung wiederholt sich bei jedem neu entstehenden Einzelwesen und resumirt die vieltausendjährige Geschichte ihres Geschlechts. Dunkles Zeitbewußtsein, dunkles Raumbewußtsein erwacht — ist es da noch zu verwundern, daß dies die primitivsten, darum abstractesten Begriffe des Menschen sind? Auch das dunkle Gefühl der Causalität ist hier nicht wegzuleugnen, da die Existenz jeder nachkommenden Zelle unmittelbar von der vorhergehenden abhängt. Und bezeichnet nicht noch die Sprache des Indianers mit den Worten „Kinder der Nacht, des Waldes" Wesen, die er aus dem Dunkel, dem Walde entstehen sieht, ist für ihn nicht der Regen wirklich und wahrhaftig ein Kind der Wolke? Das sind denn nun freilich angeborne Ideen, wenn man will, es beruht dann aber die ganze Deduction auf — Erinnerung früherer Zustände! Doch davon später ausführlicher.

Es ist demnach das Zellenleben die Ausgangspforte des organischen Lebens, deren erste typische Eigenschaft, sich selbst fortwährend zu erneuern, noch heute als Grundprincip jedem noch so vollkommenen organischen Leben inne wohnt.

In diesem zarten, scheinbar so vergänglichen Wesen wird also etwas möglich, dessen sich die gewaltigsten unorganischen Massen nicht rühmen können, die Summirung der Wirkungen.

2) Dazu kommt noch ein zweites, worüber uns das vollkommenste Leben in seiner vollkommensten Erscheinung — der Mensch — Aufklärung für jene unendlich weit zurückliegenden Stufen geben muß. Der einzelne Mensch wird in dem Fortgang der Entwicklung der Menschheit aufgebraucht. „Unser Leben währt siebzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und wenns köstlich war, war's Mühe und Arbeit", klagt der Psalmist. Allerdings, wir sind aber nicht die Hauptsache und jene Mühe und Arbeit ist nicht nutzlos verloren, sie kommt den folgenden Generationen zugut als Summe fortschreitender Ent-

wicklung. Nun wie verhält sich also die Mutterzelle zur nachfolgenden? In ihr ist ein Theil des allverbreiteten Stoffs in eine bestimmte Function getreten; was und wie er gewirkt hat, darüber wissen wir noch gar nichts, sicher aber ist, daß er in dieser Function verbraucht worden, daß er seine Fähigkeit verloren hat, sonst würde die Zelle nicht absterben; es kommt nun also in der Tochterzelle neuer Stoff zu analoger Thätigkeit und so geht es fort, bis in der Aufeinanderfolge der Generationen eine ungeheure Menge des Stoffs allmählich zur organischen Lebensäußerung gekommen ist. Auch dieses elementare Leben ist noch unzweifelhaft den höheren Organismen erhalten, bei welchen der Stoffwechsel beständig die ganze Masse des Körperbaus erneuert.

3) Und warum verbraucht sich denn der Stoff? Dieses Geheimniß zu ergründen, diese allen heutigen und zukünftigen Mikroskopen trotzenden minimalen Verhältnisse zu erforschen, wenden wir uns wieder an die colossale Vergrößerung des am Schlusse ungeheurer Zeiträume Gewordenen um Aufklärung. Ein Mensch, der in seinem Geiste nur Eine neue, wahre Idee gereift hat, fördert die Menschheit. Er hat, wie man im täglichen Leben sagt, dieser Idee sein Leben gewidmet. Alle die Anstrengungen die er macht, alle die Geistesarbeit, die er verrichtet und die ihn zuletzt aufreiben, sie dienen dazu, diese Idee zu klären, zu reinigen, zu vervollkommnen; dann ihr Geltung bei seinen Mitmenschen zu verschaffen; zuletzt ihr die entsprechende Wirksamkeit im Leben zu eröffnen. Alle diese Anstrengungen, welche das Individuum macht, kommen zuerst kleineren, dann größeren und immer größeren Kreisen zu gute. Die kopernikanische Lehre — man denke an ihren Fortgang. Man bezeichnet diesen fortschreitenden, immer allgemeiner werdenden Erkenntnißgang am besten mit dem Worte: Verdichtung der Erkenntniß. Begreift's doch heute ein sechsjähriger Knabe, was damals nur die Auserwähltesten verstanden. Und dieser Erkenntniß widmete Copernikus, ein Riesengeist, sein Leben. Auch körperliche Befähigung verdichtet sich; leichter wird dem Sohne des Seiltänzers die Uebung, zu

welcher dieser vielleicht lange Lebensjahre verbraucht hatte. Hier haben wir die Aufklärung. Wie unendlich klein auch die Lebensarbeit der einzelnen Zelle sein mag; es ist in ihr etwas vorgegangen, sie hat eine kleine Geschichte. Es haben in diesem Stoffe die Aetherschwingungen gezittert, es sind chemische Verwandlungen vorgegangen, es war ein wenn auch noch so unmerkliches Bewußtsein vorhanden und wenn dies letztere auch weiter nichts that, als in einem glücklichen Augenblicke, dem Höhepunkte des Lebens der Zelle als Wille aufzutreten und ein paar Atome mehr an sich reißen als unter gewöhnlichen Verhältnissen geschehen wäre: ein solcher Augenblick ist entscheidend für die kommenden Generationen, denen nun bei der Geburt eine Vollkommenheit mühelos zu Theil wird, die den Lebensinhalt jener einzelnen Zellen ausmachte. — Das aber ist sicher, daß dieser Lebensvorgang, diese Erschütterung oder Arbeit der unendlich kleinen Stofftheilchen, aus denen die Zelle besteht, den Stoff aufbraucht, hinfällig macht und das Vergehen der Zelle bedingt.

4) Wir haben nunmehr den Weg gefunden, auf welchem sich die Summirung der Wirkungen vollzieht. Wir sehen bei dem primitivsten Leben die Möglichkeit, sich quantitativ zu vergrößern. Es werden sich aber qualitative Veränderungen mit derselben zwingenden Nothwendigkeit nachweisen lassen. Wir gehen dabei von dem Gedanken aus, daß eine totale Indifferenz zweier vorhandenen Stoffe nicht gedacht werden kann, daß zwei beliebige Stoffe immer eine gewisse Wirkung auf einander ausüben. Nun spricht alle Beobachtung dafür, daß das erste Leben sich im Wasser, wohl dem Meerwasser, als dem günstigsten Entwicklungsgebiete, erzeugt haben. In diesem Wasser sind aber, wenn auch in infinitesimal kleinen Theilen alle Stoffe aufgelöst, welche die Erde ausmachen; man braucht noch kein Anhänger der neptunischen Theorie zu sein und muß dies doch einsehen, bei der vor unseren Augen tagtäglich vor sich gehenden Verwitterung und Zersetzung der festesten Stoffe. Es müssen demnach an den verschiedensten Orten Organismen der einfachsten Art von verschiedenartigen im Wasser aufgelösten Stoffen umgeben gewesen sein und

diese müssen nothwendig eine Wirkung auf jene ausgeübt haben, sei es daß sie zum Bau des Körpers verwendet wurden, sei es daß eine repulsive Wirkung eintrat; immer mußten sie verspürt werden. Wie unendlich fein die Organe als chemische Reagentien wirken, beweisen gewisse Seepflanzen und Seethiere, bei denen sich z. B. Jod anhäuft, das doch nur in verschwindend kleinem Promillesatz dem Meerwasser beigemischt ist. Hier haben wir den Weg offen, auf welchem der Mensch zum Mikrokosmus geworden ist. Noch heute setzt sich dieser Proceß fort, indem der Wilde und auch der Europäer an jeder neu gefundenen Pflanze beißt, schmeckt, riecht und sie dann fortwirft oder für seine Nahrung verwendet. Nicotin, Thein, Theobromin, Chinin sind eigenthümliche Pflanzenprodukte, die in historischer Zeit bekannt, eine eigenthümliche Wirkung auf unseren Organismus ausüben. Diese Aeonen dauernde Erziehung der organischen Wesen an und durch die verschiedensten Stoffe der Erde bereitete jenen wunderbaren Mikrokosmus vor, der dadurch sinnliches Wahrnehmungsvermögen für die zahllosen Dinge der Außenwelt sich aneignete.

5) Ein wichtiger und sehr schwieriger Punkt ist die Erklärung der Constanz der Organismen. Bisher haben wir von der Veränderlichkeit derselben durch äußere Einwirkungen geredet; diese erscheint begreiflich, wenn man die colossalen Veränderungen beachtet, die an unorganischen Massen in äußerer Form und innerer Structur überall wahrgenommen werden, und sich tagtäglich fortsetzen. Woher stammt nun jenes zähe Festhalten, jene scheinbare Unabänderlichkeit der organischen Formen, die in langen Jahrtausenden nur unter dem Zusammenwirken fortgesetzter Einwirkungen eine allmähliche Differenzirung ermöglicht? Warum wird der zarte, aus Zellen bestehende Organismus durch äußere mächtige Wirkungen nur vernichtet, nicht umgeformt und verändert? Hier kann uns nur das Princip der Isolirung einiges Licht verschaffen. Der Anblick der enormen geschichteten Gesteine, die doch nur das in ruhiger Aufeinanderfolge abgelagerte Sediment von vorher im Meerwasser gelöst gewesenen Stoffen sind, muß uns einen Maßstab für die ungeheuren Zeiträume

geben, in welchen etwa in den stillen Gründen eines auf der Oberfläche bewegten Meeres die primitiven Thier- und Pflanzenzellen sich entwickelten und in vieltausendjähriger Beharrung in ihren ursprünglichen Formen unter ganz gleichen äußeren Verhältnissen, diese Constanz, dieses Beharrungsvermögen sich zu ihrem eigensten Wesen machten. Dabei müssen wir beachten, daß diese Zelle selbst und ihr Fortpflanzungsvermögen für uns noch ein tiefes, unerschlossenes Geheimniß sind. Immerhin ist sie selber schon ein wunderbarer organischer Bau, zu dessen Herstellung die mannigfaltigsten Kräfte sich begegnen und zusammenwirken mußten. Suchen wir dies Gebiet durch Analogieen aus dem vollkommenen und bewußten Leben zu erhellen! Das zarteste, beweglichste, flüchtigste, veränderlichste Wesen von allen, die wir kennen, ist die menschliche Sprache. „Flüchtiger Hall ist das Wort, der in die Luft hinfließt" und doch ist es das feste, gewaltige Band, das die Menschen zusammenschließt, sie zu gemeinsamen Thun befähigt und eine ungeheure Kette von Geisteswirkung zwischen den längstentschwundenen Generationen und der Jetztlebenden herstellt. Dies alles wird aber nur dadurch möglich, daß der nämliche Laut von unzähligen Individuen festgehalten wird und daß beim Sprechen oder Hören dieses Lautes ein gleicher oder doch möglichst ähnlicher Vorgang in den Seelen aller dieser Individuen stattfand.

Verweilen wir bei dieser Analogie und suchen wir sie uns möglichst klar vorstellig zu machen. Die Entstehung des Wortes, wir müssen sie nach heutigen Vorgängen uns denken. Das „geflügelte Wort" ist ein Vorgang der Wortschöpfung. Das Wort, das Einer in einem glücklichen Augenblicke gefunden, tausende sprechen es nach. Bei diesen Tausenden wäre nun eine auf individueller Neigung beruhende Veränderung des äußeren Lautes möglich, welche denselben bald bis zur Unkenntlichkeit verändern würde, wenn derselbe von Hand zu Hand ginge, etwa wie bei der Gellert'schen Fabel: „Der Wechselbalg," wo die Fama aus einem ganz gewöhnlichen Kinde mit etwas großen Ohren ein Ungeheuer mit Hörnern und Klauen

hervorbringt. So ist aber die Sache nicht. Diese tausende von Individuen dürfen ihrer Neigung nicht nachgeben, eben weil jede individuelle Neigung eine verschiedene ist. Sie wirken also recht eigentlich paralysirend auf jede etwaige Abweichung in der Aussprache und wirken in sofern festigend für den ursprünglichen Laut. Wir dürfen uns also diese Individuen als einen mächtigen Kreis von Kräften denken, der das Wort in seiner bestimmten ursprünglichen Gestalt erhält. Grade so, nur unendlich complicirter ist es mit der Vorstellung, welche sie alle mit dem Worte verbinden. Wie das Gewölbe durch die Spannung der einzelnen Steine den bestimmten inneren Raum einschließt, so bleibt der Inhalt der Vorstellung durch den Contact der individuellen Einzelvorstellungen, die alle gewisse Besonderheiten haben, ein constanter.

So müssen wir uns auch die Constanz des Zellenlebens vorstellen. Mächtige von allen Seiten wirkende Kräfte wirken auf den engumfriedeten Raum dieses Einzelwesens und gestatten ihm nicht, eben weil dasselbe eine Empfänglichkeit für all die Kräfte hat, eine andere Gestaltung.

Setzen wir, um den dunkelen Gegenstand noch mehr zu erhellen, an die Stelle der einfachen Zellen den Einzelmenschen. Wie jene, ist dieser ein Resultat von zahllosen auf sein Werden und Entwicklen einwirkenden Kräften. Daß nun die Indianer vielleicht hunderttausend Jahre dieselben Menschen geblieben sind, daß keine Veränderung an ihnen wahrnehmbar ist, das hat doch ganz gewiß darin seine Ursache, daß jeder einzelne Mensch inmitten des ungeheuren Bereichs zahlloser concentrisch auf ihn wirkender Kräfte sich befindet — Klima, Luft, Boden, Thiere, Pflanzen — Sprache, Erziehung, Beispiel, Tradition, Sitte und wie sie alle heißen mögen, die niemals aufzuzählenden. Wie sehr hat unser Dichter Recht, wenn er sagt, daß Millionen sich nur damit beschäftigen, die Gattung zu erhalten,*)

*) Zu dieser Classe von Conservativen gehört auch der ehrliche Landprediger von Wakefield, who was ever of opinion that the honest man who married and brought up a large family did more service u. s. w.

Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.

Diese Wenigen sind es, welche neue Differenzirungen d. h. Vervollkommnungen in das Leben der Menschheit einführen. Alle übrigen, ihre Zahl ist Milliarden, haben nur die Aufgabe, die Constanz der Gattungseigenschaften zu erhalten. Daß diese durch unzählige Wiederholungen — unter sich ziemlich gleichbleibenden äußeren Verhältnissen — an Intensität gewinnen muß, ist selbstredend.

Wir haben also die Erklärung der Constanz zu suchen:

1) in einer äonenlangen Züchtung unter gleichbleibenden Verhältnissen.

2) in der Determination durch zahlreiche Kräfte, die auf diesem engen Raume zusammentreffen und da sie, jede nur in bestimmter Weise, wirken können, sich gegenseitig aufheben oder im Gleichgewichte halten.

Zu diesen beiden Factoren kommt nun aber noch ein dritter, sehr wichtiger:

a) Die einzelne Zelle als Formelement eines höheren organischen Wesens hat bereits ihre in unendlichen Zeiträumen anerzogene Constanz.

b) Das höhere Thier als ein Gesammtorganismus gedacht hat ebenfalls als solcher eine in ungeheueren Zeiträumen gewonnene Constanz.

c) Der Mensch hat durch die geistige Atmosphäre die ihn mit seines Gleichen verbindet, und determinirt, ihn abhängig macht von allen Geschlechtseigenthümlichkeiten, eine seit der Entstehung der Sprache fortwirkende Constanz.

Jede weitere Stufe setzt die vorhergehende voraus, schließt sie in sich. Man kann sich dieses sehr complicirte Verhältniß veranschaulichen etwa durch den Mechanismus einer Uhr, welche ursprünglich eine durch ein Gewicht bewegte Axe war, dann durch zwei Räder verlangsamt, schließlich durch das Pendel regulirt. Natürlich nur

ein Bild. Jedes neu hinzutretende Moment determinirt und vervollkommnet die ursprüngliche Bewegung.

Daß alles Leben des Thiers durch das regelmäßige, constante Leben des Zellensystems hindurch geht, daß alle Elemente dieses Lebens eine so durchaus bestimmte Charakteristik haben, das ermöglicht und bedingt die ungemeine Constanz des gesammten Thierorganismus. Daß die menschlichen Leiber — als Thierorganismen aufgefaßt — eine so bedeutende Constanz haben, das ermöglicht und erschließt erst die Erzeugung jener geistigen Atmosphäre, welche — in den Erzeugnissen der Werkzeuge, der Sprache, der Kunstschöpfungen — die Constanz und den ungeheuren Fortschritt der Gattung bedingen, indem jedes einzelne Individuum befähigt ist, seinen Antheil davon in sich aufzunehmen und so seine Eigenkraft durch fortgesetzte Differenzirung ungemein zu steigern.

Wir sehen in allem diesem das große Prinzip, welches die Natur bei ihrem Schaffen leitet, nämlich das in den vorausgehenden Stufen Gewonnene zu erhalten, und Neues hinzuzufügen: der einzige Weg auf welchem eine S u m m i r u n g d e r W i r k u n g e n möglich ist. Wenn ich nochmals auf mein obiges Bild zurückkommen darf, könnten wir uns auch dies Zellenleben als den Perpendikel denken, der das ungeheure in Millionen von Einzelwirkungen sich bewegende Räderwerk regulirt.

Ich will versuchen, diese schwierige Abstraction noch mehr aufzuhellen, indem ich sie auf dem entgegengesetzten Wege — von dem Vollkommensten ausgehend — verfolge.

Zu dem Verstehen einer modernen Wahrheit oder Erkenntniß, sagt der gemeine Sprachgebrauch, müssen die Kinder erst das richtige Alter, die nothwendige Reife haben.

Es wachsen also alljährlich viele Tausende von Menschen jener Zeit entgegen, wo sie geeignet sind, die Träger jener Wahrheit, eines Besitzes und darum einer Eigenschaft der Menschheit, zu werden.

So lösen sich Generationen um Generationen ab. Ein langsamer, aber constanter Gang.

So reift das Thierleben im Menschen erst allmählich jener Zeit entgegen, in welcher dieser Antheil an dem Geistesleben der Menschheit nehmen kann.

Dies Alles sind denn nun doch offenbar retardirende Momente; die wir uns nun, wenn auch in sehr beschleunigter Weise, beim Zellenleben in seinem Verhältniß zum Thierorganismus zu denken haben.

Die Cultur des Zeitalters, an welcher das Individuum Theil nimmt, verhindert dasselbe, in eine frühere Stufe oder in den Zustand der Wildheit zurückzufallen; an dieser Grenze selbst verhütet die Sprachfähigkeit den Rückfall in das Thierleben; der hochdifferenzirte Thierorganismus schützt gegen Herabsinken in einfachere Zustände, und das Zellenleben selbst, der Ausgangspunkt des Lebens bewahrt in zäher Festigkeit das animalische Leben gegenüber den deteriorirenden Einflüssen unorganischer Wirkung.

Wie fest ist demnach das Fundament der Constanz, und wie ist nur der Eine Weg zu fortgesetzter Differenzirung d. h. Vervollkommnung offen.

Bemerken muß ich noch, daß ich hier der Uebersichtlichkeit halber nur drei Stufen annehme Zellenleben, Thierleben, Menschenleben; daß aber die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß zwischen der Verbindung unorganischer Stoffe und der Entstehung der Thierzelle ungeheure Zeiträume und zahlreiche Zwischenstufen gedacht werden müssen.

6) Wir haben also nach der vorausgehenden Darstellung ein Naturwesen unter den übrigen Naturwesen kennen gelernt, welches die Fähigkeit besitzt a) der Fortdauer in seiner bestimmten Weise, b) der Aufnahme von Wirkungen seitens der übrigen Naturwesen, c) der Möglichkeit, daß diese Wirkungen sich nicht aufheben, sondern erhalten bleiben, sich steigern, summiren, d) damit zugleich einer fortgesetzten Differenzirung des Wesens selbst, wobei die Constanz der früheren Stufen dasselbe vor jeder nachtheiligen Entartung behütet.

Wir haben nun die Natur dieser Differenzirung selbst eingehender zu betrachten.

Unter Nr. 5 habe ich nur von der Constanz der Form der einzelnen Zellen geredet. Nothwendig kommt dabei aber auch ihre chemische Zusammensetzung in Betracht. Sie verarbeiten und nehmen nur solche Stoffe auf, welche der Bildung des ganzen Organismus zuträglich sind. Insofern dürfen wir sie als chemische Apparate betrachten, welche gewisse organische Verbindungen aus den umgebenden Medien herstellen.

Wir haben also eine erste Auswahl, eine erste Zufuhr und Umbildung von Stoffen, gewissermaßen eine rings abgeschlossene Masse von eigenthümlichem Bildungsstoff.

Innerhalb dieser Masse bilden sich nun durch äußere Einwirkungen verschiedener Art gewisse Veränderungen an bestimmten Stellen, welche eine neue Umbildung des Stoffes — also gewissermaßen einen engen Kreis innerhalb des größeren Kreises — ermöglichen. Denken wir uns dies in einer bestimmten Reihenfolge fortgesetzt, so ergeben sich stets kleinere eigenthümlichere Kreise, welche nur innerhalb und durch die größeren Kreise ihren Bildungsstoff erhalten. Also auch die chemische Zusammensetzung wird eine stets eigenthümlichere; eine fortgesetzte Selection auch hier.

Im Großen liegt dieser Vorgang zu Tage, in der Ernährung der Thiere durch Pflanzen, welche letztere aus den unorganischen Stoffen organische Verbindungen bereiten, die dann ihre Umbildung in die des Thiers eingehen.

Diese eigenthümlich veränderten Bildungsstoffe stehen natürlich in direktem Rapport mit der Wirkung der äußeren Kräfte, welche ihre Veränderung hervorriefen und es ist nun sehr begreiflich, daß an den bestimmten Stellen, wo die Wirkung eine größere ist, durch fortgesetzte Cumulirung dieser Wirkungen sich allmählich ein Organ ausbildet. Die Beziehungen zur Außenwelt vermehren sich, damit wächst auch die Sicherheit der Existenz, indem sich eine größere Auswahl der Lebensbedingungen ergibt.

7) Die Sicherheit der Existenz! Dieser Gedanke bedarf einer eingehenden Erwägung. Denn klar ist doch auch, daß ein Wesen, dessen Lebensbedingungen einfachster Art sind, eigentlich überall leichter sich erhalten kann, mithin räumlich und zeitlich größere Garantieen der Verbreitung hat.

Diesen Gedanken möchte ich durch eine Analogie erhellen. Das kleine Preußen zeichnete bei seinem Auftreten in der Geschichte frühzeitig zähes, bewußtes Staatsleben aus, d. h. weit entfernt, sich irgend einen Luxus der genußreichen Entfaltung zu gönnen, setzte es all seine angespannten Kräfte an die Existenz als Staat. Diese Zähigkeit der Behauptung der Existenz — die ihm den Vorwurf des Knauserns, Hungerleidens, Menschenschindens, Abgeneigtheit für die edleren Culturinteressen eingetragen hat, sicherte sein Emporkommen, während größere Staaten, das bigotte Oesterreich, das üppige Sachsen, das kunstliebende Bayern, zurückgingen.

So setzt die Natur bei der Entstehung der Organismen zuerst Alles an die Erhaltung der Existenz. Klein, unbedeutend, einfach, mit dem Wenigsten zufrieden — das sind die Ausgangspunkte der organischen Wesen. Wir sehen darum primitive Formen noch heute in ungeheurer Verbreitung. Wer hat diese Anschauung noch nicht gehabt, wenn er einen hohen Alpenberg erblickte, wo zu oberst unmittelbar unter dem Reich des Leblosen die Flechte beginnt, dann in viel größerer Tiefe das Moos und noch viel weiter unten Gras und Fichte hinanzuklimmen streben?

So weit unser menschliches Auge reicht, ist das primitive Leben d. h. der Bildungsstoff für höhere Stufen ein enorm verbreitetes. Diese ersten Versuche der Natur haben in der Einfachheit ihrer Bildung, der Einfachheit ihrer Lebensbedingungen die höchsten Garantien der Existenz.

8) Mit der Differenzirung erweitert sich das Reich der Wirkungen auf dieses Wesen; vervielfältigen sich die Lebensbedingungen. Hierin liegt demnach eine größere Gefährdung.

Diese wird aber theilweise aufgewogen:

a) Durch die Möglichkeit, daß eine Zahl dieser Wirkungen sich anhäuft und unter ungünstigen Verhältnissen den Organismus erhält, wo ein einfacherer zu Grunde geht. Winterschlaf von Thieren und Pflanzen.

b) Durch die Befähigung der Gegenwirkung. Sie beginnt, wo der Wille erwacht. Wie früh dieser eintritt und ob er nothwendig das Empfinden zur Voraussetzung hat, ist uns noch unerschlossen. Bekanntlich nimmt Schopenhauer denselben als Grundprincip aller Wesen an, ihm äußert der fallende Stein, der sich verbindende Sauerstoff, die nach Norden gerichtete Magnetnadel — einen Willen. Der unbewußte Wille dreht die Pflanzenblätter der Sonne zu, treibt die Keime der Kartoffel viele Fuß weit zur Luftöffnung, bekleidet das Fell des Thiers unter dem Einfluß der Kälte mit dichten Haaren. Für unser Denken scheint eine — wenn auch noch so dunkle Empfindung — dem Wollen vorausgehen zu müssen. Möglich wäre es indeß — da wir Empfindung allem Stoff zuschreiben — daß diffuses, d. h. nicht centralisirtes Empfindungsleben in jedem Theilchen wirkte und somit eine Gesammtwirkung entstände, ohne daß eine Gesammtempfindung vorausginge. Dies wäre demnach die Grenzlinie zwischen Pflanzen- und Thierleben.

Daß ein gewisser Theil des Thierlebens auch diesem vegetativen Leben angehört, ist außer Frage.

Uebrigens gehorcht der Wille auch dem Naturgesetze; d. h. die Wesen müssen wollen.

Diffuse Willensäußerungen verhalten sich zu den centralen wie eine Schaar Indianer, von welchen jeder Einzelne mit der ihm gerade zustehenden Waffe auf den Gegner loshaut im Vergleich mit einem civilisirten, wohlorganisirten, durch Einheit des Befehls, des moralischen Gefühls, der gleichen Bewaffnung u. s. w. zu einheitlichem Wirken zusammengefaßten Armeecorps. Denken wir uns, daß von jenen jeder den Krieg auf eigene Faust führte, daß er sich um die Anderen gar nicht kümmerte, so würde doch eine Art von Gesammtwirkung entstehen.

Uebrigens hat Schopenhauer trotz seines genialen Tiefsinns, mit welchem er den lange herrschenden Irrthum beseitigte, daß Wollen und Intellect unzertrennbar seien, selber den Willen zu einer Art von scholastischem Begriff erhoben, der an die Stelle des früher herrschenden Absoluten zu treten hätte. Das Aergste ist, daß er diesem Willen eine apriorische Existenz a) zuschreibt und ihn den Stoff gleichsam erschaffen läßt. Jede Bewegung, jede Veränderung b) eines Wesens als von dem Willen dieses bestimmten Wesens ausgehend zu betrachten heißt viel zu weit gehen — oder nichts erklären. Von der Bewegung unserer Erde können wir mit Bestimmtheit nicht behaupten, ob sie durch eigene immanente Kraft oder durch einen Anstoß von Außen veranlaßt worden. In letzterem Falle wäre sie kein Wille und in diesem Sinne machen wir und alle Geschöpfe der Erde eine colossale unser ganzes Sein bestimmende Bewegung mit, der kein Wille zu Grunde liegt.

Sehen wir zu, ob wir nicht die Eigenschaften näher bestimmen können, welche wir dem Begriff Willen inhärent denken müssen.

a. Der fallende Stein, der gespannte Dampf, welcher dicke Mauern zertrümmert, die mit heftigem Knall in die Leere strömende Luft — so willenähnlich auch diese Erscheinungen sein mögen, sie entstehen nur durch eine von Außen auf den Gegenstand einwirkende Kraft; es widerspricht also durchaus der elementarsten Anschauung, die wir beim Worte haben, ihnen einen Willen zuzuschreiben. Ist ein Wille vorhanden, so liegt er in dem von Außen Wirkenden.

b. Die Richtung des Magnets, die Wirkung der Elektricität, die Wellenbewegung des Schalls, der Wärme, des Lichts, die chemischen Anziehungen — wir wissen davon nichts, was bei den Stoffen selbst vorgeht. Nichts hindert uns, sie den Erscheinungen unter a. gleichzustellen. Legen wir diesen Erscheinungen einen Willen bei, so ist es einstweilen nichts weiter als eine Hypothese.

c. Auf dem Gebiete des organischen Lebens beginnt ein Streben, dessen erste Aeußerung die sein muß, den noch so einfach gedachten

Organismus zu erhalten. Wir haben früher als eine wesentliche Eigenschaft des Organismus diejenige angesehen, daß er inmitten zahlreicher übermächtiger Kräfte, innerhalb derer er sich befindet, deren Wirkung äquilibrirt.

Findet nun innerhalb dieses Systems von Kräften eine Lücke statt, so kann der Organismus zu Grunde gehen oder er vermag diese Lücke auszugleichen, indem sich das Leben an der Stelle concentrirt, wo noch einige Wirkung der fehlenden Kraft ist. Ein Beispiel ist die Kartoffel, wenn sie zwanzig Fuß lange Triebe nach dem Luftloch des Kellers sendet. Hier ist unzweifelhaft ein Streben; wir könnten es den Anfang des Willens nennen, als dessen Wesen wir die Gegensätzlichkeit des Individuums gegen die zerstörende Wirkung der äußeren Kräfte annehmen.

Die im Laufe der Jahrtausende herangebildete Eigenthümlichkeit des Individuums entwickelt sich gesetzmäßig. Die Ranke des Weinstocks tritt hervor, sie ringelt sich, auch wenn sie keinen Halt findet, man könnte sagen — sie will etwas umfassen. Millionen vorgebildeter Keime fallen in den Samen auf die Erde, wenn auch nur wenige aufgehen: alle wollen sich entfalten. Auch die Blütenpracht des Baumes bringt nur die geringere Anzahl von Fruchtbehältern zur Reife.

Günstigere Bedingungen bringen auch bei den Pflanzen neue Eigenthümlichkeiten hervor und auch in diesem Falle könnte man ein Streben, einen unbewußten Willen der Pflanze zu größerer Vollkommenheit annehmen.

Deutlich und durchaus verständlich tritt der Wille erst in dem bewußten d. h. empfundenen Leben für uns zu Tage.

Das bewußte Leben trifft eine Auswahl unter den äußeren Wirkungen, verschließt sich den einen, sucht die anderen auf. Es gliedert sich Organe zu besserem Aufnehmen dieser Wirkungen, es vervollkommnet und verfeinert erstere durch den fortgesetzten Einfluß der letzteren. Es intervenirt direkt zu Gunsten eines Theils seiner selbst.

Es intervenirt gegen einen Theil seiner selbst zu Gunsten der

Harmonie oder günstigen Fortentwicklung des Ganzen. **Moralischer Wille.**

Es fühlt sein eigenes Ganzes nur als einen Theil eines größeren Ganzen und vermag in stiller, opferfreudiger Hingabe oder enthusiastischer Todesweihe zu dessen Gunsten sich selbst zu entäußern oder auch in energischem Ringen demselben die Richtung zu verleihen, die zu seiner Vervollkommnung führt.

Sokrates, Christus, Luther.

VI.

Eins und Alles.

Zwei Grundeigenschaften der Entwicklung.

Und es ist das Ewig-Eine,
Das sich vielfach offenbart,
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend,
Zum Erstaunen bin ich da.
Goethe.

Unter allen Stoffen, die wir [illegible], [illegible], [illegible] die Eigenschaft der Einheit, [illegible] in [illegible] Maße [illegible], als [illegible] wie uns [illegible].

Und doch ist gerade [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] von allen Dingen, die wir kennen.

Wie läßt sich diese [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Und [illegible] [illegible]

[illegible]

Unter allen Wesen, die uns bekannt sind, ist keines, dem wir die Eigenschaft der Einheit, untheilbaren Einheitlichkeit in so hohem Maße zuschreiben, als unserem eigenen Ich, unserer Seele, wie wir uns ausdrücken.

Und doch ist gerade dieses Wesen ohne Frage das mannigfachst combinirte, wechselndste, vielgestaltigste, eigenthümlichst differenzirte von allen Dingen, die wir kennen.

Wie löst sich dieser Widerspruch und wie vereinigt er sich mit der Ansicht, daß ein einheitlicher, durchaus indifferenter, wechsel- und wandelloser Grundstoff uns als das wahre Symbol der Einheit erscheint, von welcher unser Denken so gerne ausgeht, auf welche es alle Erscheinungen zurückführen möchte und welche so sehr ein Bedürfniß unseres Denkens ist, daß die Menschen sie bald das Grundprincip der Schöpfung, bald Gott, das große All und Eins, causa sui, das Absolute, die Substanz, den Willen u. s. w. genannt haben?

Um zur Lösung dieses Widerspruchs zu gelangen, wollen wir von dem Gedanken ausgehen, daß die letzten und feinsten Unterscheidungen der Dinge — die Form und Beschaffenheit des unendlich Kleinen, wie wir es der Kürze halber nennen wollen — uns unbekannt sind, daß unsere Kenntniß an einer gewissen Grenze stehen bleibt, wo die sogenannten chemischen Elemente beginnen, die wir nicht mehr scheiden können und die wir uns deshalb als durchaus homogene Wesen denken, von denen jeder kleinste Theil vollkommen

gleich dem anderen sei. Daß dem nicht so ist, beweisen die organischen Zusammensetzungen, welche aus durchaus gleichen Theilen von Elementen gebildet, doch verschiedene Erscheinungsformen darbieten. Der Chemiker meint freilich, wenn er zwei Stoffe hat eine Verbindung eingehen lassen und sie dann wieder trennt, er habe genau dieselben Stoffe, wie vorher; das ist aber nicht der Fall, denn eine jede Veränderung muß in dem inneren Zustand der Dinge eine Spur zurücklassen, welche fortwirkt, wenn sie auch für unsere Sinne nicht wahrnehmbar ist.

Wir wollen nun annehmen, es sei der Wissenschaft gelungen, viel tiefer voranzubringen in das Wesen der Dinge. Sie haben einen Grundstoff entdeckt — nennen wir ihn Aether, dessen Aggregatzustand sich zu dem gasförmigen verhalte, wie dieser zum flüssigen. Dieser Aether sei so dünn, daß kein Verschluß ihn fassen, keine Wage ihn wägen kann. Er habe die Eigenschaft der Bewegung und der fortdauernden Abstoßung der einzelnen Theilchen.

Wir müßten dann auch für den unorganischen Stoff — und bei der Gleichartigkeit aller Naturwesen und alles Naturwerdens hat diese Ansicht viel Wahrscheinliches — eine allmähliche Entwicklung aus dem einfachsten Grundstoffe annehmen. Daß ein solcher Grundstoff von ungeheuerer Feinheit und Verbreitung den Weltraum erfüllt, dafür sprechen die Lichterscheinungen, welche nur durch die Hypothese der Wellenbewegung des Aethers sich einfach erklären lassen. Daß die Kometen, werdende Weltkörper, aus solchem oder noch nicht viel verändertem Grundstoffe sich aufbauen, scheint auch zweifellos. Ebenso unzweifelhaft erscheint es für unser Denken, daß ein gewisses Volumen Gas oder Luft, von unserer Erde abgerissen, außerhalb ihres Anziehungsbereichs in den Weltraum versetzt, sich bei der Repulsion der Atome fort und fort ausdehnen und schließlich in dem Aether verlieren müßte.

Wenn nun in allmählicher Verdichtung sich eine Anzahl von höchst eigenthümlichen Combinationen des Stoffes gebildet haben, die für uns die Ur- und Grundformen aller irdischen Substanzen zu

sein scheinen, so erscheint es ebenso natürlich, daß diese Stofflagerungen, wenn einmal vorhanden — durch welche Ursachen, lassen wir unerörtert*) — als das Produkt einer äon langen Arbeit uns nicht mehr als bloße Form, sondern als wirkliche Substanzen erscheinen müssen. Es wäre nach dieser Anschauung dasselbe Naturgesetz, das verhindert, daß z. B. aus Natrium sich nicht Eisen bilden kann, und welches auch die scharfe Unterscheidung zwischen einer Pflanze und einem Thier aufrecht erhält. Daß jene nicht mehr ursprünglichen, sondern in unermeßlichen Zeiträumen gewordenen Ur- und Grundformen (für uns chemische Elemente) in ihrer Wirkung auf einander wieder eigenthümliche Combinationen bilden, die uns ebenso viel Aufschluß über die Natur des Grundprincips geben müssen, als jene Urformen, da in diesen Combinationen neue Zahlen- und Structurverhältnisse zum Vorschein kommen, die vielleicht der Grundstoff auch auf einfacherem Wege hätte erreichen können, ist wohl einleuchtend. Es ist demnach in der unorganischen Masse, gerade wie in der organischen die Structur d. h. das in unermeßlichen Zeiträumen Gewordene das Unterscheidende.

Wessen Geist bei diesen Abstractionen schwindelt, den bitte ich, folgende Betrachtungen anzustellen. Die Musik mit ihren unzähligen Werken alter und neuer Zeit, mit denen die uns noch erhalten sind, sowie der weitaus größeren Zahl, welche verloren gegangen ist — kein Geist und wäre es der gewaltigste, keine Phantasie, und wäre sie die mächtigste vermag die Namen alle zu nennen und die Zahl sich auch nur vorzustellen. Und doch ist es ein ganz einfaches, natürliches Ding, was allen diesen Werken zu Grunde liegt, ein unglaublich einfaches Formelement, durch dessen Combinationen alle und jede Musik geworden ist — es ist die bestimmte Anzahl von Schwingungen, welche unser Ohr zu fassen vermag. Die einzelne Schwingung ist also das einfache Element, die bestimmten Zahlen in der zeitlichen Aufeinanderfolge derselben bilden in den ungeheuer

*) Davon wird am Schlusse des Werkes die Rede sein.

mannigfaltigen Combinationen das Wesen aller Melodie und Harmonie, welche von unvordenklicher Zeit bis auf den heutigen Tag erklungen ist. Dieses Bild ist für unseren Geist so naheliegend, daß schon Pythagoras es erfaßte und die harmonischen Bewegungen, Abstände, Verhältnisse &c. der Sternensphären, des Weltenbaues damit erklärte in seiner bekannten Sphärenharmonie.

Bedienen wir uns dieses Bildes, so erscheint uns die organische Welt als eine unzählige Menge einzelner Tonstücke, welche mit den vier einfachen Noten oder Grundelementen (C H O N) ausgeführt worden sind. Jede neue, höchst eigenthümliche Erscheinung — der Schmelz der Rose, der Reif der Pflaume, das wachsartige Blatt der Camellien, sie sind nichts als ein besonderer Rhythmus dieser Elemente in ganz specieller Anordnung und Zusammenlagerung. Dabei bleibt die Frage offen, ob diese mannigfaltigen Gestaltungen nur Combinationen des Kohlenstoff-Sauerstoff &c. Rhythmus sind oder ob diese chemischen Elemente bei ihrer Begegnung unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen nicht ihren eigenartigen Rhythmus aufheben und Neugestaltungen bewirken, welche als eine Combination der viel ursprünglicheren Grundelemente zu denken wären.

Wir hätten sonach die Naturwesen in einer ungeheueren Reihe aufzufassen, deren erste Glieder die nach bestimmten Formeln und Structur gelagerten Elemente der unorganischen Stoffe wären, welche dann in immer complicirteren Formen und Mischungsverhältnissen sich steigerten bis zu den eigenthümlichst differenzirten organischen Gebilden. Innere Form und Structur ist bei allen das Entscheidende, Maßgebende; diese Form ist das Ergebniß einer in unberechenbaren Zeiten wirksamen Thätigkeit und die weitere Differenzirung dieser Formen in einer unendlichen Zukunft muß unserer Phantasie auch die kühnsten Hoffnungen als nicht unerreichbar erscheinen lassen.

Stellen wir zu größerer Klarheit nochmals die Dinge neben einander: Dieses Stück Eisen, diese Kohlensäure, dieses Wasser — es ist ihre innere Structur, welche ganz genau so ihr Wesen ausmacht und auf dieselbe Weise allmählicher Entwicklung entstanden

ist, wie bei diesem unendlich complicirteren Bau der Pflanze, des Thiers, des Menschen.

Um uns die Rückbildung oder wie wir es nennen die Auflösung eines organischen Wesens in die chemischen Elemente recht klar vorzustellen, brauchen wir nur etwa ein Culturvolk zu denken, das die in mehreren Jahrhunderten erlangte Vollkommenheit durch widrige Einflüsse oder innere Entartung verliert: rasch wird es von Stufe zu Stufe, die es vorher mühsam errang, zurücksinken bis zu dem Zustande ursprünglicher Wildheit und Rohheit. Stets aber wird die Sprache und das Vorherrschen des Intellects verhindern, daß es die Grenze zwischen Mensch und Thier nicht überschreitet, nicht in den Zustand des letzteren zurücksinkt. Ganz auf dieselbe Weise zerfallen die unendlich feinen Gebilde des organischen Stoffes in die sogenannten Grundstoffe oder chemischen Elemente.

Die Gleichartigkeit des Grundstoffs, aus welchem das ganze Universum mit seinen mannigfachst verschiedenen Formem besteht, ist eine Hypothese, welche Alles für sich hat. Die mechanische Weltauffassung geht von dem Einen Satze aus, daß jedes Aetherpartikelchen d. h. jedes Atom mit der ihm zukommenden überall gleichen Bewegung ausgestattet sei. Diese Hypothese findet ihre Bestätigung in der ganzen Mechanik des Himmels, in welcher alle Weltkörper ihre Bewegungen genau nach diesem Gesetze vollziehen. Es ist nun aber doch einleuchtend, daß wenn es verschiedenen Stoff gäbe, dessen Verschiedenheit nur darin sich äußeren könnte, daß die Bewegung eine verschieden gerichtete sein müßte, etwa so, wie wir es bei den chemischen Anziehungen, Krystallisationen u. s. w. bemerken. Alsdann müßte ja nothwendig dieser verschiedene Grundstoff eine verändernde, andersrichtende, abschwächende Wirkung innerhalb des ganzen Systems ausüben und eine Berechnung wäre nicht mehr möglich, so lange wir nicht die absolute Menge und die Bewegungsrichtung dieses zweiten Grundstoffs berechnet hätten.

Ein zweiter Beweis für die Gleichartigkeit des Grundstoffs liegt in der Gleichartigkeit seiner inneren Eigenschaft — der Empfindung.

Es ist wohl keine Frage, daß trotz der ungeheueren Verschiedenheit der Organisation der einzelnen Thiere und der damit zusammenhängenden Empfindungsfähigkeit wir nicht anders können, als die Empfindung auf allen Stufen für eine gleichartige anzusehen. Die aufdämmernde Empfindung in den Infusorien, das primitive Sehen in den noch unvollkommenen Sehapparaten der Insecten, die ungeheure Befähigung einzelner thierischen Sinneswerkzeuge — in Allem äußert sich dieselbe Empfindung nur verschieden nach dem Grade der Ausbildung. Ein Thier, welches durch sein Thun uns zeigte, daß sein Empfindungsleben von dem unsrigen essentiell verschieden wäre — welches z. B. bei Verwundung ruhig still hielte, oder, wie die alte Sage vom Salamander berichtet, durch Feuer ginge — es würde uns gerade so mit Entsetzen erfüllen, wie ein Gespenst dessen Grausen darin liegt, das wir es uns als außerhalb der uns bekannten Naturgesetze stehend vorstellen. Die vollständige Gleichartigkeit alles zur Erscheinung kommenden Empfindungslebens gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit des Stoffes ist ein zweiter Beweis für die Einheitlichkeit des Grundstoffs.

Hier muß ich vorausgreifen und eine Bemerkung machen, welche den Meisten ein schwer verstanden Wort sein wird, welche ihnen aber im Verlaufe meiner Darstellung stets klarer werden muß, da sie den Fundamentalsatz dieses ganzen Werkes bildet, die Gegensätzlichkeit **und** Bedingtheit von Bewegung und Empfindung. Jene musikalischen Harmonieen, von denen ich redete sie sind keine willkürlichen, zufälligen Combinationen, sondern in ihnen kommt das Wesen des Musikalisch-schönen zur Erscheinung dieses waltet als Princip, als Seele, als fortgestaltendes Wesen in all jenen unzähligen Tonstücken. Ebenso haben alle organischen Wesen ein erstes Agens, welches als formgebendes Princip in einem bestimmten Augenblicke auftrat als erwachende Empfindung. In dem Augenblicke wo die Empfindung sich zuerst erschloß, da ward sie ein thätiges Princip, welches gegen die streng gesetzlichen Bewegungen des unorganischen Stoffes gegenwirkte. Aber wie denn?

mit welcher Kraft, wenn nicht mit der Atombewegung? wird der Leser fragen. Möge er sich die Sache einstweilen so vorstellen, daß das zur Empfindung erwachte Atom in Folge dieser erschlossenen Eigenschaft die Richtung der mechanischen Bewegung veränderte. Also die eine Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung, sie wird durch die andere Eigenschaft des Stoffs die Bewegung erschlossen und von da an wirkt sie als thätiges Princip auf die letztere. So schwer diese Abstraction schon beim Beginne der thierischen Empfindung ist, welche demnach als etwas Freies, Unbedingtes, (Schopenhauers Wille) aufzutreten scheint, so werde ich dem Leser eine noch viel schwierigere Abstraction im Verlaufe der Darstellung zumuthen, nämlich auch schon bei dem ersten Werden des unorganischen Stoffs eine dunkle Vorstufe dieses ersten Princips, dieser Ureigenschaft des Stoffs thätig zu denken, aus welcher alle Gestalt, alles Leben, alles Geistige hervorgegangen ist. Möge er nicht verzagen; diese Denkform sich anzueignen, wird ihm schließlich gelingen. Er möge einstweilen folgendes Bild zur Unterstützung des Gedankens anwenden: Das musikalische Ohr ist es, welches in meinem früheren Beispiele die Schwingungen harmonisch ordnet. Nun wird aber dieses Ohr durch das anfängliche, noch sehr primitive Ordnen — einfachste Harmonieen — selber feiner und musikalischer, und es wirkt nun als ein erhöhter, gesteigerter Sinn weiter. Gerade so ist es mit der Empfindung. Sie trat einmal auf, durch die Bewegung erschlossen, sie wirkte auf die Bewegung und erhöhte dadurch sich selbst.

Aber es ist Zeit zu dem Ausgangspunkte dieses Abschnitts zurückzukehren und den Schluß an den Anfang anzknüpfen.

Nach dieser Betrachtung hätten wir demnach zwei sehr verschiedene Einheiten, nämlich

1) die Einheit des Stoffes, welche wir uns so zu denken haben, daß derselbe so gleichartig ist, daß eine Zertheilung immer und immer wieder eine kleinere Zahl derselben Einheiten hervorbringt. Jeder noch so kleine Theil hat genau dieselbe Structur, innere Form

Eigenschaft, wie jeder andere. Alle zusammen machen das gleichartige Ganze aus;

2) jene Einheit, welche eine Folge, eine Summirung vorausgehender Wirkung ist und die sich als stets complicirtere, differenzirtere, eigenthümlicher gestaltete Form manifestirt.

Ich will diesen Gedanken durch Gegenüberstellung dreier Einzelfälle illustriren:

a. irgend ein chemischer Grundstoff. Jeder weggenommene Theil bildet ebenso ein einheitliches Ganzes. Jede beliebige Größe befriedigt uns, läßt uns als Ergänzung nichts verlangen;

b. ein Baum, schon eine ungeheure Summe vorausgehender Wirkungen. Auch an ihm können wir uns Theile noch wegdenken, ohne daß das Ganze nothleidet;

c. ein Thierorganismus. Da ist auch das kleinste Organ mit zwingender Nothwendigkeit vorhanden.

Jede fortschreitende Entwicklung ist demnach eine neue Combination, welche sich aus stets mehr, stets eigenthümlicher geordneten Formelementen aufbaut und indem sie das Werden einer ungeheuren Vergangenheit in sich aufnimmt, verwerthet, sich dienstbar macht, einer Concentration von Wirkungen gleichkommt, die wir nicht zu fassen vermögen, die aber ihren Culminationspunkt in dem Menschengeist erreichen und diesen als den Focus darstellen, in welchem die Strahlen der Wirkung jener ungeheueren Vergangenheit zusammenkommen.

In jener Zeit, wo nur unorganische Stoffe auf der Erde vorhanden waren, da stellten diese — jeder in seiner eigenen Weise — die Summe der vorausgegangenen Wirkungen oder Thätigkeiten dar. Sie waren damals die vollkommensten Wesen, insofern sich in ihnen das Resultat vorhergehenden Thuns concentrirte.

An dem Tage, wo das organische Leben zu dämmern anfing, da begann eine neue Thätigkeitssphäre. Der unorganische Stoff ward Bildungsmaterial neuer Combinationen, neue Wirkungen, neue Thätigkeiten traten ein. Es versteht sich, daß ein großer Theil des unorganischen Stoffs von dieser Thätigkeit ausgeschlossen blieb;

für diesen war die Neuthätigkeit nicht vorhanden, sie ging an ihm spurlos vorüber, er verhielt sich passiv zu derselben.

In den neuen Lebensformen häufen sich neue Wirkungen. Es beginnt eine Entwicklung, die sich nur innerhalb der bestimmten Sphäre vollzieht. Ein Theil dieses Lebens erreicht nach einer Reihe von Jahrtausenden seinen Höhepunkt und bleibt stabil. Alle weiteren Wirkungen bleiben für dasselbe indifferent.

Nur einzelne Formen sind befähigt, Wirkungen auf Wirkungen zu häufen. Dieses sind natürlich die bevorzugteren Formen. Alles vorher Erreichte reproducirt sich in ihnen; sie selbst aber sind die Auserwählten, an denen noch mehr, weiteres geschieht.

Die auserwählteste Form, der Mensch, steht „an des Jahrhunderts Neige" als Inbegriff der größten Vergangenheit. Kein Wesen auf der Erde hat sich einer solchen Reihe fortgesetzt cumulirter Wirkungen zu rühmen.

In ihm tritt also auch die höchste Differenzirung und Complicirtheit des Baus, der inneren Structur in die Erscheinung.

Die Fortsetzung aller in einer äonenlangen Entwicklung eingetretenen Wirkungen tritt hier auf als eine G e s a m m t w i r k u n g.

Der innere Zusammenhang der in der Aufeinanderfolge enormer Perioden erreichten Differenzirungen steht hier in einem g l e i c h z e i t i g e n Z u s a m m e n h a n g.

Wir denken beim W o r t zunächst die Summe der Erfahrungen, die wir (persönlich) gemacht haben (Verdichtung persönlicher Erlebnisse), dann die unsere Eltern, Bekannte rc., die welche die vorhergehenden Culturvölker gemacht (Verdichtung menschheitlicher Erlebnisse). Alle diese Myriaden von Fäden laufen in dem einen Wort in eine wunderbare Einheit zusammen; es ist eine ungeheure Vergangenheit, die sich hier concentrirt.

Wie unendlich ist die Zahl aller der Einzelwirkungen d e s g e s a m m t e n g e i s t i g e n A u f b a u s und der m a t e r i e l l e n S t r u c t u r, wenn bei einem e i n z i g e n Worte und dadurch erweckten Gedanken schon eine solche scheinbar unbegrenzte Vergangenheit sich zusammen-

bindet! Hier scheint sich wirklich das Unendliche im Endlichen zu vereinigen!

Wann sang der Stoff die Harmonieen der Grundelemente, aus denen wir bestehen; wann entwickelten sich die wundervollen Harmonieen der organischen Zelle; wann vereinigte sich diese zu höheren Harmonieen; wie viele Stufen durchlief dies höhere Thierleben und wie groß sind die Zeiten, innerhalb derer sich diese ungeheure Entwicklung vollzog — wir wissen es nicht; wir wissen nur daß alle diese Harmonieen heute in uns zusammentönen und mögen sie vergleichen mit einem aus vielen tausenden von Instrumenten ausgeführten Grundmelodie, die in ihrer ersten Entstehung ein einfaches Lied war.

Das ist die zweite Einheit, die Einheit der Wirkung, die nur durch eine fort- und fortgesetzte Combination und Concentration der verschiedenartigsten Wirkungen zu ermöglichen war.

Das Denken der Menschen, es ist ein Grundton der vor Millionen Jahren leise zu klingen begann, sich verstärkte, lauter wurde, dann in einem strahlenden Meer von harmonischen Tönen sich löste und in dieser Fülle wieder die höchste Einheit darstellt.

Das ist eine Einheit, welche die Fülle der Wesen mit all ihren Eigenschaften zurückzuschlingen strebt.

Du Blutkügelchen, das durch meine Adern rinnt, wann wurde deine Form zuerst bereitet, du Auge, wann erschloß sich zuerst das Geheimniß des Lichtes einer Form, die dein Ursprung war, du Gedanke, du Sehnsucht meines Herzens, wann dämmerten zuerst Eure Vorbilder in Seele und Gemüth eines mir ähnlichen Wesens?

Stumm bleibt die Schöpfung, antwortet nicht; auch mein Denken zerstäubt vor solcher Frage. Doch ihr lebt fort, Aeonen, in mir. Es klingen die uralten Weisen auch heute noch in meinem Wesen und daß ich die Schöpfung verstehe, das danke ich dieser wunderbaren Einheit, die unbewußt und unenträthselt, als das Produkt unermeßlicher Vergangenheit, in meiner Seele den Einklang aller Wesen herstellt!

Ob ich schon es nicht weiß, so bin ichs doch: bin Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Lichtes Erkennen, mächtige Harmonieen — künftigen Wesen strahlet ihr heller, tönet ihr in noch unendlich reicherem Zusammentönen.

Einheit der Menschenseele, du bist Einheit des Alls in dem engsten Raum, in dem flüchtigsten Augenblick!

Zwei Grundeigenschaften der Entwicklung.

Es verlohnt sich, schon hier einige allgemeine Grundgedanken, welche in der Lehre von der Entwickelung oder vom Werden sich wie krystallische Axen erkennen lassen, näher ins Auge zu fassen.

Fürchtete ich nicht in den abstrusen Ton der scholastischen und spekulativen Philosophie zu verfallen, so würde ich sagen, der wesentliche Theil der Entwicklung sei fortgetragene Vergangenheit oder Fixirung der Zeit durch fortgesetzte Erneuerung längst vergangener Erscheinungen in stets kürzerem Verlauf.

„Der Stoff organischer Körper, sagt Geiger, erklärt für sich allein nicht ihre Form; die Anzahl der Atome belehrt uns hier nicht, wie an Krystallen über ihre relative Ordnung im Raume; die Zeit ist es, welche diese Ordnung schuf, indem in ihrem Verlaufe an das bereits Verbundene das Eine früher, das Andere später zutrat. Sowie alles Organische ein Alter hat und darum nicht gemacht werden kann, weil nichts anderes die Abstufung verschiedener Dauer der Wechselwirkung unzähliger Elemente zu ersetzen vermag, wogegen ein einfacher Vorgang, wie die Wasserbildung sich leicht in jedem Augenblicke vor uns wiederholt, so macht auch keine Wissenschaft unveränderlicher Naturbedingungen, unter welchen sich die Erscheinungen fortwährend verschwistern, das Lebendige begreiflich, ohne Beobachtung jenes zeitlichen Verlaufs.“

Das ist ein wahres Wort, nur müßte es in viel weiterem Umfange genommen werden und auch auf die unorganische Stoffe ausgedehnt

werden; denn wir machen kein Wasser, wenn wir Sauerstoff und Wasserstoff zusammenbringen, so wenig als wir einen Pfirsichbaum machen, wenn wir das Pfirsichreis auf den Schlehdorn aufpfropfen.

Gehen wir bei dieser Betrachtung wieder von dem Verständlichsten und Bekanntesten, was wir kennen, dem Maßstab womit wir die ganze Natur uns erschließen, nämlich unserer eignen Person aus. Wir sind die Kinder unsrer Thaten, unsrer Erlebnisse, unsrer ganzen Vergangenheit. Jeder Moment, den wir bewußt und unbewußt gelebt, er hat uns mit äußeren Dingen in Beziehung gesetzt und dadurch innere Vorgänge veranlaßt, deren Wirkung eine unvergängliche ist. Nicht nur die Verschiedenheit sondern auch die Verkettung dieser Wirkungen, daß die eine grade früher, die andere später eintrat und nicht umgekehrt, macht das Resultat derselben für die verschiedenen Personen zu einer ungeheuer verschiedenen. So sind wir denn heute selbst das Resultat unserer Erlebnisse d. h. einer colossalen Kette von ganz enorm differenzirten Reihen und keine Allmacht wäre im Stande das gleiche Resultat hervorzubringen ohne den gleichen Verlauf der Dinge. Es ist also das Gepräge des zeitlichen Verlaufs uns aufgedrückt und zugleich in uns erhalten.

Diese Wirkungen, sie gehen aber mit unserer Person nicht unter; ein großer Theil derselben wirkt fort, erneuert sich in der folgenden Generation. So sind auch wir heute, das Schlußglied einer ungeheuren Folge von Generationen. Nicht nur „redender Menschen", sondern auch aller jener Generationen die in ihrer Aufeinanderfolge vom erst-aufdämmernden Thierleben bis zum Auftreten der Sprache die Vorbereitungsstufen für die Menschheit gewesen sind. Wir haben also eine Vergangenheit, eine ungeheure Vergangenheit. In diesem Sinne sagte ein geistreicher Franzose: „Ein Volk ohne Vergangenheit ist ein Volk ohne Zukunft." Ich möchte sagen, es ist gar kein Volk, denn es hat keine Seele. Unsere Seele ist der Inbegriff unserer ganzen Vergangenheit. Ich wüßte die Summe der Eigenschaften des Menschengeistes nicht einfacher und schöner auszusprechen als mit den Worten Iphigeniens:

Weise bist Du und siehest das Künftige,
Nicht vorüber ist Dir das Vergangene.

Napoleon III. ließ eines Tages Berryer zu sich bescheiden und machte ihm Vorwürfe, daß er sich von dem politischen Leben fern halte. „Es ist Trotz, sagte er, und Starrsinn. Ich habe alle Franzosen, welcher Partei sie auch angehören, eingeladen, mit mir ihre Kräfte, ihr Genie dem Dienste des Vaterlandes zu weihen." Da antwortete der greise Ehrenmann schlicht und ruhig: „Votre Majesté oublie qu'Elle a un passé, et que je n'en ai pas." Und diese Vergangenheit, sie wich nicht von dem allmächtigen Beherrscher, sie breitete ihre dunklen Schatten über den Sonnenglanz seines Thrones, sie verwirrte seine Schritte und bereitete ihm den Untergang.

Die Puristen meinen, sie vermöchten ein eingebürgertes Fremdwort durch ein aus deutschem Stamme gebildetes leicht zu ersetzen Sie vergessen dabei, daß jedes dieser Worte — ganz abgesehen von seiner Sippe und Verwandtschaft — eine weite Vergangenheit hat, in dunkle Vorzeit hineinragt und von dort her bis in die Gegenwart Vieles erlebt hat, was im unbewußten oder bewußten Leben unsrer Seele haftet und sich dieser darstellt, sobald wir das Wort hören. Die Inquisition — sie erweckt die blutigen Gestalten eines Torquemada und Peter von Arbues, die hunderttausende von unschuldigen Opfern, Scheiterhaufen und Folterqualen — was sagt dagegen das deutsche Wort Glaubensgericht?

Grade so thöricht wäre es, von uns zu verlangen die Freunde und Gespielen unsrer Jugend, die theuren Eltern, die geliebte Gattin, zu vergessen und an deren Stelle andre Personen, von deren Vortrefflichkeit wir ja überzeugt sein mögen, in unser Herz aufzunehmen, unsre Heimat, unser Vaterland gegen andre erleuchtetere oder freiere Länder zu vertauschen, wie wohl so mancher gethan, der dem Spruche ubi bene ibi patria folgte. Das Alles ist unsere Vergangenheit, es stammt aus den Tagen, wo sich Mitgeborne fest und fester mit sanften Banden aneinanderschlossen und nicht an den Sohlen, wie Danton meinte, aber tief in unserem Herzen wohnt die unaustilgbare

Bedingtheit von allem dem, was wir in trüben und heitern Tagen erlebt und erfahren; alles Glück, alle gemeinsam empfundene Lust und Begeisterung, ja auch aller Schmerz, alle Verkennung, alle Qualen die aus jenen Quellen in unser Dasein geflossen, sie vermag ein edles Herz nicht aufzugeben für alle Schätze der Welt.

Als Rom durch den Zufluß fremder Völker angeschwellt den festen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit verloren hatte, als nicht mehr die alten Sitten, die alten Gesetze, die alte Götterverehrung in den Seelen der Römer lebte, da verlor es mit dem Nationalbewußtsein auch seine Kraft. Die nivellirende Thätigkeit der französischen Revolution, welche sämmtliche alte Provinzen Frankreichs zertrümmerte und das Land in dreiundachtzig Theile zerlegte, welche alle alten Traditionen zerstören wollte, die Königsgräber aufriß, das Christenthum und selbst die uralten Formen der bürgerlichen Zeiteintheilung abschaffen wollte, es war ein Bruch mit der Vergangenheit, wie ihn die Welt noch nicht erlebt und wie er auch die damalige Welt mit Staunen und Entsetzen erfüllte. Ungestraft vollzieht ein solcher Bruch sich nicht und noch dazu ist er unmöglich. Denn die ganze Kraft der Gegenwart ruht auf dem Zusammenhang mit der Vergangenheit.

Kein Dichter, kein Künstler wird mit bloßen Abstractionen jemals eine bedeutende Wirkung hervorbringen; wo dies Göthe einmal gethan, wie in der natürlichen Tochter, da ist er fehlgegangen. Die historischen Personen dagegen, sei es des Alterthums, der christlichen Vorzeit, des Mittelalters, die leben und weben in einer allseitigen Bedingtheit und sagen uns durch ihr bloßes Erscheinen schon mehr als dort die schönsten Worte und Farben.

Genug der Beispiele. In allen tritt die lebendige Wirkung der Zeit, insofern sie als Vergangenheit sich in die Gegenwart fortpflanzt und die Zukunft vorbereitet, deutlich genug hervor.

Dieser typische Charakter des Gewordenseins, dieses Gepräge der Zeit, welche allen Naturwesen eigen sind, sie entziehen sich noch zum großen Theil unserer Erkenntniß; ganz und gar unmöglich ist

es aber, sie nachzuschaffen. Nur die nächstliegenden harmonischen Reihen vermögen wir auf einander wirken zu lassen. Pflanzen künstlich zu befruchten, Thiere zu züchten, zu veredeln, natürlich auch wieder nur in dem bestimmten Zeitverlaufe — wir vermögen auf das Werden einzuwirken, aber nichts werden zu lassen.

Zwei Dinge sind es, welche das Gepräge der Zeit am deutlichsten tragen, in welchen die summirte Wirkung ungeheurer Vergangenheit am klarsten sich ausspricht: es sind die organischen Wesen und der menschliche Geist. Die beiden größten Räthselfragen sind: „Woher stammt das Leben?" und „Woher die Fähigkeit, sich zu erinnern?"

In beiden waltet offenbar die Entwicklung. Beide Fragen stehen in einem natürlichen Zusammenhange. Denn mit dem höher entwickelten Leben steigert sich auch die aufgeschlossene Empfindung, das Bewußtsein. Das organische Leben ist fähig, vergangene Formen zu reproduciren, der menschliche Geist ist fähig, Vergangenes als gegenwärtig zu empfinden. Beide Fragen werde ich in den nächsten Abschnitten durch das Gesetz der Entwicklung versuchen nicht zu erklären, sondern den Weg anzudeuten, auf welchem eine Lösung gesucht werden dürfte.

Genüge es hier zu bemerken, daß alle diese Erscheinungen nur durch den Rhythmus der Bewegungen zu erklären sind. Und daran schließt sich jene in den oben angeführten Worten Geigers erwähnte Eigenthümlichkeit der Entwicklung, daß in einem bestimmten Zeitraum zu der bereits gewonnenen Combination die Wirkung eines neuen Elements tritt, das jener Bewegung eine eigenthümlich veränderte Richtung gibt, gerade wie die Weiche an unseren Eisenbahnen nur ein klein Stück Eisen ist, aber deren Zügen weit auseinandergehende Richtungen verleiht. So wirken z. B. die großen Perioden der Jahreszeiten maßgebend und entscheidend auf das rhythmische Leben von Pflanzen und Thieren.

Die ungeheuere Mannigfaltigkeit oder Complicirtheit des Baues einer Pflanze, wie sie in den minimalen Theilen derselben als Form im Raume, d. h. als Nebeneinander uns entgegentritt, erklärt

sich durch die ungeheure Mannigfaltigkeit des Nacheinander, d. h. der aufeinander folgenden Wirkungen in den minimalen Theilen der Zeit.

Von allen Dingen, welche wir kennen, gibt uns die Sprache das deutlichste Bild dieses Grundzugs der Entwicklung. Denn es wird hier mit Bewußtsein anerkannt, daß der ganze Wortvorrath, welcher uns zu Gebote steht mit seiner unendlich reichen Begriffs- und Vorstellungswelt, das in unermeßlicher Dauer allmählich Entstandene als eine große gleichzeitig vorhandene Masse ausgebildet vor uns entfaltet, deren einzelne Elemente die Ausgangspunkte ihrer Entwicklung in den verschiedensten Zeiten der Vergangenheit haben. Hier wird also mit Bewußtsein erlebt und empfunden, was wir bei dem wunderbarsten und unbegreiflichsten aller Phänomene, das doch mit schlagender Gewalt uns entgegentritt, dem Werden des Baumes aus dem Keime, des Greises aus dem Kinde, nur dunkel ahnen und staunend erwägen.

Ein zweiter Grundzug des Wesens der Entwicklung dürfte am besten mit dem Worte Selection bezeichnet werden, jedoch nicht in dem engen Sinne, wie es Darwin gebraucht, sondern in viel weiterem Umfange. Ist mit dem vorhergeschilderten Princip die Eigenthümlichkeit der Fortdauer besonders hervorgetreten, so heftet sich an den Begriff der Selection das Wesen der Vervollkommnung. Suchen wir diesen Begriff durch Beispiele klarzustellen.

Denken wir uns die noch auf der untersten Stufe der Entwicklung stehende Urpflanze an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Lebensbedingungen. Es ist natürlich, daß letztere günstiger oder ungünstiger sein können, je nachdem der zum Bau der Pflanze verwendbare Stoff, die zum Leben nothwendige Wärme u. s. w. sich in verschiedenen Verhältnissen darbieten. Es werden also in der Entwicklung der ursprünglich ganz gleichartigen Pflanzen Modificationen eintreten, welche eine größere oder geringere Vollkommenheit d. h. in diesem Falle Lebensfähigkeit bedingen und zur Folge haben. Hier wirkt also Selection auch in dem unbewußten Leben; denn beim Zusammentreffen mußten die lebensfähigeren Formen den Sieg über

die anderen davontragen. Die Wirkung ist also genau dieselbe, als ob die Pflanze die Fähigkeit besessen hätte, den günstigeren Stoff, die vortheilhafteren Lebensbedingungen sich auszusuchen.

Diese letztere Fähigkeit ist schon dem Thiere in gewissem Grade eigen; die bei ihm auftretende Empfindung und die daraus sich herleitende Bewegung ermöglicht durch das Gefühl der Lust und Unlust Auswahl des Nützlicheren, Ersprießlicheren unter dem ihm Zugänglichen.

Wie aber auch im Inneren des Organismus Selection stattfindet, wie die feinere Differenzirung der einzelnen Organe durch chemische Umbildungen stattfinden, die eigentlich nichts weiter sind als eine durch das Leben und die äußeren Einwirkungen bedingte Auswahl aus vorhandenem Bildungsstoffe, das habe ich im Vorausgehenden bereits angedeutet.

Auch in den Thätigkeiten des Lebens herrscht die Selection. Jegliches Thun, jegliche Bewegung, bei welcher der Wille auftritt, sucht ein bestimmtes Ziel zu erreichen, eine bestimmte Störung aufzuheben. Bei den primitivsten animalischen Lebensformen müssen wir aber, wie wir später sehen werden, Empfindung und Willen in den einfachsten, elementarischen Vorgängen, dem plastischen Leben, thätig denken. Natürlich, es war ja der ganze Lebensinhalt oder wenn man lieber will Lebenszweck jener unendlich einfachen Wesen. Und doch muß es bei diesen minimalen, vom Willen regierten Bewegungen gerade so gegangen sein, wie heute bei den unendlich complicirten. Wir erlernen die zweckmäßigen Bewegungen durch die Uebung. Auch das Thier macht im gegebenen Falle viele fruchtlose Versuche, bis es durch seine Intelligenz und die Erfahrung geleitet, endlich die passendste, zweckdienlichste Art herausfindet. Die sogenannten instinctiven Bewegungen, die bei den Thieren so außerordentlich zweckentsprechend und vollkommen erscheinen, sind nichts weiter, als durch lange Generationen herangezüchtete Kunstfertigkeiten. Mit der größeren Befähigung tritt eine vollkommenere Erreichung des gewollten Zwecks und zugleich ein geringerer Kraftverbrauch ein.

Letzterer kommt aber einer Erhöhung der Kraft gleich; denn es ist einleuchtend, daß in diesem Falle eine stärkere Anspannung der Kraft das Ziel über das ursprünglich Gewollte hinaus verfolgen kann. Und so meint denn mit Recht auch Schiller, daß im geistigen Leben nur dann etwas Neues geboren wird, wenn still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft gesammelt wird. Neue, unbekannte Fähigkeiten erschließen sich auf diese Weise durch die fortgesetzt erhöhte und mit geringerer Anstrengung wirkende Befähigung und durch das Einsetzen der Gesammtkraft nach dieser bestimmten Richtung hin. Was wir aber auf den Höhepunkten des gestalteten Lebens wirksam sehen, das muß auch schon in seinen elementarsten Formen vorhanden gewesen sein; der Begriff der von Empfindung und Wille regierten Bewegung nöthigt uns zu dieser Annahme. Und somit ist eine Selection der Thätigkeiten d. h. der zweckmäßigen Bewegungen auf der ganzen Stufenleiter der so unendlich mannigfaltig gestalteten Thierformen anzunehmen.

Auch in der Pflanzenwelt? In gewissem Sinne, ja. Denn die Zelle welche ihre rhythmischen Bewegungen schneller, bestimmter, energischer ausführt, sie überholt in ihrem Wachsthum die träger, langsamer sich bewegenden. Sie hat also eine größere Existenzfähigkeit und wird auch ohne es zu wollen Stammmutter oder Typus einer Folge von Bewegungen sein, die offenbar zweckmäßiger sind, als die ihrer Nachbarzellen. Der Zweig einer bestimmten Pflanze, dessen Blatt sich zufällig an einer erhöhten Stütze festhielt, konnte die Lebensbedingungen — Luft und Sonne — in viel höherem Grade erhalten, als die übrigen auf dem Boden liegenden. Durch eine unzählige Reihe von Generationen, in denen sich dieselbe Erscheinung wiederholte, konnte endlich das Blatt sich zum Klammerorgan gestalten und so konnte endlich durch ein Zusammenwirken in außerordentlicher Regelmäßigkeit wiederkehrender äußerer Lebensbedingungen jene zweckmäßige Thätigkeit zu Stande kommen, die wir tagtäglich vor Augen sehen und von der wir anthropomorphistisch sagen: Die Pflanze klammert sich fest; die Pflanze will sich festklammern.

Schopenhauer würde freilich über diese Darstellung Zeter rufen, denn für ihn ist in diesem Falle der Wille entschieden thätig und er freute sich immer kindlich, wie über eine Bestätigung seiner Theorie, wenn er im Sprachgebrauch einen derartigen Ausdruck fand.

Die von Darwin dargestellte Selection kann ich als allgemein bekannt füglich übergehen.

Innerhalb des Gebietes der höheren Organismen ist diese Seite des Entwicklungsgesetzes natürlich ebenso mächtig und noch viel auffälliger.

Die ursprüngliche Stände- und Parteibildung in den gesellschaftlichen Organismen, sie findet statt durch Selection. In den Priester-, Krieger-, Handwerkerkasten vererbt sich die stets erhöhte Befähigung der besonderen Standesthätigkeit. Es gibt eine Zeit in der Entwicklung der gesellschaftlichen Organismen, wo der Abschluß der Kasten, Stände, Zünfte für das Princip der Selection nützlich ist; denn von allen Seiten zudringende fremde Elemente würden die Kraft, die Kunstfertigkeit, die eigenartige Vollkommenheit wieder aufheben. Es kommt aber auch eine Zeit, wo die starre Abgeschlossenheit vom Uebel ist, weil sie der Wirkung der Selection sich entgegensetzt, indem sie frische, gesunde Elemente, die zu höherer Vervollkommnung des Standes oder der Kunstübung beitragen könnten, nicht herbei zieht. Die große Lebenskraft der katholischen Kirche im Mittelalter lag hauptsächlich darin, daß sie allein das demokratische Princip vertrat, ihre Geister, Werkzeuge und Kämpen aus allen Klassen der Gesellschaft auswählte. Als die aristokratische Tendenz auch das Gebiet der Kirche zu überfluten drohte, d. h. als die Adelsgeschlechter anfingen in den Besitz der höheren Kirchenämter zu gelangen und diese als Lehen anzusehen, führte Gregor den Cölibat ein.

Einen ähnlichen Gedanken verwirklichte nachmals die französische Revolution, indem sie die Schranken der Zünfte, Leibeigenschaft, Privilegien der Stände rc. abschaffte. Napoleon proclamirte den Sieg

des Princips der Selection mit den Worten: La carrière ouverte aux talents.

Die höheren Interessen der Gemeinschaft — Künste und Wissenschaften — mußten sich am frühesten von diesen Schranken befreien, da hier das Talent allein entscheidet und die Selection deshalb wegen der größeren Seltenheit des letzteren sich nothwendig auf größere Kreise erstrecken mußte. Hat auch der Zunftzopf und der bornirte Kastengeist in den gelehrten und Künstlerkreisen oft Jahrhunderte beherrscht und auch in unseren Tagen noch einen ziemlich breiten Raum, so können wir doch aus dem Bewußtsein unserer Zeit heraus sagen, daß die großen Künstler und Männer der Wissenschaft die wahrhaft Auserwählten nicht des einzelnen Volkes, sondern der ganzen Menschheit sind.

Auch innerhalb der Erzeugnisse des Menschengeistes wirkt die Selection und das ist ein wahrer Trost bei der sündflutartig anwachsenden Masse von mittelmäßigen Kunst- und literarischen Produkten. Von Jahrhundert zu Jahrhundert überträgt sich nur das Vollkommne, das Classische und die Zeit reinigt die Tenne von Spreu und leerem Quark. Erst nach Ablauf der bestimmten Periode sondern die Nachgebornen wie von erhöhtem Standpunkte das, was dauernden Werth hat von dem, was dem falschen Zeitgeschmack huldigte.

Bei dieser Selection des Classischen aus dem Werthlosen und Vergänglichen ist der Vorgang ein so regelmäßiger, ebenso im individuellen Leben wie in den großen Kunstepochen sich wiederholender, daß es von Interesse ist, darauf hinzuweisen. Wer hat bei sich noch nicht die Erfahrung gemacht, daß Zeiten eintreten, wo er das, was ihm lange Zeit als das Schönste und mit Aufgebot aller seiner Kräfte Erstrebenswerthe erschien, anfing müde zu werden, wo es seinen Reiz für ihn verlor, etwa wie eine duftende Blume, an welcher man zu lange riecht, zuletzt ihr Aroma zu verlieren scheint? Es ist das Princip der Ausgleichung, welches sich geltend macht; die Harmonie unserer übrigen Seelenkräfte wird durch die einseitige

Richtung aufgehoben und strebt nach Ruhe und Befriedigung nach einer anderen Seite. In dieser Zwischenepoche verschmähen wir die Gesammtheit des vorher Erreichten; in dem Maße als die Beruhigung und Ausgleichung eintritt, erheben sich wie beleuchtete Spitzen die schönsten und vortrefflichsten Zielpunkte dessen, was vorher unsere Welt war. So findet eine fortgesetzte Siebung und Bereinigung statt. Gerade so ist es in der großen Welt. Haben wir es nicht in unserem Jahrhundert mehrmals erlebt, daß man Schiller verschmähte und ihm höchstens das Prädicat eines talentvollen Dichters zuerkannte, während Göthe der Olympier hieß? Was mußte diesem geringschätzigen Urtheil die Spitze abbrechen? Doch wohl die Glocke, das Lied an die Freude, der Spaziergang, Wilhelm Tell und wie sie alle heißen. Und in den Zeiten, da man von Göthe nichts wissen wollte, als einem kalten Aristokraten, in welchem die nationale Fiber sich nicht regte, leuchteten da nicht sein Faust, sein Werther, seine Iphigenie, wenn auch in fernem Dämmerweben, doch wie glutumflossene Höhen ewiger Alpenberge? So verwarf die Renaissance die herrlichen Bauwerke des Mittelalters und nannte sie gothische, d. h. barbarische, so blickte die zierliche Zopfzeit auf die edle Einfachheit der Renaissance herab, so gilt in unseren Tagen das Rococo als Ausbund von Geschmacklosigkeit. Es ist ein ewiges Hin und Her, Auf und Ab — Christenthum und Königthum, die Seele des 17. Jahrhunderts, sind die Gegenstände wüthenden Hasses im 18.; die nächste Folgezeit ist immer ungerecht — und aus dieser Bewegung sondert sich wie durch die Kornschwinge die Spreu von dem Waizen, das Edle von dem Gemeinen, das Classische von dem Gewöhnlichen. Dieser Proceß der Selection auf dem Gebiete der Kunst vollzieht sich mit solcher Sicherheit und Regelmäßigkeit, daß man fast glauben könnte, es ließe sich eine mathematische Formel dafür finden.

So findet eine Auswahl in dem unermeßlichen Reiche menschlicher Gedanken und künstlerischer Ausdrucksmittel statt. Dasselbe gilt natürlich auch für das Gebiet des materiellen Fortschritts: Industrie,

Mechanik, Handel u. s. w. Immer vollkommener wird die Erreichung der Zwecke, immer einfacher, d. h. in diesem Falle auch weniger kostspielig die Mittel.

Wie innerhalb des Volkes sich Individuen zu Organen des politischen, socialen, wissenschaftlichen Lebens aussondern, so findet auch für das Menschengeschlecht eine Auswahl der Völker statt, durch welche vorzugsweise der große Entwicklungsgang sich vollzieht. Dieser Gedanke war dem Judenvolke zum Bewußtsein gekommen, da sie im Gefühl der ethischen Vertiefung ihrer religiösen Weltanschauung sich das auserwählte Volk nannten. Ja auch der Gegensatz von Hellene und Barbar, von Römer und Fremder, von Christ und Heide verdankte diesem Gefühl des Auserwähltseins seinen Ursprung.

Wie das Princip der Selection in der Sprache und in der ethischen Vervollkommnung des Menschen wirkt, werde ich später nachweisen. Genüge es hier kurz anzudeuten, daß der edle Mensch nur innerhalb der durch Sittlichkeit, Ehre und Menschenliebe gerechtfertigten Handlungen wählen kann, also sein Thun durch engere Kreise gebunden ist, während der rohere Naturmensch diese Bedingtheit nicht kennt, obschon er sonst vielfach gebunden ist. In der Sprache gelangt ebenso die feine Differenzirung der Begriffe durch Selection unter dem ursprünglich wenig unterschiedenen Lautmaterial zur Geltung. Der Niederdeutsche sagte die See, der Oberdeutsche der See für denselben Begriff. Die deutsche Sprache wählte aus und fixirte so die heutigen Begriffsunterschiede.

Zum Schlusse möchte ich noch über die Selection, wie sie in dem individuellen Menschenleben in ihrer höchsten Potenzirung auftritt, ein Wort sagen. Diese muß wohl im Darwin'schen Sinne die geschlechtliche Auswahl unter den Menschen sein; denn hier tritt eine Doppelselection zweier äußersten, höchst vervollkommneten Endglieder der unendlichen Reihe zur Erzeugung eines neuen Rings der Kette ein. Da ist es mir nun stets höchst merkwürdig vorgekommen, wie hier meist äußere Rücksichten, gesellschaftliche Stellung, Ver-

mögen u. s. w. bestimmend wirken, während man doch mit viel größerer Einsicht und Beachtung der Naturgesetze bei der Züchtung der Hausthiere verfährt. Wo die äußeren Verhältnisse als Constellation die Geburt des neuen Menschen regieren, da geschieht etwas Analoges der oben von mir angedeuteten Entwicklung der Pflanzenranke: nicht der bewußte Wille ist thätig, sondern das Zusammenwirken regulirender gesellschaftlicher Einflüsse. Freilich durchbricht da die Natur oft genug die gesellschaftlichen Schranken, indem sie die heftigsten und furchtbarsten Leidenschaften entzündet, um ihre Selection auszuführen.

V.

Teleologische Weltansicht.

Die Natur erscheint uns freilich weise, ja sie überrascht uns durch eine überall aus ihr hervortretende uns weit überlegene Vernunft. Aber die Natur harmonirt mit unserer Vernunft und übertrifft sie, nicht weil die Natur vernünftig, nicht weil sie vernunftgemäß, sondern weil die Vernunft natürlich, aus der Natur und ihr gemäß entwickelt ist.

L. Geiger.

Wenn man doch nur [illegible]

[illegible]

Ich ging [illegible]

[illegible]

Daß die [illegible]

[illegible]

[illegible]

„Wenn man doch nur einmal wüßte, welchen Zweck eigentlich die hellen und leuchtenden Farben der Blumen haben?“ Diese Frage stellte vor zwanzig Jahren ein junger Doctor der Weltweisheit bei einem Spaziergange an zwei ältere Freunde, die ob dieser Naivität in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Als sie sich etwas erholt, belehrte ihn der Eine: „Die Blumenfarben haben keinen weiteren Zweck, als Du, Du hast den Zweck in Mainz das Individuum und die Art N. N. zu repräsentiren.

Ich ging ob dieser Zurechtweisung etwas beschämt schweigend mit den Beiden voran. Noch öfters zogen sie mich mit meiner Frage auf und ich war mir doch nicht bewußt, gerade etwas besonders Dummes gesagt zu haben. Am wenigsten wollte mir in den Kopf, daß etwas so ungemein zweckmäßig Gebautes und Gebildetes, wie ich selbst, weiter keinen Zweck haben sollte. Meine, vor Kurzem erst patentirte, Weltweisheit ließ mich im Stich.

Daß die Blumenfarben doch einen Zweck haben, das wurde mir später klar, als ich lernte zwischen Zweck und bewußter Absicht unterscheiden.

Das vermögen aber die meisten Menschen nicht — es ist die ewige Sucht, Alles sich zu assimiliren, Alles anthropomorphisch aufzufassen, überall bewußte Absichtlichkeit anzunehmen, wo sie zweckmäßige Uebereinstimmung finden.

Die Pflanze, welche die Befähigung hat, ihre Blätter gegen das

Licht zu kehren, das thierische Auge, welches schon im Mutterschooße so vortrefflich für das Licht eingerichtet wird, das Flußbett, welches so genau zu der Wassermasse des Flusses paßt — wir sehen in allem diesem so vortrefflich Angepaßten und so wundervoll Uebereinstimmenden eine bewußte Absichtlichkeit, die wir göttliche Weisheit oder tiefangelegten Naturplan nennen und so ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn ein hessischer Schulmann in seinem „geographischen Leitfaden" es als eine schöne Einrichtung der Natur preist, daß die großen Städte an den großen Flüssen liegen. Ebenso weise ist die Anordnung, daß der Grönländer so entschiedene Liebhaberei am Thrangenuß, der Bayer am Gerstensafte, der Rheinländer am Weine hat. Wie übel wäre es, wenn z. B. der Grönländer für Rüdesheimer und Aßmannshäuser schwärmte, und der Binger sich erst mit großen Kosten die verschiedenen Jahrgänge unverfälschten Wallfischthranes in seinem Keller einlegen müßte! Welche herrliche Sache, daß die Kurzsichtigkeit erst in der Zeit so allgemein wurde, als der gütige Vater den Menschen die Kunst des Brillenschleifens verliehen hatte u. s. w.! Und wer wollte Schiller nicht beistimmen, wenn er entzückt ausruft:

Welche Verehrung verdient nicht der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

Eine Stelle aus Bernardin de St.-Pierre's Etudes de la nature machte auf mich als Knaben einen sehr bedeutenden Eindruck. In seinem Bestreben, diese Welt als die bestmögliche darzustellen und die Argumente der Gottesleugner zu widerlegen, bemerkt er u. A., daß der Schmerz eine hochweise Einrichtung sei, daß wir ohne diesen immer wachen Mahner und Warner jeden Augenblick unsere Gliedmaßen zerbrechen würden und in Gefahr wären uns selbst zu vernichten. Diese Aufklärung frappirte mich und es machte mir eine besondere Freude, diesen Gedanken in seine Consequenzen zu verfolgen. Leider wollte er nicht auf alle Fälle passen und mein Bemühen scheiterte schon an einigen hohlen Zähnen, die mir große Schmerzen verursachten, während diese doch offenbar sehr verspätete Warner und höchstens Mahner daran waren, daß ich die Zähne bald verlieren

müsse. Auch die unsäglichen Todesqualen, welche so vielen armen unglücklichen Wesen bereitet sind, wollten mit dieser Theorie der besten der Welten und der darauf gegründeten Theodicee durchaus nicht harmoniren.

Die ungeheure Zweckmäßigkeit der menschlichen Sprache, als eines lautlichen Organismus, sie wird an dem Taubstummen zu Schanden, der sich alle die Lautsymbole mit unsäglicher Anstrengung erst in Gesichtswahrnehmungen übertragen muß. Ebenso wird die ungemein zweckmäßige Construction des Auges für die Lichtwellen und dadurch ermöglichten Rapporte der Menschen mit der ungeheueren Mannigfaltigkeit der Dinge für den Blindgeborenen zu einem bitteren Hohn, zu einer furchtbaren Ironie des Schicksals. Ist es uns aber geradezu verboten, Absichtlichkeit da anzunehmen, wo eine solche tragische Dysteleologie d. h. ein so kläglicher und für den davon Betroffenen unlöslich schmerzlicher Widerspruch zwischen den aufgebotenen Mitteln und den erreichten Wirkungen vorhanden ist, wie mögen wir dieselbe in den zweckmäßigen Uebereinstimmungen und Harmonieen der Natur anzuerkennen berechtigt sein?

Die Entwicklungslehre vermag hier allein, wie in allen Fragen und Räthseln des Daseins, genügenden Aufschluß zu geben. Accommodation, so heißt ihre Lösung für alle noch so complicirten Lebenserscheinungen, bei denen selbst das kleinste Theilchen an Zweckmäßigkeit alles das übertrifft, was jemals menschlicher Scharfsinn und Erfindungsgabe Kunstvolles geschaffen haben.

Je complicirter die beiden Reihen von Erscheinungen sind, welche in irgend eine zweckmäßige Relation zu einander treten, um so mehr müssen dieselben natürlich unser Staunen erwecken. Das Käferchen, welches an der Wurzel der Staubfäden der Berberis den Honig saugt und dadurch einen solchen Reiz auf diese Staubfäden ausübt, daß sie zusammenschnellen und die Befruchtung ausführen — es ist die wunderbarste, complicirteste Vorrichtung, wenn wir es so auffassen, als sei das Thierchen einzig zu diesem Zwecke da. Denken wir uns aber, eine vieltausendjährige Zusammenlegung, Coexistenz mit dem-

selben habe der Pflanze die Befähigung der freiwilligen Befruchtung entzogen, so hört die Sache auf wunderbar zu sein.

In der Welt des bewußten Menschengeistes sehen wir das Princip der Accommodation fort und fort thätig und zwar in zwei Formen; erstens als ein receptives in der Reflexion der Außenwelt, die stets feiner und eigenthümlicher sich in dem Bewußtsein des Menschen abspiegelt und zweitens als ein actives, als Befähigung, gegen die nachtheiligen Einwirkungen dieser Außenwelt mit Hülfe des sich stets vervollkommenden Werkzeugs, entgegenzuwirken. Das Unterordnen aller Dinge unter den bewußten Menschenzweck führt auf die natürlichste Weise zu der einseitigen Auffassung, daß alle Dinge zu diesem Zwecke vorhanden d. h. erschaffen seien. Die Befangenheit unter dieser Ansicht trägt wesentlich dazu bei, den Menschen unglücklich zu machen; denn die meisten Menschen verlangen von den Dingen entgegengesetzte und unvereinbare Wirkungen, sie wollen daß der Stein, der ihre Bauten festigt, aufhöre, fest zu sein, wenn er ihnen auf den Kopf fällt. So verlangten die Römer und Franzosen von den Cäsaren, welche ihre wild-anarchischen Zustände mit dem eisernen Scepter bändigten, daß sie ihre alten Freiheiten achten sollten. So forderten diese Cäsaren von denselben Menschen, die sie durch niedere Motive und feige Furcht darnieder hielten, Manneswürde und Seelengröße. So verlangt der Lüstling von seinen Nerven, deren aufregender Kitzel sein klägliches Dasein mit dem trüben Scheine der Sinneslust erfüllt, eiserne Dauer.

„Alles zum Zwecke!“ ist die Devise des Menschengeistes. Tausendmal wendet er jede Gabe der Natur herum und beschaut sie von jeder Seite, bis ihm endlich ein neuer Gedanke aufgeht, der ihn belehrt, wie er dieselbe verwenden möge. Was Wunder, wenn er endlich völlig von der Ansicht beherrscht ist, daß diese ganze Natur nur dem Einen Zwecke zu dienen da sei!

„Alles zum Zwecke!“ ist aber auch die Devise des Naturwirkens. Nur ist dieser Zweck kein bewußter, sondern ergiebt sich aus den fortgesetzt wirkenden Relationen der einzelnen Erscheinungsformen und

ihrer stets gesteigerten Accommodation. Bewußte Naturzwecke sind da, wo überhaupt das bewußte Leben beginnt, welches in seiner Entstehung mit einem ganz unbedeutenden Uebergewicht über das Unbewußte die Bedingungen und Förderungen seiner Existenz auszuwählen vermochte. Ich meine die Zeit wo das animalische Leben von dem vegetativen noch nicht sehr unterschieden war. Mit der Vervollkommnung und der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Thierformen traten Millionen von Zwecken in der Natur auf, welche schließlich zu einer Art von Gleichgewicht, von gegenseitiger Accommodation und Ausgleichung führen mußten.

Hier waltet nun das Gesetz, daß das Mächtigere sich stets das Schwächere aneignet und zu seinen eigenen Zwecken verwendet. Da nun aber die schwächeren Lebensformen sich schon zu einer höchst complicirten Daseinsäußerung entfaltet haben, so werden die Beziehungen unendlich vielfältig und es ergeben sich Zweckmäßigkeiten, die uns in das höchste Erstaunen versetzen. Ich erinnere hier nur an den Einsiedlerkrebs, die sclavenhaltenden Ameisen u. A.

Die Gewöhnung, nur nach Zwecken zu denken und zu handeln veranlaßt den Menschengeist endlich auch sich selbst, sein ganzes Dasein von diesem Gesichtspunkte aus aufzufassen. Da das Einzeldasein flüchtig und vergänglich ist, die Gattung aber fortdauert und sich weiter entwickelt, so muß diese ihm schließlich als der höhere Zweck aufgehen, welchem all sein Mühen, Arbeiten, Dichten und Trachten zu Gute kommt.

Hier ist aber ein großer Unterschied festzuhalten, zwischen dem mit klarem Bewußtsein erkannten Zweck und der instinctiven Tendenz. In einer Anwandlung von Unmuth über die Unbefriedigung der aus der Erscheinung sublimirten Idee ruft Schiller:

Indessen, bis die ganze Welt
Philosophie zusammen hält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe!

Das instinctive Leben mahnt uns durch den Hunger zur Selbsterhaltung. Wäre die letztere unserer Reflexionsthätigkeit oder dem moralischen Pflichtgebot anheimgegeben, es gäbe längst keine Menschen mehr. Die Natur erreicht ihre Zwecke, ist ein alter Satz, indem das Individuum eine wirkliche Befriedigung seiner eigennützigsten Triebe zu finden glaubt. Die Natur behandelt uns demnach, wie die Kinder, denen man die bittere Pille überzuckert und das nützliche Alphabet zuerst mit goldenen Buchstaben vorzeigt. So ist denn nun auch das Verhältniß des Einzelmenschen zur Gesammtheit. Eifrig arbeiten, mühen und sorgen wir, unsere eigenen individuellen Zwecke verfolgend und schließlich kommt es doch nicht uns, sondern der Gesammtheit mit ihrem höheren Zwecke zu Gute. Beispiele sind überall zur Hand: Der Kaufmann, welcher Geld verdienen will, sorgt zugleich für die richtige Vertheilung der nothwendigen Bedürfnisse und Bodenprodukte; der Reichthum und die Kraft des Staates wächst, indem jeder Einzelne sein Privatvermögen und seine geistige Tüchtigkeit zu vermehren bedacht ist; der ganze wirthschaftliche Organismus ruht auf dem eifrigen Thun jedes Einzelnen für *seine* nächsten Zwecke.

In den großen und allgemeinen Organismen kommen nämlich Zwecke zum Vorschein und zur Wirkung, welche ursprünglich nichts anderes sind, als die besonderen Zwecke der einzelnen Individuen, welche dann aber durch die großen Principien der Zusammenlegung und des Gegensatzes (s. 10. Abschnitt) nach dem Gesetze der Entwicklung zu etwas ganz Anderem werden und oft die Züge des Ursprünglichen, Elementaren nicht mehr erkennen lassen. Diese Erwägung sollte eine gewisse Sorte von hohlen Ideologen und philanthropischen Phrasendreschern aufklären, welche den Maßstab der bürgerlichen Moral an das große politische Leben anlegen möchten und die nicht begreifen können, daß der Staat ein eigenartiger großer Organismus ist, der nach ganz anderen Gesetzen lebt und sich erhält, als der Einzelmensch innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft!

Der Trieb der Selbsterhaltung, sofern er im Staate personi=

ficirt ist, kann von dem Einzelnen fordern, daß er sein Leben opfere, also diesem individuellen höchsten Lebenszweck aufopfere. Gewaltige industrielle Arbeiten, in denen der Geist seine Triumphe feiert über die Natur, erfordern eine große Menge von Menschen, die auf höheren geistigen Antheil verzichtend, zu eintönigen, rein körperlichen Leistungen sich verstehen. Die Erleichterung des Verkehrs bindet zahllose Menschen an dieselbe Stelle, die Ernährung des Ganzen verlangt oft, daß gerade die darben, welche dem Boden das Brod abringen; ja selbst die geistige Erleuchtung der Gesellschaft erheischt unzählige Opfer, sei es daß sie in dem enggebundenen Berufe des Schulmeisters um einen schnöden Lohn die geistige Befähigung verdorren lasse, sei es daß der literarische Frohnarbeiter, ja auch der Gelehrte, der Künstler dieselbe in angestrengter Anspannung frühzeitig aufreibe.

Hier erscheint das Große, das Ganze als Selbstzweck. Gehen wir einen Schritt weiter, so finden wir, wie auch die einzelnen Völker in ihrem Ringen, Arbeiten, Wirken sich endlich ausleben und die ganze Summe ihrer Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete nur der Menschheit in ihrem großen Culturgange zu Gute kommt. Wir begreifen recht wohl, wie der große französische Weise Montesquieu, nachdem er in seinem unsterblichen Werke die Entwicklung der römischen Größe dargestellt, am Ziele seiner Wanderung angelangt, nachdenklich und verwundert ausruft. „Hier müssen wir innehalten und das Schauspiel der menschlichen Dinge betrachten. Wir sahen in der römischen Geschichte soviel unternommene Kriege, soviel vergossenes Blut, soviel vernichtete Völker, soviel Triumphe, Politik, Weisheit, Klugheit, Standhaftigkeit, Muth, jenen großartigen Plan, Alles zu unterwerfen, so klug entworfen, so trefflich durchgeführt, so glücklich zu Ende geführt — und wozu dies Alles? Um die Lüste von fünf oder sechs Ungeheuern auf dem römischen Throne zu befriedigen!“ Als er dies schrieb, bedachte der große Philosoph nicht, daß das wahre Glück des Menschen nicht in dem erreichten Ziele, sondern in der Werdelust, der Entwicklung

liegt; daß die Römer ihre große welthistorische Mission erfüllt hatten und nun ein anderes Volk berufen war, das was sie geleistet, in neuer, jugendkräftiger Arbeit zu übernehmen und weiterzuführen.

Stellt sich uns demnach die Erhaltung und das Gedeihen der großen Organismen und in letzter Instanz das Voranschreiten der Menschheit als letzter und höchster Zweck aller menschlichen Thätigkeit dar, so dürfen wir doch auch fragen, wie denn die außerordentliche Zweckmäßigkeit, die harmonische Uebereinstimmung, das freudige Wirken aller Theile zum wundervoll erreichten Zwecke, der doch gewiß denselben nicht klar ist, also auch nicht aus ihrer bewußten Absichtlichkeit sich erfüllt, zu erklären sein mag. Es geschieht dies Alles eben, wie ich oben schon angedeutet habe. Die Theile functioniren nach ihrer Natur, nach den ihnen innewohnenden Anlagen, da treten denn nothwendig von Seiten der übrigen Theile Förderungen oder Beschränkungen ein, durch das lebendige Spiel der Wirkungen und Gegenwirkungen vereinigt sich das Gleichartige, es wird zum Organ, dessen Thätigkeit eine beschränktere, aber auch intensivere ist und indem nun die einzelnen Organe sich nach längeren Schwankungen ins Gleichgewicht setzen, ergibt sich von selbst die harmonische Gliederung und Lebensthätigkeit des Ganzen. Es ist ein weiterer Schritt, den die Natur gethan und zwar in derselben Weise wie von Anbeginn. Zuerst verwandelte sie die lebendige Kraft oder Bewegung der Aetheratome in die Form des unorganischen Stoffs; dann bereitete sie aus diesem die lebenden Organismen, in denen die ursprünglichen Wirkungen des unorganischen Stoffes fortwalten, nur modificirt, beschränkt und gebunden durch die eigenthümliche Zusammenlagerung. In die letzte Stufe der Entwicklung sind wir selbst hineinversetzt, sie vollzieht sich noch vor unseren Augen; es ist die vielseitige, höchst potenzirte Kraft der einzelnen Individuen, welche sich zu den großen Organismen zusammengliedert.

Wenn nun gefragt wird: Woher die ungeheure Zweckmäßigkeit des kleinsten Organismus der Milbe, der Mücke, des Infusionsthierchens, so werden wir antworten: Weil der unorganische Stoff

seine ursprüngliche Wirkung auch hier fortsetzt und in dieser Lagerung nothwendig so wirken muß. Gelagert wurde er aber so nach nothwendigen, ewigen Bewegungsgesetzen unter Mitwirkung der Empfindung, welche sich in den animalischen Formen als regulatives Princip aufschloß. Und woher diese Erleuchtung?

Weil wir dieselbe Erscheinung bei den großen Organismen wahrnehmen, in denen noch viel mehr hohe Zweckmäßigkeit und die Leitung einer höheren Hand angenommen werden müßte, wenn es nicht auf natürliche Weise zuginge. Da sehen wir jedes Individuum sein ursprüngliches Thun bewahren — meinetwegen durch Hunger und Liebe geleitet werden. Dieses Thun regulirt sich aber innerhalb der Sphären der Gemeinsamkeit durch die von anderen entgegen- und zusammenwirkenden gleichartigen Kräfte und es erschließt sich auch hier dem Einzelnen eine neue Empfindung und diese heißt nun — Gemeingefühl oder Theilbewußtsein. So geschieht denn das Wunderbare, daß der Einzelne für sich oder doch hauptsächlich für sich zu denken, zu trachten, zu arbeiten scheint und daß aus allen diesen Partialbewegungen sich die große Harmonie zusammensetzt. Und das ist nur natürlich; denn selbst angenommen der Theil würde nicht von dem Gemeingefühl ergriffen, suchte sich der Harmonie zu entziehen oder zu widersetzen, so ist es doch eine natürliche Folge der großen Bewegung, daß sie die kleine zertrümmert.

Und das ist grade die Eigenthümlichkeit der höheren Daseinsformen, daß trotz der größeren Feinheit der Organisation die Accommodationsfähigkeit sich steigert. Der rohe Mensch wird leicht wegen einer Kleinigkeit zu heftigem Zorn hingerissen, der gebildete vermag über die größten Meinungsverschiedenheiten mit Ruhe zu discutiren. Das instinctive Nationalgefühl, die Gebundenheit an die heimatliche Scholle — der Naturmensch vermag sie nicht zu überwinden, während der geistig hochstehende ein recht guter Patriot sein kann, ohne die Vorzüge der anderen Nationen zu verkennen. So erklärt sich denn, daß menschliche Gesellschaften, als der Inbegriff der höchsten organischen Wesen in einer beständigen Umbildung, fortgesetzter Aus-

gleichung der auftauchenden Gegensätze sich befinden. Welch schwieriger Uebergang muß es gewesen sein, als in den entstehenden Gemeinwesen die Gleichheit des Grundbesitzes, die das wichtigste Ziel und Fundament der antiken Verfassungen war, aufhörte und ein Theil der Volksangehörigen der Subsistenz beraubt war? Und doch vermochten die meisten Staaten diesen Uebergang durchzumachen, indem die Ausgleichung sich dadurch vollzog, daß die Besitzenden die persönlichen Leistungen der Besitzlosen durch Gegenleistungen sich erwarben und so die erste Scheidung und Gliederung in Stände sich vollzog, welche das Grund- und schöpferische Princip eines jeden vollkommneren Gemeinwesens bildet.

Aber der letzte höchste Zweck, den die Menschheit denn doch anerkennt, wenn sie auch nur auf dem Weg natürlicher Entwicklung zu ihrem heutigen harmonischen Dasein gelangt ist, der Zweck der Menschheit selbst, ihres unendlichen Voranschreitens nach hohen Zielen stets größerer Vollkommenheit, ist er denn ein wirklicher und keine Illusion? Wenn nun aber dereinst all diese herrlichen Bildungen, alle die Wunder der Cultur und des unermüdeten Ringens wieder in die ewige Urnacht zurücksinken sollten, ist er da nicht berechtigt, der tiefe, brennende Weltschmerz, das nagende Gefühl unserer eigenen Unzulänglichkeit. Auf diese Frage hat schon das delphische Orakel die Antwort gegeben, mit der sich der Mensch begnügen muß, sie stand über der Pforte des Tempels und lautete: Eī, du bist. In christlicher Fassung lautete diese Antwort: „Wirke, so lange es Tag ist.“ Und unser großer Dichter hat denselben Gedanken in seiner Weise formulirt:

> Wie, wann und wo? — Die Götter bleiben stumm,
> Du halte dich an's Weil und frage nicht Warum?

Der wirkende Mensch läßt sich an dieser Antwort genügen. Ueber ihn vermag aber auch der Daseinsschmerz nicht Herr zu werden.

Fassen wir das Gesagte noch einmal kurz zusammen und suchen wir die wichtigsten Factoren der unendlichen Zweckmäßigkeit darzulegen, wie sie uns nur im Menschenleben — dieses wird ja auch

von den Teleologen meist allein zu ihren Beweisen verwandt, Anderes, wie z. B. die außerordentliche Zweckmäßigkeit der Phylloxera vastatrix, unsere Weinberge zu verheeren, übergehen sei — entgegentritt, so dürften sich dieselben unter folgende drei Hauptgesichtspunkte ordnen:

1.) Das Unterordnen niederer Functionen unter höhere, welche sich aus jenen erschließen. Schon daraus, daß die Thätigkeit der früher zurückgelegten Stufen, also der Vorbedingungen, fortwirkt, muß sich eine außerordentliche Zweckmäßigkeit ergeben. Ein Beispiel aus der ethischen Welt: Die Selbstliebe, welche sich durch die Gatten- und Familienliebe, dann die Heimatliebe zur Vaterlandsliebe steigert, bewahrt auf dieser höchsten Stufe die ganze Kraft und Wirksamkeit der früheren. Die höhere Function nimmt aber auch die niedere in ihren Dienst. Die Thätigkeit der ursprünglichsten Organe, welche dem Stoffaustausch und Stoffersatz dienen, geht ruhig weiter, während die höheren Sinne — Sehen, Hören — ausschließlich das Leben des Thiers zu beherrschen scheinen. Bei dem Menschen tritt das ganze Sinnenleben in den Dienst des geistigen Reflexionslebens. In den antiken Gesellschaften verrichten die Sclaven die der Nothdurft des täglichen Lebens dienenden Arbeiten, damit die freien Bürger den edleren Beschäftigungen des Kriegs, der Sorge für den Staat, der Wissenschaft und Kunst sich vorzugsweise widmen können. Die höheren Functionen haben aber auch eine rückwirkende Kraft d. h. sie vervollkommnen zum Theil die Befähigung der niederen Organe. Unsere Hausthiere sind viel intelligenter, als die in der Freiheit lebenden Thiere. Unsere Bewegungsorgane werden fort und fort durch die Controle des Gesichtssinnes erzogen und weiter ausgebildet, unter der Wirkung kräftigerer Bewegung stärken sich Verdauungs- und Respirationsorgane. Der Bauernstand ist zwar der conservativste von allen Ständen, er lebt ein unaufgeschlossenes Leben nach den Traditionen der Vorfahren, aber auch sein Thun wird durch die Fortschritte der Wissenschaft (Liebig) und der Mechanik verändert und verbessert. Auch in dem Organismus der Sprache findet

dieses Gesetz seine Bestätigung. Jedes neuerworbene Wort, als Ausdruck eines feiner differenzirten Begriffs wirft ein neues Licht auf bereits vorhandene Wörter. So allein ist es zu erklären, daß Begriffe und Wörter, wie Zeit, Raum u. s. w. welche ursprünglich etwas ganz Specielles bezeichneten (tempus Abschnitt, ὕλη und materia Holz) allmählich zu den höchsten Abstractionen wurden.

2.) Die Accommodation an die umgebenden Medien. Die Wirkung der letzteren ist natürlich eine unausgesetzte, sie zerstört alle Formen, welche ihr nicht widerstehen können, sie züchtet andere durch die Kraft des Widerstands, sie bietet ihre Stoffe zur Verwerthung bei der Entwicklung des Lebens. Diese unausgesetzte Wirkung und Gegenwirkung muß durch Summirung der Einflüsse zu der größten Uebereinstimmung und staunenerregender Zweckmäßigkeit führen.

3.) Das Auftreten der Empfindung und Bewußtheit. Es ist ein Lebendigwerden des Zwecks. Das Thier verhält sich zur Pflanze, wie ein kriegerisches Volks, das mit der bewußten Absicht, zu erobern, auftritt, zu einem Volke das in friedlicher Stille dahinlebt.

Ein Blick auf die Gestaltung der Erde, seitdem der Menschengeist sie beherrscht, genügt, um die außerordentliche Unterwerfung der irdischen Dinge unter den allein anerkannten Menschenzweck zu erfassen. Nicht Meer, nicht Berg hemmt des Menschen Lauf auf der eisenumsponnenen Erde, die furchtbaren Dämonen elementarer Kräfte sind gebannt durch das Salomonssiegel der kunstvollsten Maschinen zu seinem Dienst, zur Verrichtung seiner Arbeiten. Und wenn eingeworfen wird, daß die künstlichste Maschine keinen Vergleich aushält mit dem einfachsten Erzeugnisse der Natur, so möge man bedenken, daß außer den Dingen welche der Mensch gemacht, aus seiner Reflexion bewußt erschaffen hat, in ihm das Zweckmäßige, als ein Naturtrieb, fort und fort auch sein eigenes Wesen umgebildet und fortentwickelt hat. Die Schärfe seines Auges, die Behendigkeit seiner Füße, die Klarheit seines Denkens — sie sind erlebte Fortschritte, ein Resultat des zweckbewußten Thuns in langen Zeiträumen der Entwicklung. Jede Vervollkommnung seines Wesens

hat einen Sieg über die Natur, eine Erreichung seines Zwecks in ihrem Gefolge und aus jedem Siege erwächst ihm eine Verstärkung seiner eigenen Kraft in ewiger Wechselwirkung.

Gehen wir nun zum Gegensatze des Princips der Zweckmäßigkeit über, und bezeichnen wir dieselben der Kürze halber als Zweckwidrigkeit oder Dysteleologie. Auch sie gelangt in dieser höchst zweckmäßig eingerichteten Welt zur breitesten Entfaltung.

Die Myriaden von Keimen und Knospen, welche alljährlich in Pflanzen- und Thierwelt zu Grunde gehen, ehe sie sich entwickelt haben, alle in der Blüte ihrer Kraft hinweggeraffte Existenzen, impositique rogis juvenes ante ora parentum, all das namenlose Elend, alle mit Ergebung oder Erbitterung getragenen Schmerzen und Leiden, welche uns die Naturgewalt (oder das Schicksal) als den gräßlichsten, an dem nutzlosesten, grausamsten Wüthen sich erfreuenden Despoten darstellen müßten, wenn wir sie als ein bewußtes, persönlich Alles leitendes Wesen dächten!

In den Organismen gelten alle Theile für dysteleologisch, welche einem Zwecke dienen, der wegen der Veränderung der umgebenden Medien oder der Umgestaltung des ganzen Organismus nicht mehr durch jene erreicht werden kann. Es ist natürlich, daß die Nichtbethätigung eines solchen Organs, sowie die stärkere Entwicklung der Nachbarorgane seine ganze Kraft verzehren und dasselbe derart verkümmern wird, daß es nur noch rudimentär angedeutet erscheint. Bei den Pflanzen treten solche Erscheinungen manchmal habituell auf, wie wenn in einer vierfächerigen Fruchtkapsel nur zwei Kerne zur Entwicklung gelangen, die beiden andern dagegen verkümmern. Die Entwicklung der jungen Frösche zeigt uns den Vorgang des Absterbens überflüssiger Organe im anschaulichsten Bilde.

Zweckwidrig wirkt die Hülle des Blattkeims, die Schale der Frucht, wenn der Keim sich entfaltet; sie müssen also zerreißen und zerfallen. Zweckwidrig wirkte die erstorbene Form des deutschen Bundes, als das erstarkte Preußen die Kraft uns den Beruf fühlte, die Geschicke Deutschlands zu leiten. Zweckwidrig sind alte Formen

und Symbole in den Religionen, wenn deren Sinn und Geist in das Leben und Bewußtsein des Volkes übergegangen sind. Zweckwidrig ist eine harte, starre Gesetzgebung, welche an die Furcht noch appellirt, wo die höhere ethische Entwicklung eine mildere, edlere Gesittung und das viel stärkere Motiv des Ehrgefühls in die Gemüther der Gesellschaft gepflanzt hat.

Unser ästhetisches Gefühl hat eine lebhafte Empfindung für dysteleologische Bildungen. Das Häßliche, das Mißgeformte beim Menschen war ein Gegenstand des Hasses, des Spottes, der Verfolgung, ehe es ein heiliger Gegenstand des Mitleids wurde. Das Aussetzen verkrüppelter Kinder, das Verbrennen häßlicher Weiber als Hexen und tausend andere Erscheinungen sind auf denselben Grundtrieb zurückzuführen, der uns einen Ekel, eine Empfindung des Abscheus gegen Spinnen, Kröten und häßliches Gewürm einflößt.

Und warum denn grade gegen diese Thiere? Es sind Uebergangsformen und Uebergangsformen sind immer dysteleologisch gebildet, wie sich Jeder wird überzeugen können, der einen hochaufgeschossenen Knaben betrachtet, der gar nicht weiß, was er mit seinen langen Knochen und seiner krähenden Stimme anfangen soll. Der Fisch ist schön, weil er einheitlich zur Bewegung im Wasser höchst zweckmäßig gebildet erscheint, dagegen Lurche und Molche häßlich, weil sie nicht recht gehen, nicht recht schwimmen können. Das vierfüßige Landthier, der Vogel, der Bewohner der Lüfte, scheinen uns schön, in allen Theilen angemessen gebildet; das Zwitterding, die Fledermaus, erscheint uns häßlich. So hat denn auch die Phantasie des Menschen die gräulichsten Ungethüme, Chimären und Drachen, als Mißgestalten der verschiedensten, nicht zusammenharmonirenden Organe, als Schlangenleib, Eidechsenfüße, Vogelflügel u. s. w. sich ausgemalt.

Im Gebiete des geistigen und ethischen Lebens der Menschheit gibt es derartige Uebergangserscheinungen, die unser ästhetisches Gefühl gleich sehr verletzen. Die Religion der Liebe mit Schwert, Folter und Scheiterhaufen verbreiten, die versinkende theologische

Weltanschauung mit dem eitlen Flitterkram wissenschaftlicher Terminologien stützeln und aufflicken wollen, die Prügelstrafe, die noch vor Kurzem in der freien Schweiz und dem unfreien Mecklenburg ausgeübt wurde, ein Priesterstaat inmitten der modernen Staaten Europa's — das sind Anomalien, welche ästhetisch, d. h. in der unmittelbaren Anschauung, so verletzend wirken, daß wir kaum unseren Unwillen zurückzuhalten vermögen. Solche Anomalien sind es denn auch gewesen, welche meist die Veranlassung zu Revolutionen auf politischem und socialem Gebiete wurden. Die Schändung der Lucretia errang Roms Freiheit, der Ablaßhandel rief die Emancipation des modernen Gedankens von der hierarchischen Fesselung hervor, und die gräßlichen, von Voltaire gebrandmarkten Justizmorde, die lettres de cachet und die cynische Sittenlosigkeit des absoluten Königs waren die Vorboten und direkten Veranlasser der französischen Revolution, des großartigen Abschlusses der Uebergangsperiode zweier Jahrtausende. Wie gesagt, die Dysteleologie wirkt in solchen Fällen unmittelbar zum Gefühl und zur Anschauung dringend und darum vollzieht sie den Uebergang urplötzlich wie der Stoß die vorbereitete Lösung krystallisirt.

Stärker tritt dieses Princip hervor, wenn wir die Zweckwidrigkeit der einzelnen Individuen in ihrem Verhältnisse zur Zeit oder zu den sie umgebenden Gesellschaftsformen ins Auge fassen.

Da sind denn zuerst die ihrer Zeit weit Vorangeeilten, die Propheten eines künftigen Jahrhunderts, die Bekämpfer festgegründeter Formen, Vorurtheile, Beschränktheiten, die Vorkämpfer und Blutzeugen einer neuen sittlichen Ordnung, die erhabenen Boten und Verkündiger einer Wahrheit, welcher die blöde Menge den Haß des stumpfen Vorurtheils, die Klugen und Kühlen Gleichgiltigkeit oder interessirten Widerstand entgegensetzen. Diesen Männern hat man von je den Schierlingsbecher gereicht, sie gekreuzigt oder verbrannt.

Dann die entgegengesetzte Form. Männer, die zu einer anderen Zeit Großes geleistet hätten; wenn sie in der ersten christlichen Zeit gelebt, begeisterte Missionäre oder glühende Eiferer für die Religion

geworden wären, jetzt aber nur ohnmächtig gegen die Strömung ringen; andere, welche in der stürmenden Fluth einer Völkerwanderung oder den ungeordneten Zuständen des Mittelalters ihrer mächtigen Individualität, ihrer verzehrenden Kraft Anerkennung und breiten Raum zum Wirken verschafft hätten, die aber nun in friedlichen Zuständen sich innerlich aufreiben; wieder andere, die in stillem Hinträumen schöne künstlerische Gebilde erschaffen hätten und die in einer wild aufgeregten kriegerischen Zeit widerstandlos erlagen. Denn es ist zweifellos, daß der rechte Mann auch die rechte Stelle finden muß und leider ist gar oft die rechte Stelle für eine entschieden ausgeprägte Individualität ein längst vergangenes Jahrhundert, das in ihnen wieder aufleben möchte. Solche dysteleologische Naturen können nichts als sich still verhalten oder in fruchtlosem Ringen ihre Kraft verzehren.

Aber auch in der Gegenwart kann der Mensch durch übereilte Entscheidung oder die Macht der Verhältnisse an die unrichtige Stelle gesetzt werden. Verfehlte Existenzen, wer kennt sie alle, wer will ihrem Jammer Ausdruck verleihen! Daß so mancher Künstler hinter dem Pfluge gehen muß, so mancher schöne Geist von des Lebens Noth und Elend umstarrt im Ringen um das tägliche Brod untergeht, so manches Weib, das mit der Glut ihres reichen Gemüths einen fühlenden Mann hätte beseligen können, an einen herzlosen Geldmenschen gekettet mit sich und der Welt abschließen muß! Daß ideale Jugendträume das unzureichende Talent der Bühne, dem Künstlerberuf, der literarischen Thätigkeit zugeführt und daß dann die kalte Wirklichkeit den goldenen Träumen so gar unähnlich geworden! Und wenn die Idealität aus diesen Berufsarten geschwunden, was bleibt dann? Aeußerlich Armuth und Elend, innerlich Hohlheit, sittliche Haltlosigkeit, nagende Unzufriedenheit und Verbitterung. Was hat nicht ferner die barbarisch-mittelalterliche sociale Zurücksetzung der Juden in den trefflichsten Seelen oft für nie vernarbende Wunden geschlagen, wie oft habe ich die herrlichsten Menschen sagen hören, daß sie den Schimpf, der ihnen in Kindheit und

Jünglingsalter von rohen Buben angethan worden, nie, niemals haben vergessen können, daß sie die Umwandelung ihres innersten Wesens hätten mit Bewußtsein erleben müssen, wie die schöne Liebe und das vertrauensvolle Entgegenkommen in ängstliche Behutsamkeit und Mißtrauen, die Thatenlust, die sich einen Platz im Leben suchte, in Zagheit und Verschüchterung, der aufkeimende Mannesstolz in Haß oder einsame Thränen tiefempfundener Kränkung sich verwandelt habe.

Das ist die Wirkung der Dysteleologie, daß die durch die Entwickelungsstufe angeborene Tendenz sich geltend macht und die gespannten Kräfte eine Entladung suchen, welche, wenn ihr die nützliche Wirkung auf dem natürlichen Gebiete versagt wird, sich nach außen oder innen zerstörend kehrt oder auf den falschen Gegenstand geleitet geistige und moralische Verkehrtheiten zu Tage fördert.

Ich habe in meinem „Pädagogischen Skizzenbuch" von der trüben Metternich'schen Zeit geredet, wo der Thatendrang der Jugend, welcher die hohen Ziele Vaterland und Richtung nach dem politischen Leben verschlossen waren, sich in der Berserkwuth toller, kraftgenialischer Streiche oder wilder Sinnenlust auszutoben suchte.

Die edle Blüte der reifenden Geschlechtsliebe! Wie viele, viele Männer, von denen das Wort des Dichters gilt:

Schad' um die schöne Seelenkraft,
Mit der du Etwas nützlich konntest lieben,
Die im Tumult der Leidenschaft
Sich dir hat nutzlos aufgerieben!

Am beklagenswerthesten sind freilich die, welche durch eine tiefe Wunde, einen Treubruch, in der innersten Seele getroffen „laut nach Lust schrieen in ihrer Noth, und sich in den Staub der Welt warfen, da der schöne Gott in ihrem Innern todt war!" Wie viele weibliche Seelen haben ihre Liebesseufzer und die Sehnsucht ihres Herzens im stillen Kämmerlein oder in öden Klostermauern an den Gekreuzigten gerichtet und für den himmlischen Bräutigam geschwärmt, da ihnen der irdische versagt war. Von den schweren sittlichen Verirrungen will ich schweigen.

Die Dysteleologie! Die Menschheit weiß davon zu erzählen auf Blättern bittersten Jammers der Edelsten, die mit Organen für ein höheres, ideales Leben geboren in dem Kampfe mit bornirter Krähwinkelei und herzlosem Philisterthum gescheitert sind.

Sie erzählt von edlen, begeisterten, liebedürstenden Frauen, die, an einen Unwürdigen gekettet, dahin siechten, von solchen, denen der Gegenstand ihrer Hingebung durch Treulosigkeit oder feindseliges Schicksal entrissen war und welche die beseligende Anlage ihres Herzens zu ewiger Qual verwandelt fühlten, von solchen, die — „von der Glut einer h. Theresa erfüllt — nichts zu gründen vermochten, deren liebende Herzschläge und Seufzer nach einer unerreichten Güte unter Hindernissen verzitterten, anstatt sich in einer dauernden That zu concentriren" (G. Elliot, Middlemarch).

Was Wunder, wenn im Hinblick auf das traurige Geschick so vieler Frauen ein John Stuart Mill sich zum beredten Vertheidiger der Erweiterung der Rechte und Thätigkeitssphäre der Frauen machte: „Nichts ist, nächst Krankheit, Armuth und Schuld, dem freudigen Genießen des Lebens so nachtheilig, als der Mangel einer würdigen Anwendung der inneren Thatkraft. Die Frauen, welche die Sorge für eine Familie haben, finden diese Anwendung, so lange sie die Sorge haben; aber wie ist es mit der tagtäglich wachsenden Zahl derer, die nicht die Gelegenheit fanden, einen Beruf auszuüben, der, wie zum Hohn, als ihr eigenster Beruf ihnen angewiesen wird? Wie ist es mit denen, die ihre Kinder durch Tod oder Entfernung verloren haben, deren Kinder herangewachsen einen eigenen Hausstand gegründet haben? Sie sind Beispiele von Menschen, die nach einem Leben voll Thätigkeit, sich wie sie meinen zu Ruhe und Befriedigung zurückziehen, denen aber, da sie den Wechsel nicht ertragen können, da sie keine neuen Anregungen finden, das unthätige Leben Langeweile, Trübsinn und frühen Tod bringt. So viele, viele arme Wesen, die mit dem Bewußtsein eines Thätigkeitstriebs, denen die Mißverhältnisse der Gesellschaft keine Anwendung gestatten, durch das Leben hinkümmern — was bleibt ihnen? Religion und Men-

schenliebe! Religion, Sache des Gefühls und ceremonieller Observanz ist kein Gegenstand der Thätigkeit, außer in der Gestalt der Menschenliebe!" Wie viele Tausende von verbitterten, scandalsüchtigen alten Jungfern, von bösen Schwiegermüttern u. s. f. vermöchten diesen verkümmerten und irregeleiteten Thätigkeitstrieb in einer noch so untergeordneten Sphäre für sich heilbringend und für die Menschheit nützlich zu verwerthen!

Aufgabe der Pädagogik ist es, dem reichen Spiel der jugendlichen Kräfte Raum zur Bethätigung zu gewähren. Verkehrteres gibt es nicht, als sie durch bleiernen Druck zerbrechen zu wollen. Sie vermag dies nicht, sowenig als je eine Bewegung in der physischen Welt vernichtet werden kann; sie wird also dieselben nur nach Innen kehren und Mißmuth, Verstocktheit, wilder Trotz oder Heuchelei wird das Resultat ihres verkehrten Strebens sein. So wird die körperliche Spannkraft, die sich in Spielen und Tummeln äußern möchte, wenn ihr dies versagt wird, den glimmenden Funken der Sinnenlust zur wilden, verzehrenden Glut anfachen, während der vernünftige Erzieher das Entgegengesetzte wird zu erreichen bemüht sein. Das ist nur Ein Beispiel, welches für unzählige andere Fälle gelten mag. Wenig menschliche Naturen sind so verderbt, daß nicht jede Anlage, die in extremer Aeußerung sittlich schlecht erscheint, durch Richtung auf edle Ziele, zur Harmonie und, wenn sie vorherrschend ist, zur *Festigung und Stärkung des Charakters* gelenkt werden könnte. Das ursprünglich Rohe, die thierische Grundanlage des entwicklungsbedürftigen Menschen muß unter die Herrschaft des Geistes gebeugt und mit sittlichem Inhalt erfüllt werden. Der Starrsinn muß in Festigkeit, der Hochmuth und die Selbstüberhebung in wahres Ehrgefühl, der Neid in edlen Wetteifer sich wandeln. Wenn die Erziehung nicht von der psychologischen Erfahrung, nicht von der Erkenntniß und Anerkennung des natürlichen Menschen ausgeht, so wird sie immerdar fehlgehen und dysteleologisch wirken. Möchte sie doch stets der schönen Worte unseres Dichters eingedenk sein, der in seiner ebenso tiefen wie ein-

fachen Weise die großen Stufen ethischer Entwicklung im kleinen Bilde uns vorführt:

> Ich table nicht gern, was immer dem Menschen
> Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab.
> Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
> Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
> Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
> Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße,
> Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.

Die sinnliche Kraft, ohne welche ein Charakter nicht gedacht werden kann, sie ruht nicht auf Principien und Grundsätzen, sondern sie strömt aus solchen Urquellen und Uranlagen der Natur.

Nach der Erklärung Göthe's ist Hamlets Charakter ein dysteleologischer, weil ihm diese Eigenschaft fehlt. Eine zarte, feine, sinnende Natur in eine Welt brutaler Thatsache hineinversetzt, die ein rücksichtsloses, entschlossenes Handeln erforderte; eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen war. Hamlet ist ein köstliches Gefäß, das nur Blumen in seinem Schooße aufnehmen sollte; ein Eichbaum wird in dasselbe gepflanzt; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet.

Zweckwidrig wirkt in demselben Charakter das Uebermaaß der Reflexion. Denn diese, in welcher wie in einem Spiegel die Gegensätze des Thatsächlichen sich ausgleichen und dadurch die wahren Interessen des Menschen gefördert werden sollten, sie kann dem Menschen so sehr zur andern Natur werden, daß sie, wie der Geizige bei seinem Gelde, ihren wahren Nutzen und Zweck, das Handeln, vergißt und in Grübeln und Selbstbespiegelung sich selber auflebt. Diese Erkenntniß geht denn auch Hamlet selber auf, da er bei dem Anblicke des Fortinbras ausruft: „Der mir die Denkkraft gab und die Fähigkeit, vorwärts und rückwärts zu schauen, gab sie mir gewiß in der Absicht nicht, um meine Kräfte ungenützt verfaulen zu lassen. Mein Ueberlegen ist nur ein Viertheil Weisheit und drei Viertheil Feigheit".

Und so ist denn der Ausgang dieses Dramas auch recht eigentlich eine Katastrophe der Dysteleologie, wie sie das große Dichterauge

als eine Fundamentalschwäche allem menschlichen Handeln, das nicht allein des Ausgangs, sondern meist auch seiner selbst nicht gewiß ist, anhaftend erschaute. Denn es begräbt die Gewissenhaftigkeit, die Vorsicht und Erwägung, welche Hamlet von der That zurückgehalten hatte, schließlich Alles, Freund und Feind, Schuldlose und Schuldige. Und mit Recht sagt Fortinbras beim Anblick der Leichen: Dies erschlagene Wild klagt über havock, ein Wort, das, wie Gervinus bemerkt, in der Jägersprache das Wild bezeichnet, welches nach Zahl und Art von ungeübten Jägern auf eine grausame und ungeschickte Weise getödtet worden ist.

So ist Hamlet wie Faust eine Tragödie der Menschenseele, jene nach ihrer handelnden Seite, diese nach ihrer denkenden. Jener zerschellt mit seinem Zaudern an der Ungewißheit des Ausgangs, dieser mit seinem Zweifeln an den ewigen Schranken der Unendlichkeit. Beiden werden die herrlichsten Anlagen, weil sie sich nicht zusammenzuraffen und zu beschränken verstehen, dysteleologisch zu Ursachen ihres Untergangs.

Der Gegensatz zu Hamlet ist die wilde Kraft, welche der Ueberlegung entbehrend, blind in ihr Verderben stürzt, also ein tragischer Charakter, wie etwa der Ajax der Griechen.

Mit einem Worte, jede Kraft und Anlage des Menschen, welche ihre Ausgleichung und Verwerthung nicht im thätigen Leben finden oder nach innen eintretend in die Spannung der lebendigen Kräfte seine Gesammtkraft erhöhen kann, muß dysteleologisch wirken; ebenso jede Kraft, die einseitig herausbricht als Leidenschaft und durch die Harmonie der übrigen Kräfte nicht geregelt wird. Die Vaterlandsliebe wird zum verzehrenden Heimweh, die Sorge um Weib und Kind zum nagenden Wurm am Lebensmark; die Furcht vor dem Tode zu eitler, quälender Angst statt zum mächtigen Sporn, das Leben zu benutzen. Dagegen wird die Hingabe an den Sinnengenuß den moralischen Menschen entnerven; die Mitwirkung geistiger Cultur wirkt hier nur als Raffinement doppelt verderblich. Die großen Ideen, welche im achtzehnten Jahrhundert von der Blüte der

Intelligenz gereift und durch die gebildetsten Classen beim Beginn der Revolution vertreten wurden, sie stiegen herab zu den rohesten, brutalsten Schichten des Volkes und entfesselten dort die dumpfen, festgebundenen Triebe der elementaren Naturkraft und so bewährte sich in den Schrecknissen und Greueln der wahnsinnigen Orgien losgebundener Sclaven das weisheitsvolle Wort unseres Dichters: „Alles was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu verleihen, wirkt verderblich.“

VI.

Der Ursprung des Lebens.

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt;
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt.

Goethe.

Ich habe es in meiner Bibliothek [illegible] werthvolle [illegible] begegnet, daß es Leute gibt, [illegible] um sie, welche die Fähigkeit haben, [illegible] zu erwarten. [illegible] solche Werke angewendet, [illegible] große [illegible], auf dem Wege [illegible] der [illegible] zum [illegible] und [illegible] begreifen. Die [illegible] Lebens, [illegible] — [illegible] Gefühlen — [illegible] Eigenschaft [illegible] [illegible], ein [illegible] durch eine [illegible] verfolgt werde.

Der [illegible], den die Wissenschaft [illegible] Seele eingeschlossen hat, ist [illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] nach [illegible] [illegible] zu [illegible]

[illegible] auch die [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible] [illegible]

Ich habe es im dritten Abschnitte als das größte, staunenswertheste Wunder bezeichnet, daß es Wesen gibt, organische nennen wir sie, welche die Fähigkeit haben, **sich selbst** zu erneuern. Einmal solche Wesen angenommen, ist der Menschengeist nicht mehr das große Räthsel; auf dem Wege allmählicher Differenzirung läßt sich der Fortschritt zum Vollkommneren und darum Mächtigeren leicht begreifen. Die Entstehung aber des primitiven, unvollkommenen Lebens, dessen Formen doch überall — im Trocknen, Kalten, Warmen, Feuchten — in ungeheuerer Menge vorhanden sind und welche jene wunderbare Eigenschaft, die Pforte zu jeder Weiterentwicklung, in sich tragen, ist ein Räthsel, dessen Lösung bis jetzt auch nicht einmal durch eine Hypothese versucht wurde.

Der Weg, den die Wissenschaft in unseren Tagen zu ihrem Heile eingeschlagen hat, ist der, daß sie das Vollkommenere aus dem Unvollkommeneren, die Complex-Erscheinungen aus dem Einzelleben der Individuen zu erklären sucht; es ist ein deductives Verfahren, welches dem philosophischen Denken immer verstattet ist und das sich auch stets einstellt, wenn die Induction eine genügende Menge neues, thatsächliches Material zu Tage gefördert hat.

Es ist aber zweifellos, daß auch die **vollkommneren Formen** und die **complexen Erscheinungen** in ihrer Lebensentwicklung uns Aufschluß über die **unvollkommneren** und **einfacheren** Formen zu geben im Stande sind. Denn die summirten Wirkungen

können unmöglich etwas anderes, als das Resultat der einzelnen Wirkungen sein und so müssen letztere — auffälliger und verständlicher — uns in den ersteren entgegentreten. Und in den complexen Lebensformen müssen wir in ungeheuer vergrößertem Maßstabe die ursprünglichen Entwicklungsformen wiederfinden, aus welchen sich die ersteren combinirten. Wie die Einzelzelle sich ursprünglich erneuerte, da sie allein und selbständig in den ernährenden Medien lebte, so erneuert sie sich auch als Theil des kunstvoll gegliederten Organismus, so erneuert sich aber auch dieser Organismus — als Monade, Einzelleben aufgefaßt — indem an seine Stelle andere ihm gleiche oder ähnliche treten. Diese Eigenschaft besäße er nicht, wenn er sie nicht von dem primitiven Leben überkommen hätte.

Ein schönes Beispiel, wie sich die Gesetze und Eigenthümlichkeiten des individuellen Lebens in den complexen d. h. zusammengesetzten Lebensformen ausprägen ist die Rohmer'sche Parteienlehre. In geistvoller Darstellung wies dieser bedeutende Mann nach, daß die ungebundene, leidenschaftliche, des folgerichtigen Denkens und Handelns noch unfähige Knabennatur in der radicalen Partei, das schwache, verzagende, launenhafte, eigensinnige Greisenalter im Absolutismus, die ideale, thatendurstige, feurig empfindende Jünglingsnatur dagegen im Liberalismus, das ernste Führen des Lebens und die energische Bewältigung der Lebensaufgaben durch Arbeit, wie sie dem Mannesalter eigen sind, in der conservativen Partei zum Ausdruck kommen.

Dieses lehrreiche Beispiel verdient, daß wir bei demselben verweilen; es wird uns manche Aufklärung über das Princip der Entwicklungslehre geben, sowie über die Methode, die uns auf allen Gebieten am sichersten zu erfolgreicher Anwendung desselben leiten kann.

„Die Menschennatur ist überall und alle Zeit dieselbe." Das ist ein oft wiederholter Satz, und er ist ebenso richtig, als der andere, daß es keine zwei Menschen auf der Welt gibt, die einander vollkommen gleich sind. Unzweifelhaft ist aber, daß eine Vielheit von einzelnen Fällen in Betreff der charakteristischen Eigenthümlichkeiten

der menschlichen Natur eine immer größere Klarheit und Gewißheit ergeben muß, welche Eigenschaften als individuelle, welche als nationale, welche als generelle anzunehmen sind.

Das individuelle Leben spiegelt aber im Kleinen alle die nationalen und generellen Eigenschaften mehr oder weniger getreu und reichhaltig d. h. charakteristisch. Das ist ein „echter Franzose, ein richtiger Engländer" sagen wir, wenn uns die nationalen Besonderheiten in einem Individuum gleichsam typisch ausgeprägt entgegen treten. Generelle Züge sind natürlich zu allen Zeiten dieselben und wie Horaz die vier Lebensalter vom Knaben an, der

> sich leicht erbost durch Nichts, läßt durch ein Nichts
> Gleich wieder sich besänft'gen und verändert
> Wie ein Apriltag sich von Stund zu Stunde,

bis zu dem difficilis, morosus, laudator temporis acti schilderte, so passen sie noch heute unverändert auf die große Durchschnittszahl der Menschen.

Es concentriren sich aber auch die individuellen Eigenthümlichkeiten und gewinnen Gestalt, Form und Wirklichkeit in dem Gemeinleben der Menschen. Montesquieu sagt einmal: „Bei der Entstehung der Gesellschaften sind es die bedeutenden Männer, welche denselben Form und Eigenthümlichkeit verleihen; in der Folge aber ist es die Gesellschaft, welche den bedeutenden Männern Eigenthümlichkeit und Richtung verleiht." Das heißt doch wohl nichts anderes, als daß die Summe der Individualitäten in dem Gemeinwesen sich so fest und dauernd ausgeprägt hat, daß auch das mächtige Individuum nur nach der bestimmten Weise sich bilden und entwickeln kann.

Wir haben also — und dieses sind die Angelpunkte der Entwicklungslehre — sowohl von dem Einzelwesen Aufschluß über Leben und Eigenschaften des Gesammtorganismus zu erwarten; als auch die ungeheuer vergrößerten und durch Summirung ungemein gesteigerten Züge des individuellen Lebens uns aus dem Leben der großen Gemeinschaften zu verdeutlichen.

Wenn wir z. B. die Eigenschaften des Knabenalters — nach

der Auffassung Rohmer's — in der politischen Erscheinung des Radicalismus wieder finden, wie haben wir uns dieses zu erklären? Einfach so, daß es Menschen gibt, welche in ihrem Entwicklungsgange eine gewisse Stufe niemals zu überwinden im Stande sind; denen also die Eigenthümlichkeiten einer unvollkommneren, rückwärts gelegenen Bildungsstufe ihr ganzes Leben anhaften. Da dieser Menschen keineswegs nur wenige sind, so müssen dieselben in dem politischen Leben sich geltend machen d. h. die Gleichartigkeit ihres Temperaments, ihrer Willensrichtung, ihres Auffassungsvermögens wird sie naturgemäß zu gleichen Bestrebungen vereinigen. Wir werden nun die Eigenart und das Wesen der Knabennatur viel besser in dieser Erscheinungsform studiren können; erstlich, weil es nicht der einzelne, individuelle Mensch ist, der uns hier entgegentritt, sondern ein Collectivwesen, in welchem alle die besonderen Züge sich vereinigen und zu einem Typus ausprägen; zweitens weil in dem politischen Leben die Wirkungen des naturgemäßen Handels dieser Gattung viel bedeutender sind, sich uns also gleichsam in ungeheuerer Vergrößerung darstellen.

Dieses Beispiel wird, hoffe ich, den von mir ausgesprochenen Satz, daß man die Eigenthümlichkeit des primitiven, ursprünglichen Lebens auch an dem Vielfachen dieser Eigenthümlichkeiten, den complexen, combinirten, hochentwickelten Erscheinungsformen studiren müsse, begründen und veranschaulichen.

Es sind in dem organischen Leben zwei Eigenschaften, die demselben auf allen Entwicklungsstufen angehören und die als ungelöste Räthsel unser Staunen erwecken; diese sind:

1) Der Abschluß gegen die äußeren Wirkungen; eine Art von Isolirung, die nur nach innewohnenden Bildungsgesetzen den Einflüssen von Außen determinirende Wirkung gestattet; mit anderen Worten die Eigenschaft des Mikrokosmos, welche auch schon in der primitivsten Lebensform, der Zelle, zu Tag tritt.

2) Das Periodische in den Erscheinungsformen, jenes Wunder, welches ich in dem Abschnitte „Geist und Körper" als Wunder der

Constanz hervorgehoben habe, und welches uns die Zelle nicht nur als ein für sich bestehendes, abgeschlossenes Wesen, sondern auch als die Durchgangspforte für durchaus gleichartige oder nur um unendlich kleine Bruchtheile differenzirte Wesen erscheinen läßt.

Betrachten wir die erste Eigenschaft nochmals mit dem Lichte der vollkommenen Erscheinung.

Ich nehme als charakteristisches Beispiel den Menschen von dem Tage an, wo er sich zuerst des seine künftige Weltherrschaft bedingenden Werkzeugs bedienen lernte.

Es ist einleuchtend, wie dieser anfänglich gewiß unscheinbare Gegenstand für ihn das Mittel wurde, sich gegen die schädlichen Einflüsse der Natur zu sichern, ohne daß er selber körperlich umzuwachsen und sich umzubilden brauchte.

Nicht war es nöthig, daß seine Klauen und Zähne zu furchterregender Größe sich entwickelten, um dem Bären oder Tiger widerstehen zu können; nicht brauchte sein Körper sich mit dichtem, zottigem Fell zu behaaren, damit er die winterliche Kälte ertragen konnte: Das Werkzeug ward für den Menschen eine schützende Hülle, die als Waffe, Kleidung, Wohnung, Feuer u. s. w. ihn rings umgab, vor jeder feindlichen Wirkung bewahrte und zugleich seine Eigenart erhielt, die sich sonst unter den wechselnden Einwirkungen von Außen beständig hätte verändern müssen.

Diese äußere Hülle, dieser umgebende Schutz sondert den Mikrokosmus Menschheit von allen übrigen Wesen ab. Es ist also eine isolirende Eigenschaft, welche das bis dahin gültige Gesetz der körperlichen Umbildung und Accommodation an die äußeren Einwirkungen aufhebt.

Diese Isolirung hat bedeutende Folgen, die ich unter dem gemeinsamen Nenner: Erhaltung und Fortbildung eigenartiger Menschlichkeit zusammenfassen möchte.

a) Werkzeug und Intelligenz sind die eigentliche Waffe des Menschen geworden; es ist daher natürlich, daß er bei jeder neuen

Schwierigkeit des Lebens sich an diese wendet, daß diese sonach immer vollkommener werden.

b) Diese Differenzirung verstärkt und steigert aber auch gleichzeitig die Isolirung. Denn abgesehen davon, daß die von Jahrhundert zu Jahrhundert gehäuften Wirkungen die Constanz vermehren, wird ein Zurückfallen in den früheren raubthierartigen Zustand dadurch unmöglich, daß der Mensch diese Befähigung zu erfolgreicher Concurrenz immer mehr verliert und daher ein Rückfall in die Anwendung rein physischer Kraft seiner Vernichtung gleich käme.

Wir haben also einen isolirenden Ring, der die Menschheit und natürlich damit zugleich den einzelnen Menschen umgibt und, ihn vor verderbenden äußern Einflüssen schützend, seine eigenartige Vervollkommnung gewährleistet. Innerhalb dieses Rings bilden sich noch andere, engere Kreise aus, die eine gesteigerte Intelligenz und Kunstfertigkeit aufweisen und dadurch im Kampfe mit den feindlichen Wirkungen, unter letztere auch die Concurrenz der tiefer stehenden Menschen mitgerechnet, nothwendig siegreich sein werden. Denkt man sich nun diese Kreise als sich stets verengende, nahezu concentrische, so gelangt man schließlich zu der Annahme eines oder mehrerer — höchst potenzirter — Centralkreise, d. h. Stämme oder Völker, welche in urältester Zeit schon die eigentlichen Culturträger gewesen sind.

Machen wir nun einen ungeheueren Schritt rückwärts und gehen wir von dem elementaren Thierleben aus, so muß hier auch die erste Differenzirung und Vervollkommnung der einfachen oder zusammengelagerten Zellen, wie ein solcher schützender Kreis angesehen werden, der die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einwirkungen steigerte und darum höhere Garantien der Erhaltung bot, also durch das Empfindungs- und Willensleben und fortgesetzte Uebung immer stärker befestigt wurde. Während nun in den Kreisen der Menschheit Intelligenz und vervollkommnete Werkzeuge das Unterscheidende der immer engeren und vollkommeren Kreise sind, müssen wir in dem Thierleben die allmählich vervollkommneten Organe der Auffassung des Aeußeren und der Abwehr gegen die un-

günstigen Einflüsse von Außen dafür nehmen. Daß sich hier viel mannigfaltigere und zahlreichere Innenkreise ausbildeten, hat darin seinen Grund, daß das Thierleben viel mehr unter dem Einflusse der Isolation steht, während bei den Menschen ein häufiger Contact der einzelnen Stämme, im Bunde mit Nachahmungstrieb und Mittheilung durch die Sprache viele abgeschlossene Kreise in einander fließen und somit in historischem Fortgang immer Einen herrschenden, mächtigeren, weil vollkommeneren erscheinen läßt.

Es ist also, wie ich ich schon früher dargethan, in den nach Innen zu immer enger werdenden Kreisen eine stete Beschränkung sowohl in Bezug auf Form als auf Stoff anzunehmen, Selection aus Selection: darin liegt das Geheimniß der fortgesetzten Differenzirung, der Anfang und Fortgang des höheren Lebens, nur durch diese Beschränkung sind fort und fort höhere Wirkungen zu ermöglichen. (Vgl. Abschnitt 4.)

Haben wir nun im Vorausgehenden zwei kolossale Peripherien gezeichnet, von denen die eine das Menschenreich mit seiner fortgesetzten eigenartigen Differenzirung umfaßt, die andere das gesammte Thierreich von seinen — für uns ersten, elementaren Anfängen bis zu seinem vollkommensten Erscheinungen, so müssen wir das gleiche Gesetz und Bildungsstreben wohl auch auf jene für uns in tiefstes Dunkel gehüllten Anfänge des Lebens übertragen.

Wie viele, wie ungeheuere Kreise hier anzunehmen sind, wir wissen es nicht. Ob die Natur ehe sie zur Bildung der Zelle gelangte nicht auch Perioden durchlaufen mußte, wie sie vom elementaren Leben zum vollkommenen Säugethier, von diesem zum primitiven Menschen, von diesem dann zum vollkommenen Culturmenschen führte — wir können es nicht entscheiden. Es ist das Reich des unendlich Kleinen, das sich unserer Beobachtung entzieht. Da wir aber das gleiche Naturgesetz in allen nach so mannigfaltigen Formen des organischen Lebens wirksam sehen, so sind wir genöthigt, dasselbe auch als Schlüssel für jenes erste und größte Wunder — das Auftreten der Organismen — anzusehen.

Es muß demnach ein erstes Schaffen von organischen Grundstoffen angenommen werden durch chemische und elektro-lytische Einwirkungen. Diese Grundstoffe mußten sich zusammenlagern, zu Einheiten verbinden, die dann wieder zu besonderen Formen sich beschränkten, diese Formen unter dem Einflusse allgemeiner und partieller Wirkungen veränderten, sich differenzirten, bis endlich die erste gegliederte Zelle entstand, die nach Außen abgeschlossen einen Mikrokosmus bildete, der den elementaren Einwirkungen widerstehen, oder nur in eigenartiger Veränderung denselben gehorchen konnte. Da aber damals gleichartige Verhältnisse überall walteten, so mußten diese ersten organischen Bildungen in einer bestimmten Zeit überall auftreten, das Wasser das Urprincip alles Lebens sich mit denselben anfüllen und so der Bildungsstoff zu vollkommenerem Leben in großer Menge auf der ganze Erde verbreitet sein.

Diese Auffassung unterscheidet sich demnach von der bisher allgemein geltenden dadurch, daß ich die Zelle nicht als Ausgangspunkt des organischen Lebens, nicht als ein durch Zusammenwirken elementarischer Kräfte Entstandenes, sondern selbst als einen Schlußpunkt zahlloser vorausgehender Schöpfungsformen, die sich in großen Kreisen entwickelten und zusammensetzten, ansehe.

Diese Auffassung wird eine bedeutende Unterstützung und Wahrscheinlichkeit gewinnen durch die Betrachtung des zweiten Punktes, der als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des organischen Lebens ins Auge zu fassen ist: der periodischen Erscheinungen.

Beim Anhören eines größeren Musikstücks vernimmt unser Ohr und damit auch der innere Sinn, daß gewisse große Complexe von musikalischen Figuren, die zu einander in einem rhythmischen Zeitverhältnisse stehen, aufeinanderfolgen, sich ablösen und zu dem Aufbau des Ganzen harmonisch zusammenwirken. Diese großen Complexe bestehen wieder aus einzelnen Theilen, die sich zu denselben grade so verhalten, wie diese zum Ganzen. Und so gelangen wir denn von Theil zu Theil bis auf die einzelnen Taktstriche, welche als elementare Grundbewegung den Rhythmus des Ganzen beherrschen

und erst für uns verständlich machen. Aber — diese Takteintheilung wäre selbst unmöglich, wenn nicht eine aus unendlich kleinen rhythmischen Folgen bestehende Bewegung derselben wieder als Grundelement diente: das sind die Schwingungen der Saiten oder Instrumente.

Nicht anders kann es mit dem Leben sein.

Die Periodicität, welche uns in ungeheueren Complexen entgegentritt, muß von Stufe zu Stufe sich verfolgen lassen bis zu gewissen Einheiten, die wir als die Anfänge periodischer Bewegung aufzufassen haben. Denn das sagt uns unser logisches Denken, daß große Perioden sich nur aus kleineren aufbauen können, daß demnach die kleinsten Perioden das Material sind, aus welchen in fortschreitender Zusammenfassung immer größere sich ergeben. Dies ist der einzige Schlüssel, den unser Denken für die wunderbare und räthselhafte Erscheinung der sich selbst erneuenden Generationsformen zu finden vermag.

Der ungeheuere Entwicklungsgang der Menschheit, er findet in Rotationen statt, welche jetzt einzelne Völker in tausendjähriger eigenen Entwicklung ausführen. Göthe vergleicht denselben einer ungeheueren musikalischen Fuge; die Stimmen der Völker, sagt er kommen der Reihe nach dran. Völker aber beginnen ihr Leben, entwickeln die in ihnen wohnenden Anlagen und Bildungskeime, welche der Menschheit zu Gute kommen und treten dann zurück, einem neuen, jugendlich kräftigeren, nicht ausgelebten die Stelle einräumend.

Wie innerhalb des Volkes die einzelnen Glieder — Stämme — die Führung übernehmen und das ganze Volk mit ihrem Leben durchdringen, das tritt nirgends deutlicher hervor, als in der Geschichte der Griechen und der Deutschen.

So von Stufe zu Stufe zurückforschend gelangen wir endlich zu dem scheinbar einfachen Element, dem Individuum, Einzelmenschen. Auch er beginnt und vollendet in regelmäßiger Periodicität sein Leben.

Dieses Einzelleben baut sich selbst aber wieder aus einer unge-

heueren Vielheit von Formen und Gliedern auf, in denen eine periodische Aufeinanderfolge, ein sich Ablösen unverkennbar ist.

Es ist also der Mensch, wie das Thier, ein Complex von periodischen Erscheinungen, die sich schließlich wieder auf das für uns einfachste Leben, die Zelle, zurückführen lassen. Auch diese Zelle beginnt und vollendet ihr Leben, indem sie in der ungeheueren Bedingtheit durch alle Theile des Organismus diejenige Umwandlung eingeht, welche gerade an der bestimmten Stelle eintreten muß. Sie übernimmt eine Function, wie der Einzelmensch nach den Zufälligkeiten seiner Geburt in der bestimmten Familie, Stamm, Volk, Zeit, Stand u. s. w.

Wollen wir nun auch diese Zelle als den Schlußpunkt vorausgehender Entwicklungen ansehen, und was hindert uns das primitive, scheinbar so einfache Zellenleben nicht auch als ein ungemein zusammengesetztes aufzufassen, welches sein Dasein in einer für uns kleinen, für es großen Zeit erfüllt, so könnten wir auf eine periodische Bewegung gelangen, die als erster Anstoß, als Beginn des Lebens gedacht werden kann, nämlich die Aetherschwingungen in Licht und Wärme.

Daß der Anfang, wie der Fortgang alles Lebens auf chemischen Zersetzungen beruht, daß diese nur ermöglicht werden durch die Einwirkungen des Lichts und der Wärme, ist eine heutzutage jedem Kinde bekannte Thatsache.

Es wäre demnach der erste Bildungsstoff des Lebens als durch Aetherschwingungen in Bewegung gesetzt anzunehmen. Alle weiteren Verbindungen und Perioden sind als ein Vielfaches dieser ursprünglichen und stets fortdauernden Bewegung anzusehen. Dem Aufnehmen und Ausscheiden muß in dem elementaren Leben dieser Rhythmus zu Grunde liegen. Die regelmäßigen Bewegungen des Athemholens, des Herzschlags, sie müssen in letzter Instanz als ein Vielfaches unendlich kleiner rhythmischer Bewegungen gedacht werden.

Recht schön versinnlichen läßt sich dieser Gedanke, wenn wir die Drehung eines Pflanzenblattes nach dem Licht ins Auge fassen.

Diese Drehung kann nur das Resultat unendlich kleiner Zuckungen sein. Hat die Drehung gerade in zwölf Stunden stattgefunden, so brauchen wir nur jeden Tag den Topf herumzuwenden, um aus unendlich kleinen periodischen Bewegungen größere Perioden hervorzubringen. Manche Pflanzen führen diee Bewegung nach dem täglichen Gang der Sonne aus; hier wirkt also eine andere in der Natur vorhandene Periode, die Drehung der Erde bestimmend ein.

Daß neben der periodischen Bewegung der Aetherthеilchen auch die anderen großen Perioden in den Naturerscheinungen, als Tag und Nacht, Ebbe und Flut, Jahreszeiten u. s. w. auf das Leben der Pflanzen und Thiere von entscheidender Wirkung sind, das wissen wir aus täglicher Erfahrung.

Es gibt Pflanzen, denen durch die lange Erziehung die Periodicität so eigen geworden, daß sie nach der entgegengesetzten Hemisphäre gebracht, zur Stunde des Sonnenaufgangs in ihrer Heimat die Blütenkelche öffnen, obschon da in ihrem jetzigen Standort die Nacht anbricht.

Wie sehr die Periodicität dem angeborenen d. h. in langen Zeiträumen angewohnten Rhythmus entspricht, beweist das Beispiel jener hybriden Nymphäa, die man durch Befruchtung mittelst zweier verschiedenen Exemplare gezüchtet hatte, von denen das eine seine Blüten um 6 Uhr Morgens, das andere um 6 Uhr Abends öffnete. Die aus dieser Kreuzung hervorgehende Varietät erschloß den Blütenkelch genau um 12 Uhr Mittags.

Daß unsere Bäume auch in dem Klima der immergrünen Laubhölzer ihre Blätter abwerfen, wenn bei uns der Winter kommt, ist Thatsache. Alle diese Erscheinungen, die zu tausenden bekannt sind, lassen sich nur durch eine rhythmische Bewegung der inneren Entwicklung erklären. Das Auf- und Absteigen des Lebens geht in großen Perioden voran, die selbst wieder aus unzähligen kleinen bestehen. Es ist die combinirte Thätigkeit der Aetherbewegung und der tellurischen Perioden in tausendjähriger Züchtung.

Was in langer Züchtung angewöhnt ist, läßt sich nur allmählich

wieder abgewöhnen, d. h. künstliche Gegenwirkung als verlangsamender oder beschleunigender Rhythmus wirkt auch erst in sehr großen Zeiträumen. Als die Camellien in Europa eingeführt wurden, galten sie als Frühlingsblumen; später brachte man sie in den letzten Wintermonaten, noch später um Weihnachten, jetzt schon im Herbst zur Blüte. Die künstliche Züchtung beschleunigte den Rhythmus der inneren Bewegungen.

Wir sehen die großen periodischen Veränderungen auf unserer Erdoberfläche maßgebend und formgebend auf das Leben der organischen Wesen einwirken. Es sind constante Rhythmen, die sich auf unserer Erde seit undenklichen Zeiträumen wiederholen. Dieselbe Rhythmik hat sich dem organischen Leben aufgeprägt. Wie wollten wir uns nun der Schlußfolgerung entziehen, daß ein anderer constanter Rhythmus, die Schwingungen der Aetherteilchen, die als Licht und Wärme bei allen chemischen Processen auftreten, nicht die ersten Motoren der organischen Lebensthätigkeit gewesen sind?

Die entstehenden und vergehenden Generationen erhalten und entwickeln das Leben der Völker, der Menschheit; die entstehenden und vergehenden Zellgewebe erhalten und entwickeln das Leben der einzelnen Wesen, Pflanzen und Thiere. In all dieser Bewegung ist ein regelmäßiger Takt. Wie wäre dieser Takt möglich, wenn nicht auch dem Bildungsstoffe der einzelnen Zellen eine regelmäßige, rhythmische d. h. periodische Bewegung zu Grunde läge? Und wo können wir diese anders herleiten, als aus den Aetherschwingungen? Größere periodische Abschnitte lassen sich leicht aus Summen von zahlreichen kleinen Perioden herleiten; die Taktstriche fassen die zahlreichen, regelmäßigen Schwingungen zusammen.

So tief unser Auge mit Hilfe des Mikroskops in das Reich des unendlich Kleinen eindringt, es bemerkt stets die wunderbarsten, symmetrisch gelagerten Formtheilchen; diese regelmäßigen Formen können nur die Wirkung von unendlich kleiner Arbeit, d. h. ungeheuer schneller, periodischer Bewegung sei.

Die Infusorien, welche trotz ihrer Kleinheit bereits höchst eigen-

thümliche differenzirte Organismen darstellen, beweisen, wie unendlich klein das ursprüngliche Material war, aus welchem sich das organische Leben aufbaute*). Hieran schließe sich noch folgende Bemerkung:

Thiere, welche bei so außerordentlicher Kleinheit bereits höchst eigenthümlich mit Bewegungs-, Verdauungs- und anderen Organen gegliedert d. h. individualisirt erscheinen, konnten unmöglich den Ausgangspunkt für künftige, vollkommenere Thierformen bilden. Sie waren eben ihrer Kleinheit wegen bestimmt, größeren Thieren als Nahrung zu dienen. Das höhere Thierleben dagegen konnte nur aus größeren, möglichst indifferent gestalteten Formenelementen — Zellen — sich entwickeln, welche eben wegen ihrer Indifferenz sich leichter an einander schließen, ein Gemeinleben führen und erst aus diesem Gemeinleben heraus — durch die Differenzirung der einzelnen Zellencomplexe im Dienste des Ganzen — sich ihre eigenthümlichen zu größeren Wirkungen befähigten Organe bildeten.

Wir hätten demnach als Ursprung des höheren Lebens zwei Factoren anzunehmen, nämlich 1) die oben erwähnte Isolirung gegen äußere Wirkungen und 2) die möglichste Gleichartigkeit und Indifferenz der einzelnen Formelemente oder Individuen, welche den größtmöglichen Contact und gegenseitige Bedingtheit zur Herstellung des Gemeinlebens bewirken.

Wir vermögen diesen Gedanken sehr wohl auf das Gebiet des Geistigen zu übertragen und ihn so zu veranschaulichen. Egoistische, nur im materiellen oder auch geistigen Genusse ihrer eigenen Persönlichkeit lebende Individuen, sie sind als vielgliedrige Einzelwesen aufzufassen, welche aus der sie umgebenden Sphäre nur die Mittel zu ihrem höchst eigenartigen Leben an sich ziehen. Ein Staat, ein Volk in welchem die einzelnen Bürger diese Richtung genommen, wird immer schwächer werden, als ein anderer, in dem das Gemein-

*) Die neuesten herrlichen Forschungen des genialen E. Häckel haben ergeben, daß die Infusorien allerdings der gegliederten Einzelzelle entsprechen. Hiernach müßte obiger Satz modificirt werden.

gefühl einen großen Theil des Lebens der Einzelnen ausmacht. In der That zeigt uns die Geschichte, daß gewisse Zeiten des höchsten materiellen Aufschwungs, des verfeinerten Lebensgenusses (selbst in Wissenschaft und Kunst) den Anfang des Verfalls bezeichnen. In den rohen oder gesunden Anfängen des Gemeinlebens dagegen beherrscht das Stammgefühl derart alle Einzelwesen, daß sie ganz und gar in demselben aufzugehen scheinen. Die Todesverachtung und der unglaubliche Stoicismus, mit welchem die Indianer die ihnen bereiteten Qualen ertrugen, sind keineswegs bloß auf ihre größere Nervenstärke zurückzuführen; sie sind wohl hauptsächlich aus dem Stammesstolz zu erklären. Klein und unbedeutend waren die Privathäuser der Römer in ihrer guten Zeit, aber groß und prächtig die Tempel und öffentlichen Gebäude.

VII.

Pflanze und Thier.

Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild,
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Alle lebendigen Glieder.
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres
Und die Weise zu leben sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück.

Goethe.

Gewebe und verflochten werden, einen [illegible] anatomisch höheren Organismus aus [illegible] aus gleichartigen Zellen bestehenden [illegible]. Es ist [illegible], daß bei den letzteren [illegible] Wirkungen [illegible] Bedingungen [illegible] — Wärme, Licht, [illegible] nicht zugänglich ist, was [illegible] schon bei der Umfläche [illegible]. Die nach oben liegenden Zellen [illegible] Lichtes intensiver gefärbt sein, [illegible] [illegible], während [illegible] liegend, dem Sonnenlicht wenig [illegible] sich nur bedingt weiter [illegible] Stelle [illegible] verschafft. Wir haben [illegible] große [illegible] und Wurzel — in seiner primitivsten [illegible].

Der animalische Organismus — [illegible] bestehen [illegible] werden als im Walde [illegible] [illegible] der [illegible] sehr natürlich, daß die peripherischen [illegible] mismus, und je [illegible] [illegible]

Es möge uns verstattet werden, einen möglichst einfachen animalischen Organismus uns vorzustellen, ein Gegenstück zu der aus gleichartigen Zellen bestehenden Urpflanze. Es ist natürlich, daß bei der letzteren Förderungen und Störungen des Wachsthums eintreten müssen, je nachdem ein Theil der Zellen den günstigen Bedingungen desselben — Wärme, Licht, Ernährungsstoffe rc. — mehr zugänglich ist, als der andere. Hier hätten wir demnach auch schon bei der Urpflanze den natürlichen Anfang der Differenzirung. Die nach oben liegenden Zellen müssen durch die Einwirkung des Lichtes intensiver gefärbt sein; sie sind unbeschränkt in ihrer Aufeinanderlagerung, während die unteren Zellen z. B. auf Stein aufliegend, dem Sonnenlicht wenig zugänglich, farblos sein werden und sich nur dahin weiter entwickeln können, wo Löcher und Risse im Steine es ihnen verstatten. Wir hätten also das so vielfach ausgeprägte Gestaltungsprincip der vollkommnen Pflanzen — Stamm und Wurzel — in seiner primitivsten Erscheinung.

Der animalische Organismus — in Bezug auf das Wachsthum denselben Gesetzen folgend wie die Pflanze — möge angenommen werden als im Wasser schwimmend, die gleichartigen Zellen zur einfachsten Urform, der Kugelgestalt zusammengelagert. Es ist nun sehr natürlich, daß die peripherischen Zellen, die Grenze des Organismus, und in direkter Wechselwirkung mit dem umgebenden Medium stehend, eine eigenthümliche von der Function der inneren

Zellen etwas verschiedene Rolle werden spielen müssen. Nehmen wir an, ihre äußere Hülle, Zellenwand oder Haut, habe durch Endosmose *) aus dem Wasser die Ernährungsstoffe der Einzelzellen, welche dieselben gleichfalls endosmotisch dem Gesammtorganismus zuführen, aufzunehmen. Je nach der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse — namentlich der Wirkung der Wärme, der chemischen Zersetzung durch das Licht, dem Vorhandensein stärker angezogener, weil der Ernährung zuträglicher Stoffe — wird diese Endosmose lebhafter oder träger vor sich gehen, was wir uns wohl auch nicht gut anders vorstellen können, als daß die unendlich feinen Capillargefäße die Fähigkeit haben sich mehr zu erweitern oder zu verengen. Diese Function der äußeren Zellen muß nun aber nothwendig in einen gewissen Rapport zu den inneren Zellen treten, welche in Bezug auf ihre Ernährung auf die äußeren angewiesen sind d. h. die Capillargefäße auch der inneren Zellenwände müssen gleichmäßig angeregt werden durch die Veränderungen der äußeren. Wir haben demnach einen von dem peripherischen Leben ausgehenden Impuls zu constatiren, der sich durch alle Wandungen der inneren Zellen fortpflanzt bis zur Centralzelle. Die Ausscheidungen müßten natürlich den entgegengesetzten Weg nehmen.

Im Pflanzenleben nun ist dieser Ernährungs- und Ausscheide-Proceß ein durchaus direkter; das peripherische Leben ist entscheidend für Wachsthum oder Absterben der Pflanzen. Unter der Anregung des Sonnenlichtes nimmt die äußere Hülle ebensowohl die nützlichen als die verderblichen Stoffe auf; eine Auswahl zu

*) Ich gebrauche in dem ganzen Aufsatze der Kürze halber dieses Wort. Ich weiß recht wohl, daß die neuere naturwissenschaftliche Anschauung die Endosmose in viel engerem Sinne nimmt. Man möge hier also moleculare Zwischenräume sich denken oder noch besser, daß die Moleculen in steter Bewegung sind, daß also die von außen fortschreitende flüssige Molecüle zwischen den schwingenden Molecülen der Zellwand eintreten könne. Bei höherer Wärme, bei der Einwirkung der höheren Schwingungszahlen des Lichts wird die Bewegung lebhafter, also das Eindringen verstärkt. In diesem Sinne bitte ich die Worte „Endosmose, Capillarien, stärkere Anziehung" zu verstehen.

treffen, ist die Pflanze nicht im Stande. Leben und Verderben geht von den äußeren Theilen mit physikalischer Nothwendigkeit den inneren und dem Gesammtorganismus zu.

Hier haben wir bei dem animalischen Organismus eine ganz verschiedene Weise, sofern das Empfindungsleben gleich bei Beginn einen Hauptantheil an der Entwicklung desselben nimmt. Angenommen, ein wohlthuender Reiz bestimmt die peripherischen Zellenwände zu lebhaftem Stoffaustausch, so warten die inneren Zellen nicht, bis die Reihe an sie kommt, sondern ihre Disposition zur Antheilnahme an diesem Proceß findet fast augenblicklich statt. Die Wirkung von der Peripherie nach den Centraltheilen — in innigem Causalnexus gedacht — setzt aber voraus, daß eine ähnliche oder gleichartige Wirkung auch von den Centraltheilen nach der Peripherie eintreten kann. Und so ist es denn möglich, daß eine üble Disposition, von den Centraltheilen erst nach der Summirung ihrer Wirkung empfunden, auf das peripherische Organ in einer Weise wirkt, daß dieses sich weiterer Aufnahme verschließt und nur noch die Ausscheidung begünstigt.

Dieses ist das Bild, welches wir uns von dem ersten Aufdämmern des animalischen Lebens, da wo sich dasselbe von dem Pflanzenleben abzweigt, um der Begründer des ungeheueren vielgestaltigen Thierreichs zu werden, machen können. Der Impuls ausgehend von dem peripherischen Leben, nach innen sich fortpflanzend, dort summirt und wieder gleichmäßig nach Außen wirkend ist die erste Stufe. Als nächste Stufen der Vervollkommnung könnte gedacht werden 1) ein selbständig von den inneren Zellen ausgehender Impuls, wodurch die peripherischen Theile angeregt würden (z. B. durch das Bedürfniß der Ernährung), 2. daß schon der erste Beginn einer schädlichen Aufnahme sich sofort nach den Centraltheilen fortpflanzend auch alsbald die Repulsion hervorriefe.

Wir haben hier also gleich bei den Urformen eine Gegensätzlichkeit des Pflanzen- und Thierlebens zu constatiren. So nahe sich die äußeren Formen, der Vorgang der Ernährung u. s. w. in dieser

primitiven Unvollkommenheit auch stehen mögen, unser logisches Denken zwingt uns, die Dichotomie oder Zwiespältigkeit des pflanzlichen und thierischen Lebens da anzunehmen, wo in dem letzteren das Empfindungsleben aufdämmert. Die uns bekannten vollkommenen Formen — potenzirte Erscheinungen des durch fortgesetzte Anregungen summirten Lebens — werfen nothwendig Licht auf die ursprünglichsten Vorgänge. Das peripherische Leben ist maßgebend für die Pflanze, ihre Organe sind demnach alle so gebildet, daß die Pflanze möglichst viel Oberfläche dem umgebenden Medium darbiete. Interessant wäre die Berechnung, wie viel Flächenraum die aneinandergelegten Blätter z. B. eines Eichbaums einnehmen würden, das Resultat natürlich doppelt nehmen. Ebenso könnte die Wurzelverzweigung einer jeden Pflanze in der Art, wie man das Stromgebiet eines Flusses berechnet und mit Rücksichtnahme auf möglichst günstige Verhältnisse, wobei Hemmungen und Störungen, wie Felsen u. s. w. wegzudenken wären, als ein Charakteristicum der Pflanze selbst ermittelt werden. Immer wird man finden, daß die eigentliche Tendenz der Pflanze ist, ein möglichst großes peripherisches Leben zu entfalten. Dies gilt auch von den niedersten Pflanzen, Thallophyten, Flechten, Moosen, Farnkräutern. Pilze und Schwämme weichen allerdings davon ab, bei ihnen ist aber auch das Vorwiegen des Stickstoffgehalts merkwürdig und gibt ihnen gewissermaßen eine Zwischenstellung zwischen Pflanze und Thier. Wenig Aufschluß gibt daher auch die Erforschung der Pflanzenphysiologie für die richtige Eintheilung und natürliche Systematik der Gewächse; ihre Organe liegen alle nach Außen, sie berühren direkt die sie ernährenden Medien. Leben und Tod der Pflanze hängt von dieser Peripherie ebenso direkt ab. Der Frost, der die Blätter erstarren macht oder die Bastzellen zersprengt, tödtet die Pflanze in einem Augenblick, von der faulenden Wurzel, von dem durchschnittenen Bast, von den vertrockneten Blättern geht der Tod in die Pflanze ein. Die Triebe mancher Pflanzen können sich ungeheuer in die Länge strecken, um die günstigen Bedingungen ihres Wachsthums zu gewinnen. Das

peripherische Leben gestattet auch einen Zusammenhang zwischen zahllosen Individuen, wie bei der Asvâtha, dem heiligen Feigenbaum der Hindus, welche Luftwurzeln in den Boden senkt, aus denen neue Pflanzen emporsprießen, so daß ein Zusammenhang oft zwischen den Bäumen eines ganzen Waldes hergestellt ist, ein Verhältniß, das unsere Gärtner bei den sogenannten Cordons künstlich erreichen. Dagegen waren die siamesischen Zwillinge ein Unicum, das die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte. Man beachte ferner die Tendenz der breiten Entfaltung des peripherischen Lebens bei so vielen Pflanzen mit colossalen Blättern, deren Größe noch künstlich gesteigert werden kann, wie Rheum, Caladium, Canna, Arum u. s. w., bei den Nymphäen, deren oft gigantische Blätter auf der Wasseroberfläche schwimmen, während Graminaceen und Coniferen die mangelnde Oberfläche ihrer Blätter durch die übergroße Zahl derselben zu ersetzen suchen; man bedenke, daß zwar dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, daß dagegen die kriechenden Pflanzen ihre Ranken auf ungeheure Entfernungen aussenden können, man denke an die Riesentange, aus welchen die moderne Geologie die ungeheuren Steinkohlenlager entstanden sein läßt. Rechnet man noch hinzu, daß das Holz, welches uns als ein so wesentlicher Theil des Baumes erscheint, nichts weiter ist, als ein im Innern abgelagerter todter Stoff, so wird man finden, daß die Natur deutlich genug das wahrhaft Charakteristische des Pflanzenlebens, das Leben durch und vermöge ihrer peripherischen Organe uns in die Augen leuchten läßt. Man wende nicht ein, daß verdickte Wurzeln, Knollen, Rüben, Blatt- und Blütenstengel ꝛc. vorkommen; das sind nur Durchgangspforten zum eigentlichen Pflanzenleben, Reservoirs, in denen sich aufgespeicherter Stoff ansammelt, der im kommenden Frühjahr zur Bereitung der peripherischen Organe verwendet werden wird.

Gegenüber dieser Tendenz des vegetativen Lebens tritt uns in der Thierwelt sofort das Centralleben entgegen. Bei meinem obigen Versuche ein möglichst einfaches, fast auf gleicher Stufe mit

den primitivsten Pflanzen stehendes animalisches Leben anzunehmen, gestaltete sich die Sache gleichsam von selbst so, daß ein Zusammenwirken aller Theile nach dem Centrum hin sich als nothwendig ergab. Und worin liegt dieser merkwürdige Unterschied? Lediglich in dem, was uns als wesentliche, als neu hinzugekommene Eigenschaft in dem animalischen Leben gegenüber dem pflanzlichen bekannt ist, in der Empfindung. Ja dieser geheimnißvolle Rapport zwischen den einzelnen Zellen ist es, welcher die an der Peripherie stattfindenden Vorgänge nach innen fortpflanzt, cumulirt und steigert. Stärker muß der Empfindungsreiz auf die Centralzelle wirken, wenn wir denken, wie wir nicht anders können, daß er von allen sie umgebenden Zellen auf dieselbe ausgeübt wird; stärker muß ihr Bestreben sein, die auszuscheidenden Stoffe durch alle Zellenwände hindurch nach der Peripherie zu treiben; stärker ihr Widerstand, wenn sie gesättigt ist, gegen weitere Aufnahme von Nährstoffen. Größer muß auch ihre Wärme sein, da sie rings von wärmeentwickelnden chemischen Zersetzungen umgeben ist. Freier muß sie sich auch fühlen und gebundener zugleich; freier, da die Zufuhr ihr von den Nachbarzellen vermittelt wird und sie nicht, wie eine peripherische Zelle von den Zufälligkeiten günstiger oder ungünstiger Bedingungen abhängt, vielmehr Alle ihr contribuiren; gebundener, da sie ihre Existenz lediglich ihren Nachbarinnen oder der Gesammtheit verdankt, deren Anziehen oder Abstoßen sie zu überwinden hat, welches zwar ihre Kraft erhöht, aber doch nur innerhalb einer gewissen Grenze möglich ist, denn ganz andere Widerstände hat sie ja zu besiegen, als die der Peripherie näheren Zellen. So haben wir demnach bei den einfachst-möglich gedachten animalischen Organismen sofort eine Tendenz zum Centralleben anzunehmen. Uebertragen wir diese Verhältnisse auf die hochstehenden, mannigfaltig gegliederten Organismen, so finden wir Centralorgane, denen die äußeren Glieder dienen, indem sie ihnen Nahrung zuzuführen bestimmt sind. Wir wollen aber lieber gleich — und schon im Alterthum geschah dies durch Menenius Agrippa — analoge Verhältnisse im bewußtesten Leben aufsuchen und uns etwa eine mensch-

liche Gesellschaft denken, von der einzelne Mitglieder — Centralorgane — von den anderen genährt, geschützt, erhalten werden, während die größere Mehrzahl (peripherische Zellen) in Kampf, Noth und Arbeit mit den zum Theil ungünstigen äußeren Lebensbedingungen sich abmühen. Der Contact, die Fühlung ist vorhanden zwischen allen; leichter und müheloser reißt eine der peripherischen Zellen sich los; sie findet überall ihres Lebens Unterhalt; sie wird weniger vermißt, an ihre Stelle tritt eine andere, die ihre Function übernimmt. Mögen nun diese Zellen Sclaven, Plebejer, Handwerker, Leibeigene sein; so sind die Centralzellen Patricier, Adelige, herrschende Stände, Priester oder Krieger. Sie sind durch ihren Sitz in dem Inneren des Organismus gebundener, ihr Leben hängt von der Thätigkeit der übrigen ab, es ist demnach scheinbar freier, müheloser; aber sie haben eine direkte — moralische oder gebietende — Wirkung auf die gesammte Peripherie auszuüben; hört diese Wirkung auf, wird sie schwächer, dann läuft der Organismus Gefahr, sich aufzulösen. In letzterem Falle werden die peripherischen Zellen leichter zu einem neuen Organismus sich zusammenfinden, während die Centralzellen, ungewohnt in direkter Verbindung mit den äußeren Lebensbedingungen zu stehen, vielleicht zu Grunde gehen. Dies ist auch der Grund, weßhalb der ganze Organismus abstirbt, wenn die peripherischen Zellen den ungünstigen äußeren Verhältnissen erliegen und weßhalb, wo solche Gefahr droht, die Centralorgane ihre ganze Kraft aufbieten, um das peripherische Leben zu energischem Widerstand anzuspannen.

Kehren wir wieder zu unserem einfachsten, animalischen Organismus zurück. Gesetzt der Fall, die äußeren Zellenwände der peripherischen Zellen befänden sich in einer Flüssigkeit, welche zeitweilig mehr nachtheilige Stoffe für das Leben des Ganzen enthielten. Wir haben früher angenommen, daß die Endosmose unter dem Einflusse von Licht und Wärme bald stärker, bald schwächer stattfinde. Dies konnten wir nur durch eine Erweiterung oder Verengerung der capillarischen Röhrchen uns erklären. Selbstverständlich erscheint es,

daß wenn die Empfindung ungünstiger Nahrungsaufnahme nach Innen fortgepflanzt wird, ein von Innen ausgehender Impuls diese äußeren mit der Flüssigkeit direkt communicirenden Zellenwände veranlassen wird, ihre Capillarien zu verengen oder zu schließen. (Wir können uns die Sache etwa so denken, daß diese Gefäße allmählich die Fähigkeit gewännen, sich nach Außen oder Innen zu verengen, im ersteren Falle müßten sie natürlich die Ausscheidung, im letzteren die Aufnahme erleichtern.) Nicht unwahrscheinlich ist es nun aber, daß die Einzelzelle allmählich ausgebildet würde zu direkter Wahrnehmung des äußeren Mediums, d. h. daß sie die Befähigung gewänne, zwischen günstigen und schädlichen Stoffen eine Auswahl zu treffen. Denken wir uns nun, ein Theil der Zellen sei einem angenehmen, ein anderer einem unangenehmen Reiz ausgesetzt, so ist natürlich, daß ersterer seine Gefäße öffnet, letzterer schließt und wir hätten demnach eine wenn auch noch so unmerkliche Bewegung oder Locomotion der umschließenden Peripherie des Gesammtorganismus anzunehmen. Diese Bewegung hat nun offenbar das Resultat, daß eine größere Fläche der Peripherie in günstiger, eine kleinere in ungünstiger Ernährungsflüssigkeit sich befindet. Denken wir uns diese Contractilität und Ausdehnungsfähigkeit, wer weiß wie viele Jahrtausende, fortgesetzt, so konnte doch wohl durch centralische Impulse diese Bewegungsfähigkeit der äußeren Hülle so weit gesteigert werden, daß dieselbe sich in ihrer Gesammtheit günstigeren Lebensbedingungen zuwandte, von unangenehmen Einwirkungen dagegen sich zurückzog. Und somit hätten wir die ersten Anfänge des Gesammtempfindungslebens und der Gesammtbewegung des thierischen Organismus.

Empfinden und Bewegen, die beiden Grundeigenschaften des Stoffs, sie müssen nothwendig im thierischen Leben zu immer größerer Vollkommenheit sich entwickeln: ersteres zu erhöhter Einheitlichkeit und somit Klarheit, letzteres zu stets größerer Mannigfaltigkeit und Wirkung auf weitere Kreise. Daß diese Vervollkommnung eine nothwendige Folge der Entwicklung sein muß, geht aus folgender Er=

wägung hervor: Der Fülle des Stoffs mit unaufgeschlossenem Empfindungsleben stehe gegenüber die primitivste animalische Bildung mit erwachender Bewußtheit — also Wohlgefühl, Abneigung, Wille. Der Natur der Empfindung und des Willens entspricht es, daß ein zweckmäßiges Thun eintritt, welches das ganze Sein des Wesens erhöht; zu diesem Sein gehört aber wesentlich auch gerade die Empfindung und der damit zusammenhängende bewußte Wille. Wir haben also einerseits die Masse des willenlosen, gleichgiltigen, nicht zum Bewußtsein gelangten Stoffs, andererseits zwar noch sehr schwaches, aber stetiger Vervollkommnung fähiges bewußtes Leben. Da muß denn nothwendig geschehen, was wir in der ganzen Weltgeschichte bestätigt finden, daß das zweckbewußte Thun gegenüber dem Willenlosen siegreich bleibt, seine eigene Kraft und Machtsphäre steigert und so mit von Stufe zu Stufe weniger Gefahr läuft, zu erliegen, mit mehr Nachdruck, Erfahrung und Klarheit sein eigenes Selbst erhält und vervollkommnet. Die ersten Siege der Römer über die italischen Völker waren die Frucht unsäglichen, mühsamen Ringens, im Laufe der Zeiten erhöhte sich die Kraft, wie das Selbstbewußtsein und assimilirte sich zugleich mehr äußeren Stoff, d. i. die Völker, die sie unterwarfen; so kam denn eine Zeit, in welcher die Anstrengungen geringer und die Erfolge ungeheuer waren. Ebenso liegt es in der Natur des empfindenden Theils der Schöpfung, daß er mehr und mehr sich den nicht zum Empfindungsleben erwachten unterwirft. Denn der todte Stoff verharrt, der belebte steigert von Jahrtausend zu Jahrtausend seine Kraft.

Gebrauchen wir die üblichen Ausdrücke: „Geist und Materie, so können wir das Gesetz folgendermaßen ausdrücken: Die Materie wirkt sowohl gegensätzlich d. h. nachtheilig als fördernd auf den Geist. Letzterem ist es — da er als Wille auftreten muß — gegeben, die Gegensätze zu bekämpfen, die Förderungen zu verstärken. Der Kampf ist also ein sehr ungleicher und sein Ausgang nicht zweifelhaft.

Für die Erkenntniß des Centralbewußtseins gibt uns die Natur in den unvollkommneren Thierformen wichtige Aufschlüsse. Der

Polyp, den man nach der Längen- und Queraxe durchschneiden kann, und dessen beide Theile dann wieder zu einem vollständigen Thiere auswachsen, ist ein passendes Beispiel des noch nicht centralisirten Bewußtseins und Lebens. So lange die beiden Theile zusammen waren, waren sie von einander bedingt, wußten sie von einander, Empfindungs- und Bewegungsleben war bis zu einem gewissen Grade solidarisch: nun dieser Zusammenhang durch eine äußere Gewalt aufgehoben ist, sind es durchaus getrennte Individuen. Aber die ursprüngliche Gestaltung ist auch in den beiden Theilen noch als Tendenz wirksam, die Regeneration der abgeschnittenen Theile beweist, daß die frühere Bedingtheit fortlebt und daß das plastische Leben im Stande ist die alte Form zu erneuern.

In der von mir angenommenen, noch viel früheren Stufe von zusammengelagerten Elementarorganismen oder Zellen habe ich auf eine möglichst einfache und logische Weise das beginnende einheitliche Leben nachzuweisen versucht. Wir haben das Centralleben als ein noch ganz unbedeutendes, in seinen ersten Anfängen auftretendes aufgefaßt — das Bewußtsein ist noch gleichmäßig über alle Zellen verbreitet, es differenzirt sich durch die gegenseitige Bedingtheit zuerst ganz leise und zwar so, daß wir eine doppelte und entgegengesetzte Tendenz annehmen müssen, eine solche, welche von dem Mittelpunkte aus zur Peripherie leitet; nennen wir sie c e n t r a l i s c h e n I m p u l s und eine solche, welche von der Peripherie nach dem Mittelpunkte führt, nennen wir sie c e n t r a l i s c h e n R e f l e x. In ersterem liegt das Bestreben, die Bewegung zu regieren, in letzterem, das Bewußtsein zu erhöhen. Wie ich mir diesen Vorgang gedacht habe, hat er — das Vorhandensein der Zellen und ihres Zusammenhangs vorausgesetzt — durchaus nichts Wunderbares. Denn wie die Centralzellen in Bezug auf Ernährung von den peripherischen Zellen abhängig sind, so muß jede Zelle an ihrem bestimmten Orte die Befähigung gewinnen als Mittelglied zwischen den Nachbarzellen eine gewisse Leitung zu übernehmen, in eine gewisse Bedingtheit einzutreten, durch welche die centralischen Impulse und Reflexe vermittelt werden. Es

bereitet sich jenes Leben vor, welches später in den sensiblen und motorischen Nerven seine feinste Organisation erhalten wird.

Wir dürfen uns diese Fähigkeit der Impuls- und Reflex-Leitung in den primitivsten Lebensformen nicht so vorstellen, daß diese Fähigkeit zu einer habituellen, Form und Natur der Einzelzelle umgestaltenden wird. Vielmehr wird jede Zelle — wie die Elemente einer galvanischen Kette — im Stande sein, wenn der Zusammenhang aufgehoben ist, ebenso gut als ein centralisches, wie als ein peripherisches Organ zu wirken. Mit anderen Worten, die Indifferenz des Lebens ist auf dieser frühesten Stufe noch vorherrschend. Vergleichen wir dieselbe mit den wilden Indianerstämmen, wo die Gliederung noch kaum bemerkbar ist, wo an die Stelle des getödteten Häuptlings gleich ein anderes Glied des Stammes tritt, ohne daß ein Unterschied wahrnehmbar ist.

Im Verlaufe der Zeit, unter besonders günstigen Umständen, welche z. B. den Zusammenhang einer bestimmten Anzahl von Zellen, ein oft sich wiederholendes numerisches Verhältniß ermöglichten — und es sind derartige Umstände wohl denkbar, wie ja auch der Vermehrungsziffer der Heerden, Schwärme, Haufen, Stämme ꝛc. bestimmte Grenzen gezogen sind — konnte das Vorhandensein der einzelnen Zelle an der betreffenden Stelle derselben eine besondere Disposition, eine eigenartige Differenzirung anbilden. Haben wir doch die Entstehung des Lebens auf unendlich kleine Körpertheile und Erregung einer unendlich schnellen Bewegung zurückzuführen, woraus sich von selbst eine große Accommodations- und Bildungsfähigkeit ergibt. Nehmen wir nun die Anzahl der gleichartigen Zellen gleich 100 an und denken jede durch eine besondere Ziffer bezeichnet, so wird die Zelle 5, 12, 35 u. s. w. im Verlaufe der Generationen unter dem Einflusse des ganzen Systems allmählich ein bestimmtes typisches Verhalten in Bezug auf Ernährung, Leitung der Impulse und Reflexe u. s. w. annehmen müssen. In der tausendsten Generation wird z. B. die Zelle a — vorausgesetzt, daß alle übrigen Verhältnisse gleich geblieben seien — eine mathematisch bestimmbare Erhöhung

ihrer Eigenthümlichkeit aufweisen. Unser Denken muß sich eben daran gewöhnen, bei den Lebensvorgängen das Allmähliche und Unmerkliche, wenn es auch für unsere Sinne gar nicht wahrnehmbar ist, doch als das Produkt von unzähligen Factoren aufzufassen.

Die Leitung von und nach den Centraltheilen wird eine lebhaftere und gesteigerte, die Bewegungsfähigkeit der inneren Zellenwände, weil gar nicht geübt, nimmt ab, dagegen vervollkommnet sich die Beweglichkeit der den ganzen Zellencomplex umgebenden, aus Theilchen der Zellenhäute zusammengesetzten, peripherischen Haut, welche allmählich durch die Solidarität ihres Zusammenhangs eine einheitliche Bewegung sich aneignet. In demselben Maße, wie diese Bewegung, muß auch das Empfinden einheitlicher werden, d. h. sich mehr und mehr in den Centraltheilen anhäufen.

Es gibt Menschen, die nur innerhalb der totalen Bedingtheit der sie umgebenden und durchaus bestimmenden Verhältnisse existiren können; reißt man sie aus diesen Verhältnissen heraus, so bewegen sie sich willenlos und zweckwidrig und gehen zu Grunde. Es gibt andere, seltenere, die mit Wallenstein sagen dürfen:

Wenn ich nicht herrsche mehr, bin ich vernichtet.

Jene mögen uns als Beispiele des hochgesteigerten peripherischen, diese des centralischen Bewußtseins gelten.

Der älteste, von der Natur herangezüchtete Typus des zusammengesetzten Thierlebens beschränkte sich wohl auf die Zahl der einzelnen Elemente. Hier ist begreiflich, daß je nach der Verschiedenheit äußerer Bedingungen schon mehrere Typen möglich waren, die sich nur durch die Zahl unterschieden, so daß in dem einen z. B. die doppelte, dreifache Menge der elementaren Zellen sich vereinigte im Vergleich zu dem anderen.

Die weitere Entwicklung der einzelnen thierischen Organismen, ihre Gliederung durch Organe, welche die gesonderten Functionen übernehmen und localisiren, so daß Nahrungsaufnahme, Respiration, sinnliche Wahrnehmung u. s. w. durch eigens herangezüchtete Theile des Gesammtorganismus in vortrefflich zweckmäßiger und innerhalb

gewisser Kreise stets vollkommenerer Weise ausgeführt werden, darzustellen, ist die Aufgabe der vergleichenden Zoologie und der Inhalt der ausgezeichneten Werke Darwin's und Häckel's. Es ist die ungeheure Mannigfaltigkeit der Thierformen, welche die Erde uns darbietet, die durch jenes logische Band der Entwicklung, das Cuvier obgleich ein starrer Gegner der Descendenzlehre doch anerkennen mußte, an einander zu knüpfen sind.

Für meinen Zweck genügt es den Satz aufzustellen, daß der jeweiligen Organisationsform auch ein derselben ganz genau entsprechender Inhalt von geistigem d. h. empfindendem Leben entsprechen mußte und daß dieser Theil der aufgeschlossenen Empfindung das ganze Leben des Organismus beherrschte, den Zusammenhang der einzelnen Theile erhielt (ihn auch aufhob bei der Sprossung und Generation), dem Wohlbefinden und der Vervollkommnung des Ganzen diente und zustrebte.

Nur eins möchte ich noch zu erklären versuchen; nämlich wie wir uns das stets zunehmende Centralisiren der Empfindung und des Bewußtseins zu denken haben, welches bei dem Menschen in so eclatanter Weise zu Tage tritt, daß dieser wenn er Arme und Beine und noch andere hochwichtige Organe, die doch an dem allgemeinen Empfindungsleben Theil haben, verloren hat — immer noch als bewußtes Wesen genau derselbe ist und keinerlei Einbuße erlitten hat. Denn bei jener ursprünglichen, indifferenten Thierform, von der ich ausging, war doch Empfindung und Bewußtheit über den ganzen Organismus verbreitet und mit jedem abgerissenen Theil ging auch ein Stück Bewußtheit für das Ganze verloren.

Es gibt hier keine andere Erklärung, als die Annahme eines gesteigerten Empfindungsrapports, der sich wie die Spannung einer galvanischen Kette nach den centralischen Theilen cumulirt. Nehmen wir diese Eigenschaft an, so erklärt sich das Uebrige leicht, ja wir können sogar die Uebernahme des Empfindungslebens durch besondere Organe, die Nerven, ihre Wirkung als sensible und motorische nach Peripherie und Centraltheilen, uns einigermaßen erklären, indem wir

uns denken, daß schon innerhalb der elementaren Zellen das Empfinden und Wollen sich mehr localisirte und dem Impulse der Gesammtwirkung folgend einen bestimmten materiellen Theil durch fortgesetzte Uebung in einen gradlinigen Zusammenhang mit allen übrigen setzte, wie sich, um ein Gleichniß zu gebrauchen, Wege herstellen zwischen bevölkerten Orten, die früher außer Zusammenhang ein gesondertes Leben führten*).

Aber daß sich nun in dem ehemals gleichmäßig empfindenden Organismus einige Theile — Knochen, Horn, Haare — als absolut jeder Empfindung baare, andere als scheinbar local empfindende**), noch andere als wahrer Sitz der Empfindung und des Bewußtseins darstellen und wie dieses als das Resultat einer ungeheueren Entwicklung sich denken läßt, das fordert unser Nachdenken heraus. Suchen wir dafür wieder Analogieen in den höheren und complicirteren Organismen, den menschlichen Gemeinschaften.

Wir finden zu allen Zeiten auf gewissen Stufen Menschen, welche durch eine entwürdigende Behandlung als Sclaven, Leibeigene, Parias u. s. f. bis zu einem solchen Grade des Stumpfsinns gebracht worden sind, daß sie keinen Willen mehr haben, gleichgiltig und empfindungslos die schwersten Martern ertragen, gedankenlos in den Tod gehen. Manche sind durch die Gewöhnung einer verdummenden Arbeit — Fabrikelend — zu wahren Maschinen herabgesunken, ihr

---

*) Wer sich eine analoge Erscheinung — wohlgemerkt, nicht ein Bild — aus dem Leben der großen Organismen vorstellen will, der denke, wie die abhängigen Völker, in Sitten, Gesetz, Recht, Religion ihr autonomes Leben bewahrend, ihre wehrfähige Mannschaft den Römern zu Diensten stellen mußten, so daß Rom ein Centralpunkt wurde, in welchem die Nerven und Muskeln der unterworfenen Völker zusammenliefen. Eine ähnliche Stellung nimmt Preußen durch das Bundesverhältniß im deutschen Reiche ein.

**) Ich sage scheinbar, denn es scheint gewiß, daß die Empfindungen nur in dem Centralorgan stattfinden. Kleine Kinder wissen noch nicht, daß ihnen die Hand, der Fuß weh thut, sie vermögen nicht, ihre Empfindung zu localisiren, das ist erst eine Frucht der Uebung und Erfahrung. Die Nerven übernehmen nur die Leitung und ein Stelzfuß fühlt bekanntlich in seinem hölzernen Bein dasselbe Gliederreißen, wie früher in dem lebendigen.

Thun, ihr Treiben, ihr Fühlen hat wenig oder nichts Spontanes, von Familie, Volk, und dem schönen großen Verein, Menschheit, von sittlichen Verpflichtungen haben sie oft keine Ahnung. Sie haben demnach keine Fühlung mit allgemeinem Leben, ihr eigenes Leben aber ist nur ein stumpfes Dahinbrüten, man kann kaum sagen, daß sie zur Bewußtheit erwacht sind. Das sind unbewußte, empfindungslose Theile des großen Organismus.

Ein Beispiel des centralischen Lebens ist der Vater, der alle die Sorgen um das tägliche Brod für die Seinen, die geistige und körperliche Wohlfahrt seiner Kinder in seinem Herzen vereinigt, von früh bis spät kein anderes Sinnen hat, als wie er sie in treuer Obhut halte und fördere; ist die Mutter, deren ganzes Leben ein unablässiger Widerhall des Empfindens, Hoffens, Verlangens und Denkens ihrer Lieblinge ist.

Man wird mir einwenden, daß dieses kein richtiges Beispiel für die von mir vorgebrachte Grundansicht der Entstehung des Centralbewußtseins sei. In letzterem vereinigen sich allerdings die Radien, die von der Peripherie ausgehen, wie das Denken und Fühlen der Kinder in dem Herzen der Mutter; aber die zwischen Peripherie und Centrum liegenden Zellen müssen offenbar eine doppelte Function übernehmen; sie müssen zuerst ihr eigenes Empfinden durch Mittheilung eines Theils der Empfindung der benachbarten peripherischen Zellen erhöhen und dann dieses erhöhte Empfinden oder mindestens einen Theil desselben an die dem Centrum näher liegenden Zellen abgeben. Sie sind mit anderen Worten gleichzeitig selbstempfindend und gleichzeitig Leiter der Impulse und Reflexe des Organismus. Die Empfindung des peripherischen Lebens wird durch sie als Vermittler erst den Centraltheilen zugeführt, deren gesteigertes Empfindungsleben endlich einen großen Theil der in allen Zellen empfundenen Reflexe gleichzeitig wahrnimmt.

Wir mögen uns alsdann einen höher gegliederten socialen Organismus, einen Staat, vorstellen in welchem die primitiven, gleichartigen Elemente sich zu höheren und immer höheren Einheiten zu-

sammenlagern. Da gibt es kleinere Centren z. B. die Familienväter, in denen das Leben, Denken und Wollen ihrer Angehörigen sich vereinigt. Diese Familienväter bilden zusammen wieder die Gemeinde, deren Leben unbedingt ein Resultat dieser einzelnen Glieder ist; die Gemeinden stehen wieder in einem entweder durch den Staat angeordneten oder sich durch natürliche Verhältnisse ergebenden Zusammenhang und bilden eine größere Gemeinschaft und so gliedert sich der Staat von Stufe zu Stufe zu einem Centralorganismus, in dessen Mittelpunkte, den leitenden Kreisen, das Leben aller Einzelnen sich reflektirt und von wo aus wieder die bewußten Impulse ausgehen, welche das Leben der kleineren Kreise regieren. Es ist ja nur natürlich, daß ein Mensch, welchem gegeben ist, für Viele zu sorgen und zu denken, ein ganz anders erhöhtes Bewußtsein, ein viel lebhafteres Empfindungsleben hat, daß sein Denken und Vorstellungsleben theils aus den Gedanken und Vorstellungen derer die seiner Sorge anvertraut sind, sich zusammensetzt, theils auch von den Impulsen bedingt wird, die ihm von den größeren Centren, mit denen er in Zusammenhang steht — ich denke keineswegs nur an Regierungsbehörden, sondern auch an Culturcentren — zuströmen. Die Gesundheit des Staates beruht natürlich darauf, daß möglichst viel lebendige Kraft sich innerhalb der einzelnen Kreise zu entwickeln und centralisch zusammenzuwirken vermöge; ein Regierungsapparat, wie die französische centralisirte Bureaukratie, die päbstliche Hierachie u. s. w. hat nur den Schein des Wohlorganisirten; es ist mehr ein Mechanismus, als ein Organismus, die Wirkungen des Reflexes sind schwach, der Impuls steht unter dem Einflusse des Systems, der Einzelne gehorcht willenlos; es ist die Herrschaft der Thesis über die Physis.

Es gibt also in den großen Organismen centralische Gedanken und Empfindungen, welche in einzelnen, zahlreichen oder auch seltenen, Menschen in die Erscheinung treten. Ein solches centralisches Leben und Empfinden vermag den Einzelnen in erhöhtem Schmerzgefühl zu vernichten und alsdann ist auch die Seele des Ganzen, dessen

Mittelpunkt er war, todt. Ein solcher Representative man war Cato er stellte die Seele der alten römischen Freiheit vor; diese starb mit ihm und er gab sich selbst den Tod, weil er einsah, daß dieselbe nicht mehr leben könne. Dagegen war die Masse, die große Mehrzahl des römischen Volkes nur von den niedersten Lebensmotiven bewegt — Nahrung und Unterhaltung — es war der lebendige Zusammenhang, die alten heiligen Traditionen, die Liebe zur Freiheit, Herrschaft und Waffenruhm, die verehrten Gottheiten, die Roms Geschicke leiteten, der sondernde Römerstolz ganz verschwunden; das Reich war durchsetzt mit zahlreichen fremden Stoffen, die Stadt selbst eine sentina gentium, eine Kloake von Völkern: was Wunder, daß dieser große Körper seine Seele verloren hatte, daß nur ein äußerlicher Zusammenhang noch vorhanden war, daß die elementare Natur wieder in den zahllosen Gliedern dieses Weltreichs zum Vorschein kam, welche nur durch die Armee, jene Macht, welche noch nicht den centralischen Zusammenhang verloren hatte, da dieser theils durch Tradition, theils wegen seiner wichtigen Wirkung fortlebte, zusammengekittet wurden. Die große Täuschung, daß mit der Ermordung Cäsars die Freiheit wieder erscheinen werde! Die Freiheit war grade todt, Cäsar unsterblich; denn an Ehrgeizigen, welche die Anarchie, das elementare Chaos benutzen, um das Centralleben der despotischen Gewalt an die Stelle der lebendigen Einheit zu setzen, hat es von Cäsar bis Napoleon niemals gefehlt.

Die ungeheure Bedingtheit des modernen Menschen, welche dessen Seelenleben in den Bereich und die Anziehungskraft zahlloser Mittelpunkte versetzt, läßt diese Analogie als eine viel zu complicirte erscheinen, als daß wir eine klare Vergrößerung der ursprünglichsten Vorgänge in dem seelischen Leben der primitiven animalischen Formen darin finden könnten. Doch genügt die Beobachtung des täglichen Lebens, sowie die Resultate der Physiologie zum Erweis, daß wir für jenes dunkelste Gebiet des aufdämmernden Empfindungslebens eben keinen anderen Maßstab annehmen dürfen, daß das was heute in so hochvollendeter Entfaltung uns wie ein einheitliches

Seelenleben erscheint, nichts weiter ist als eine in enormen Zeitperioden stets gesteigerte, an stets vollkommneren Organen erhöhte, mit vielseitigerer und lebendigerer Kraft hervortretende Manifestation derselben Urkraft. Die Gebilde der Nerven sind gleichsam die Landkarten jenes Empfindungslebens; auf den niederen Stufen wenig entwickelt und gleichförmiger in ihrer Verbreitung, nehmen sie auf den höheren eine stets feinere Verästelung gegen die Peripherie an, so gleichzeitig zu reicherer Bewegung und Sinneswahrnehmung befähigend, und sammeln sich auf Centralpunkten niederer Ordnung, welche endlich bei dem vollkommensten Geschöpfe dem Menschen in einem Centralorgan, dem Gehirn, sich vereinigen, das ausschließlich alle Thätigkeit des Empfindens, Denkens und Wollens übernommen zu haben scheint.

Die Erfahrung des täglichen Lebens belehrt uns, daß bei allen Verhältnissen zwischen Mensch und Mensch eine gegenseitige durch tausend Fäden hergestellte Bedingtheit vorhanden ist; doch ist in den meisten Fällen auf der Einen Seite ein Ueberschuß der Kraft, d. h. das Empfinden, Vorstellen und Wollen des einen Menschen übt eine stärkere Wirkung oder Herrschaft über die analogen Kräfte des anderen aus, als umgekehrt. Es möge uns nun verstattet sein, der Klarheit zu Liebe, eine Reihe von Menschen anzunehmen, deren Seelenthätigkeit möglichst einfach gedacht werden möge. Ihre Bedingtheit — d. h. die Abhängigkeit des Unvollkommneren vor dem Vollkommneren — sei so groß als möglich. Dies möge durch Beispiele veranschaulicht werden. Ich habe öfters gesehen, wenn ein begabter Lehrer seinen Schülern einen Gegenstand erklärte, wie die Augen der letzteren strahlten, als wollten sie sagen: Jetzt ists uns auf einmal klar geworden, es kann gar nicht anders sein. Dies sei der Grad der Abhängigkeit des Vorstellungsvermögens. Die Abhängigkeit des Empfindungslebens möge so groß sein, wie etwa die jener Römer von Antonius, der bei Shakespeare so meisterhaft die zarte Welle spielend erregend, mächtiger und mächtiger sich in die Herzen einschmeichelnd, den gewaltigen, durch keine Schranke mehr zu

bändigenden Orkan der Leidenschaften entfesselt. Den Willen denke ich mir aber in einer solchen Abhängigkeit, wie ihn der treue und fromme Glaube eines Mädchens documentirte, das ich einst fragte, warum es so gehandelt habe und das mir antwortete: „Weil es mein Bruder verlangt und was der will, das ist Recht.“ Denken wir uns also eine Reihe von Menschen — natürlich ein abstrakter und unmöglicher Fall — in welcher das unterste Glied von dem vorletzten, dieses wieder von dem vorausgehenden und so fort bedingt wäre bis wir zu einem Centralmenschen gelangten, dessen Denken, Fühlen und Wollen alle anderen beherrschte; so hätten wir hier die enorme Vergrößerung jenes Vorgangs, der in seiner elementarsten Form der allmählichen Ausbildung des centralisirten Bewußtseins bei den niederen Thierformen zu Grunde gelegen haben muß. Man wende mir nicht ein, daß ich einen unmöglichen Fall angenommen habe; denn nur die gerade Reihe einzelner Menschen ist eine Abstraktion; denken wir uns statt deren große Complexe von Menschen, die von Kreis zu Kreis endlich durch das einheitliche Bewußtsein, die Seele der Menschheit, welche durch die Herrlichsten aller Orte und Zeiten vertreten ist, zusammengehalten werden, so ist die Sache eine Wahrheit, wenn sie auch nicht Jeder zu erkennen vermag, wie Wallenstein zu Illo sagt:

Das Irdische, Gemeine magst du sehn,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verbinden.
Doch was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur,
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralische Sonne:
Die sieht das Aug' nur das entsiegelte,
Der hellgebornen, heitren Joviskinder.

Wie nun der große menschheitliche Organismus seine Geisterleiter hinaufführt zu Mittelpunkten von engeren und weiteren Kreisen, aus welchen die Bedingtheit unseres heutigen, wie des vergangenen Geisteslebens herzuleiten ist; wie diese Mittelpunkte aber nur darin ihre höhere Kraft und Bewußtheit fanden, daß sie im

Stande waren, das diffuse Bewußtsein der sie umgebenden Kreise in sich aufzunehmen: gerade so muß auch der ursprünglich elementarisch fühlende Thierorganismus allmählich ein centrales Bewußtsein gewonnen haben. Was aber den Centralorganen gewonnen wurde, das mußte natürlich den peripherischen Theilen an unabhängiger Bewußtheit verloren gehen. Bis zu welchem Grade dies geschehen konnte, ob die Nerven der äußeren Theile wirklich ganz empfindungslos sind und die Empfindung nur in den Centralorganen stattfindet, wo die Grenze der letzteren anzunehmen ist: das sind Fragen, welche die vergleichende Physiologie zu beantworten hat.

Nur Einen Einwurf will ich hier noch berühren, welcher gewöhnlich von den Spiritualisten erhoben wird. Die Seele des Menschen, sagen sie, ist etwas Einheitlich-Bewußtes, ein nur Intensives, das als Ich hinter allen wechselnden Vorstellungen und Gedanken lebt, und ohne welche letztere nur äußerlich verbundene, in keinem inneren Zusammenhange stehende Spiegelbilder wären, wie die in der Laterna magica. Darauf antwortete ich: Solche ungeordnete Bilder, ohne das intensive Ich, kommen allerdings auch im Menschenleben vor, z. B. in dem Traumleben, in dem Irrsinn, in der Trunkenheit, wo sogar der Mensch sich oft mit anderen verwechselt u. s. w. Das intensive Ich ist andererseits den Thieren gewiß nicht abzusprechen, wenn sie auch nicht darüber reflektiren, es sich nicht vorstellen können. Was es aber mit jener intensiven Kraft zu bestellen hat, das mögen sie einmal erwägen, wenn sie aus schwerem Schlafe erwachen und wie sie selbst sagen, das Bewußtsein ihnen erst allmählich wiederkehrt, die Augen schon sehen, die Zunge schon redet und diese äußeren Reize erst nach und nach an die inneren Pforten des Bewußtseins pochen und dieses zuletzt sich *sammelt* und erwacht. Wem dieses kein genügender Beweis ist, daß unser Seelenleben an ein ausgedehntes Centralorgan gebunden und daß die verschiedenen Theile desselben der Reihe nach fungiren d. h. in vorwaltende Erregung kommen, während die anderen mehr oder weniger ruhen, der möge bedenken, wie oft es vorkommt, daß ein patho-

logischer Zustand — Krankheit oder Leidenschaft — das intensive Ich dermaßen bannt, daß auch dem Blindesten klar sein muß, wie das normale Centrum des harmonischen Zusammenwirkens der Organe gestört und gleichsam ein anderes Centrum an dessen Stelle getreten ist. Daß aber dasselbe feinorganisirte Gehirn nicht ebenso gut zum klaren Ichgedanken kommen soll, wie in dem primitiven Thierleben die allerdunkelste Ichempfindung aufdämmert: wie Jemand das nicht begreifen kann, das ist mir schwer begreiflich. Ich glaube Hyrtl wars, der einmal sagte: „Wer an die Schädellehre glaubt, dem soll man seinen eigenen Schädel einschlagen.“ Das Argument war des Standpunkts würdig, den der große Anatom vertrat und doch hätte es grade gegen seine Behauptung gezeugt. Eine intensive Ichidee bewegt doch wohl auch ein Volk, einen Stamm u. s. w. zu gleichem Handeln, zu gleicher Abwehr des Feindes und dieselbe Logik müßte hier behaupten, daß all den wechselnden Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen nothwendig ein einheitliches Wesen — die Volksseele — zu Grunde liegen müsse. Auf diesem Wege müßten wir nothwendig zur polytheistischen Weltansicht des Alterthums zurückschreiten.

Außer dem centralischen Bewußtsein vervollkommnen sich in den Thierorganismen auch die peripherischen Organe. Von den Bewegungsorganen ist dies leicht verständlich, insofern sie der Centralwille regiert, seinen Zwecken unterordnet und die summirte Wirkung der Uebung innerhalb langer Generationen nothwendig bis zu der Grenze der Vervollkommung führt, welche der Erhaltung des Organismus dienlich und überhaupt erreichbar ist. Aber auch die Sinnesapparate, welche dem centralischen Reflex dienen, vervollkommnen sich. Unsere Sinneswahrnehmungen werden im Verlauf der Zeiten feiner, unser Auge nimmt zartere Farbennüancen, unser Ohr leisere Tonschwingungen wahr. Es sind die vielfachen feinen Verästelungen der Sinnesnerven, welche zu dieser Vervollkommnung führen. Auch hier spielt der Centralwille die Rolle des Erziehers.

Die tastende Hand verfeinert in häufiger Uebung die Nerven

des Tastgefühls. Dabei wissen wir nur, weil wir es sehen, daß das äußere Organ, die Hand selbst, dem Willen gehorcht. Denselben Gehorsam leistet aber zugleich der Nerv. Der centralische Impuls nimmt die bestimmte Richtung nach diesem Nerven; dieser wird stärker erregt d. h. bewegt. Die Folgen häufiger Bewegung müssen auch hier, wenn auch von uns unbemerkt — wie bei dem Muskel stärkere körperliche Entwicklung sein. Diese Entwicklung nimmt die bestimmte Richtung an, wohin sie geleitet wird. Daher die feinen Verästelungen.

Beispiele vervollkommneter Sinneswerkzeuge mögen die Geschmacksnerven unserer rheingauer Weinkenner sein, welche Lage, Jahrgang, ja sogar Mischung des ihnen vorgesetzten Weines herauszuschmecken vermögen.

Ein anderes Beispiel ist Chevreul, der durch wochenlanges Sitzen in dunkeln Räumen sein Auge zu der größtmöglichen Empfindlichkeit für die feinen Farbenunterscheinungen heranerzog.

Nicht geübte Sinnesnerven werden mit der Zeit ebenso stumpf und endlich atrophisch, wie nicht benützte Bewegungsorgane.

Denken wir uns die Sinnesthätigkeit unserer Nerven, wie wir doch nicht anders können als eine Bewegung, so muß nothwendig der centralische Reflex so wirken, daß in dem Centralorgan eine ähnliche Bewegung stattfindet. Es müssen demnach die feinen Verästelungen der peripherischen Nerven in dem Centralorgan eine Art von Gegenbild hervorrufen, sonst vermöchten die entsprechenden Empfindungen nicht zu unserem Bewußtsein zu gelangen. Die Wahrnehmungen, welche die ausgesandten Eclaireurs von den Bewegungen und Stellungen des feindlichen Heeres gemacht, nehmen wieder den rückläufigen Weg und vereinigen sich zum kleinen, aber entsprechenden Bilde in der Seele des Oberfeldherrn. Wie wir durch eine Verlegung der Nerven, die wir bewerkstelligen können, indem wir Zeige- und Mittelfinger kreuzen beim Anfassen eines Kügelchens in der Seele den Irrthum erzeugen, als seien es zwei Kügelchen, so muß auch die kleinste Verästelung der Sinnesnerven ihr entsprechen-

des Gegenbild als Reflex in dem Centralorgan hervorbringen, welches so zu der Wahrnehmung der feinsten localen Unterscheidungen und Bewegungen der Außendinge befähigt wird. Diese inneren Reflexbewegungen werden durch Gewöhnung zu typischen und somit erklärt sich denn, wie abgeschnittene Arme und Beine noch schmerzen können.

Eine andere Erklärung gibt es aber auch nicht für das ungeheuere Gebiet unserer Seelenthätigkeit und alles dessen, was wir Erinnerung, Gedächtniß und Reflexion nennen.

VIII.

Apriorische Ideen. Gedächtniß und Erinnerung.

Mente degli anni e dell' obblio nemica
Delle cose custode e dispensiera.
Tasso.

Es gibt gewisse Begriffe, die unserem Denken zu Grunde liegen, die das ursprünglichste Material desselben bilden, die wir nicht weiter aufzulösen vermögen; die also die Grundbestandtheile unseres ganzen Vorstellungslebens bilden. Solche Begriffe sind: Sein, Empfinden, Einheit, Vielheit, Theil, Zeit, Raum, Ursache u. s. w.

Sie sind die häufigst wiederkehrenden, die geläufigsten Begriffe. Einige sind so sehr mit unserem Denken verwachsen und zugleich so objectivirt, daß man sie lange Zeit für wirkliche Dinge gehalten hat, z. B. Zeit, Raum. Bekanntlich hat erst Kant nachgewiesen, daß dies nur Formen oder Kategorien unseres Denkens sind.

Großer Streit hat von jeher unter den Philosophen geherrscht über die Frage: Was ist Form, was ist Erfahrung? Idealismus und Realismus sind die beiden Richtungen, unter denen sich die Gegensätze der Auffassung von jeher gesammelt haben.

„Angeborene Ideen“ das war seit den ältesten Schriftstellern das Feldgeschrei der Spiritualisten. Dem stellte der Empirismus den Satz entgegen: Nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu. Nichts ist in unserer Erkenntniß, was nicht vorher in unseren Sinnen gewesen, die Seele ist eine tabula rasa, ein weißes Blatt Papier, auf welches die Sinneseindrücke erst die Erkenntniß einschreiben.

Beide hatten Recht und beide in der Einseitigkeit der Durchführung ihrer Ansicht Unrecht.

Es gibt gewisse Begriffe, die unserem Denken zu Grunde liegen, die das ursprünglichste Material desselben bilden, die wir nicht weiter aufzulösen vermögen, die also die Grundsubstanz unserer ganzen Vorstellungswelt bilden. Solche Begriffe sind: Sein, Empfinden, Einheit, Vielheit, Theil, Zeit, Raum, Ursache u. s. w.

Sie sind die häufigst wiederkehrenden, uns geläufigsten Begriffe. Einige sind so sehr mit unserem Denken verwachsen und zugleich so objectivirt, daß man sie lange Zeit für wirkliche Dinge gehalten hat, z. B. Zeit, Raum. Bekanntlich hat erst Kant nachgewiesen, daß dies nur Formen oder Kategorieen unseres Denkens sind.

Großer Streit hat von jeher unter den Philosophen geherrscht über die Frage: Was ist Form, was ist Substanz? Idealismus und Realismus sind die beiden Fahnen, unter denen sich die Gegensätze der Auffassung von jeher gesammelt hatten.

„Angeborene Ideen" das war in den letzten Jahrhunderten das Feldgeschrei der Spiritualisten. Dem stellte der Empirismus den Satz entgegen: Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu. Nichts ist in unserer Erkenntniß, was nicht vorher in unseren Sinnen gewesen, die Seele ist eine tabula rasa, ein weißes Blatt Papier, auf welches die Sinneseindrücke erst die Erkenntniß einschreiben.

Beide hatten Recht und beide in der Einseitigkeit der Durchführung ihrer Ansicht Unrecht.

Die angeborenen Ideen wurden den Spiritualisten zu einer Art von natürlicher göttlicher Offenbarung. Zu den angeborenen Ideen gehörten Gott, Religion, Pflicht, Gewissen, freier Wille u. s. w. Es war gleichsam das Erbtheil, das der „fremde Gast" mit herüber aus der anderen Welt brachte und mit welchem er nun in dieser Welt der sinnlichen Erscheinungen zu wirthschaften hatte. Daß die Wissenschaft mit diesen Ideen nichts anzufangen vermag, ist einleuchtend.

Ebenso einseitig und verkehrt ist aber auch das Leugnen des angeborenen Denkens von Seiten der Materialisten. Napoleon glaubte die Ansichten Galls von der Vertretung der menschlichen Anlagen durch innere Organe dadurch zu widerlegen, daß er sagte: „Ein Organ des Eigenthums, des Diebssinns ist bei dem Menschen nicht möglich, da der Naturmensch kein Eigenthum kennt." Als wären nicht alle Triebe und Neigungen des Menschen Naturanlagen, als wären nicht alle Schöpfungen des Menschen auch indirekte Schöpfungen der Natur, so gut wie die Zelle der Biene und das Nest des Vogels!*) Es war dies dieselbe Scheinweisheit, mit der er auch behauptete „die moderne Tragödie kennt das Schicksal nicht mehr, die Politik ist das Schicksal!" womit er wohl sagen wollte „meine Politik" oder „ich". Das Schicksal sollte bald diesen Irrthum widerlegen.

Angeboren sind uns also die Formen unseres Denkens, so gut wie dem Kinde der Sprechtrieb. Es fragt sich nur auch hier wieder: Wie sind diese Denkformen dem Menschen in seiner äonenlangen Züchtung aus niederen Formen zu eigen geworden? Ganz gewiß auf dieselbe Weise, wie dem Kinde der Sprechtrieb; einmal ist die Sprache entstanden aus rohen und unvollkommenen Anfängen, aber hunderttausend Jahre üben die Menschen schon diese wunderbare Gabe, wie natürlich ist es da, daß das Kind die Befähigung und den Trieb schon mit auf die Welt bringt!

Wie konnte der Materialismus die bestimmte, festgeschlossene

*) Die Schwalbe, welche den Eindringling aus ihrem Neste vertreibt, war ein genügender Gegenbeweis gegen jene Behauptung.

aus tausend Anlagen zum wundervollen Mikrokosmus zusammengegliederte Subjectivität des Menschen für nichts achten und ihn etwa nur für ein Instrument halten, worauf äußere Eindrücke beliebige Melodieen spielen könnten!

Ich frage denn doch nur einfach, ob die Wunderkinder Mozart oder Mendelssohn, wenn sie sich ans Klavier setzten und die schönsten Melodieen und Harmonieen unmittelbar hervorzauberten, dieses alles ex sensu d. h. aus der sinnlichen Wahrnehmung der Außenwelt vermochten? Das wird denn doch Niemand behaupten.

Angeboren ist uns unendlich Vieles, viel mehr als die kühnste Phantasie zu fassen vermag.

Eh ich dieses Gebiet betrete, will ich wieder vor Einem Grundirrthum warnen, von dem sich der Mensch so schwer nur loszuringen vermag, nämlich daß „Bewußtwerden" beim Menschen immer als Denken auftreten müsse und daß das wortgebundene Denken, welches den Thieren versagt ist, diese von jeglicher mit dem Menschen gemeinsamen Erkenntniß ausschließe. Wie schwer es für die besten Köpfe oft ist, sich von diesem Irrthum frei zu machen, geht daraus hervor, daß der vortreffliche Lazarus Geiger das alte Vorurtheil wiederholt „daß die Erkenntniß der Zukunft den Menschen zum Sterblichen und damit zum einzigen unglücklichen Thiere macht." Redet doch einmal einem Knaben vom Sterben und seht zu, auf wie viel Minuten ihr den kerngesunden, lebensfrischen Jungen vom Lachen und Springen abhaltet. Betrachtet dagegen eine vom Alter blinde Katze, einen vom Hunde gejagten Hasen und sagt einmal ob dort nicht das schleichende Gefühl des Absterbens, hier die brennende Todesangst die Thiere beherrscht? Ueberhaupt macht nicht das eigentliche Wissen glücklich oder unglücklich, sondern das Gefühlsleben, der dunkle Untergrund unseres Daseins, gegen welche das klare Wissen und Erkennen so oft das gesündeste Heil- und Schutzmittel ist. Führt nicht Shakespeare dieses Wissen vom Tode als untrüglichen Schild gegen die Todesfurcht an, wenn er seinen Cäsar sagen läßt:

Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll!

Jener dunkle Untergrund unseres Daseins, das von Uranfang zwischen die beiden Pole von Lust und Unlust gespannte Gefühlsleben ist der Ausgangspunkt auch der menschlichen Erkenntniß, und dort, in jenen unendlichen Fernen ist die Entstehung jener uns angeborenen Ideen zu suchen, welche als mit dem Wesen des thierischen Lebens innig verbunden zuerst als dämmerndes Bewußtwerden jenes Leben regierten, bis sie durch die unendliche Stufenleiter stets hellerer Erkenntniß endlich auf dem Gipfelpunkte des menschlichen Gedankens, des heutigen menschlichen Gedankens mit seinem hundertausendjährigen Erfahrungsinhalt anlangten.

Das ist die einfache Erklärung aller jener Grund- oder wenn man lieber will apriorischen Ideen. Sie haben ihren festen Grund in dem Naturleben und alle Philosophie, welche nicht auf dieses zurückkehrt, von dem Naturwissen nicht den Ausgangspunkt nimmt, ist zu einem hohlen, inhaltleeren Wortkram, einer ewig sich im Kreise drehenden Scholastik verdammt.

Der Begriff der Zeit ist uns zunächst durch den Rhythmus unserer organischen Verrichtungen verständlich. Das Athemholen, der Herzschlag, die Thätigkeit des Tages, die Ruhe der Nacht, die Jahreszeiten mit ihrer Wiederkehr, die Lebensalter der Menschen und Thiere — lange, lange schon lebten die Menschen diesen Grund- und Fundamentalbegriff, ehe derselbe von den äußeren Erscheinungen zurückgespiegelt in ihr Inneres durch Reflexion auf ihr eigenes Selbst angewandt sich an das Wort heftete und zum dauernden Gedanken wurde. — Die Eigenschaften der Zeit darstellen wollen, leerer Wahn, hegelscher Wortkram! Die Eigenschaften der Dinge, insofern sie sich in der Zeit darstellen, sich uns als Zeitperioden erschließen, das ist das allein Mögliche! Und dieses

Zeitgefühl und innere Zeitmaß es ist ein uns aus den allerersten Anfängen des organischen Lebens angebornes und dann fort und fort anerzogenes, denn schon die erste thierische Zelle empfand die Aufnahme der unendlich raschen Wirkungen der Licht- und Wärmeschwingungen, unterlag dem großen Gesetze des Entstehens und Vergehens. Und wie hat die Natur schon den Thieren richtiges Zeitmaß anerzogen! Man denke an die Zugvögel, denen ja auch eine mächtige Raumerkenntniß angeboren ist. Und wenn ich mir fest vornehme morgens um vier Uhr zu erwachen und wirklich mit dem Glockenschlag wach werde, so ist dies kein wortgebundenes menschliches Denken, sondern das mir innewohnende, mir durch äonenlange Wirkungen anerzogene Zeitgefühl. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es denn durchaus nicht unmöglich, daß der instinctive Mensch die Stunde seines Todes vorausfühlte. Hier sei bemerkt, daß nichts das instinctive Gefühl mehr beeinträchtigt, es mehr in den Hintergrund drängt, als das Reflexionsleben. Die Probe hat wohl jeder schon an sich gemacht, wenn er bei einem mathematischen Problem, bei einem spannenden Roman das Mittagsessen vergaß. Subjective Zeitauffassung, das wäre eine schöne und lohnende Aufgabe für einen wahren Philosophen, den ich mir überhaupt nur als empirischen Psychologen denken kann. Er wird gewiß zu dem denkwürdigen Resultat gelangen, daß die Zeit, in der wir viel erleben, die viele unserer Anlagen und Kräfte anregt, uns rasch verfliegt, in unserer Erinnerung aber breit und ausgedehnt haftet, während umgekehrt die Zeit, die in gewöhnlichen Verrichtungen träge dahinschleicht, sich nachmals in der Erinnerung so zusammenschiebt, daß wir gar nicht begreifen, wie schnell die Jahre dahin geflogen sind. Ein Beispiel aus Dichterworten. Uhland in der „Verlorenen Kirche" in die tiefernstesten Betrachtungen versunken, die den innersten Grund seiner Seele erregen, sagt:

> Es schien mir mehr denn hundert Jahr,
> Daß ich so hingeträumet hätte.

Gehen wir nun zu der zweiten großen Kategorie unseres Denkens über, dem Raum. Dieser ist ebenso ursprünglich, als die Zeit. Den Grundelementen alles Seienden, den Atomen, ist die Bewegung eigen. Sobald diese Atome zu dem elementarsten Empfindungsleben zusammentraten, mußte deshalb aus der Bewegung derselben das Raumgefühl wenn auch in seiner allerdunkelsten Erscheinung aufgehen. Mit der eintretenden freien Bewegung des Individuums übte dasselbe sich fort und fort zu größerer Vollkommenheit aus. Durch den Anblick der außer uns vorgehenden Bewegung reflektirte sich wieder der Raum zur Vorstellung und wurde nachmals zum Begriff. Hier möge auf die parallele Richtung, die innerlichste Uebereinstimmung unserer Vorstellungswelt mit der Welt der Dinge hingewiesen werden:

> Anfang alles Seins, wie alles Lebens, ist die einfache Bewegung.
> Elementarster Grundstoff unseres Denkens ist der Raum, d. h. die Bewegungs-Möglichkeit.

Das allein bewährt die Richtigkeit der Sätze der monistischen Philosophie, daß sie in vollständigem Einklang und Uebereinstimmung mit den Dingen ist; denn unser Denken selbst ist auch ein Theil dieser Dinge und was den Dingen als ureigenste, fundamentalste Eigenschaft anhaftet, das muß auch unserem Denken, welches ein Resultat von undenklicher Erziehung ist, die mit der eigenthümlichen Lagerung des unorganischen Stoffes beginnt, als ursprünglichste Form anhaften. Und so ist es denn auch begreiflich, daß unser Denken auf seiner Rückwanderung durch die unendlichen Fernen der Vergangenheit sich nicht eher zufrieden gibt, bis es — als das Vernunftgemäße — die Daseinsräthsel auf die Einheiten des unendlich Kleinen und ihre Bewegung zurückgeführt d. h. die Gegensätze des Raums erfaßt haben wird. Welch einen Weg mußte aber dies menschliche Denken machen, bevor es, von der Bewegung des eigenen Individuums ausgehend, alle Bewegung außer ihm zunächst anthropomorphisch auffassend, durch Reflexion und immer gesteigerte Abstraktion endlich dahin gelangte, sich selbst d. h. die geheimniß-

vollen Vorgänge des eigenen Denkens als wunderbar combinirte Bewegung auffassen zu können!

Das dunkle Gefühl der Einheit ist auch auf der ersten Stufe des Lebens vorhanden. Aus den mannigfaltigen Stoffen combinirt sich das Leben der Zelle und gelangt bei dem Thierleben zur Einheit der Empfindung. Die Gegensätzlichkeit zu der äußeren — nützlichen oder schädlichen — Erscheinungswelt steigert dies Gefühl zur Empfindung der Sonderung. Die höchste Entfaltung dieses Gefühls ist das Bewußtsein des menschlichen Geistes, der die Wirkung so unzähliger Dinge in sich aufnimmt, die ganze Schöpfung „in sich zurückschlingt."

Der Wille entsteigt ebenfalls dem dunkeln Grunde des ersten Empfindungslebens. Es ist die sich empfindende Einheit des elementarsten Empfindungslebens, die sich den Außendingen entgegensetzt, ihr Thun nach dieser Empfindung bestimmt. Die höchste Aeußerung des Willens ist der menschliche Charakter und die Selbstaufopferung für die größeren Ganzen. Ein anthropomorphischer Irrthum ist es, wenn Schopenhauer jede Bewegung aus dem Willen entstanden wähnt.

Daß die Causalität ebenfalls dem ersten Leben eingeboren ist, habe ich schon S. 63 erörtert. Wie menschenartig dieser Begriff in den ersten Denkperioden der Menschen aufgetreten ist und bis heute noch fortwirkt, das möge der Leser aus der sprachlichen Form folgender Sätze sich klar machen:

1. Warum hat es geregnet? Weil die Erde naß ist. (Erkenntnißgrund.)
2. Warum ist die Erde naß? Weil es geregnet hat. (Objectives Causalverhältniß.)
3. Warum ist er gelaufen? Weil er gestraft werden sollte. (Subjectives Causalverhältniß.)
4. Warum ist er gelaufen? Weil er um zehn Uhr dort sein will. (Ziel oder Absicht.)

Der vierte Satz ist die Grundform oder Fundamentalanschauung, aus welcher das menschliche Denken alle übrigen geschaffen hat. Es ist also unrichtig, wenn Schiller sagt: „Je öfter und mit je glücklicherem Erfolg der Mensch den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden." Das Umgekehrte ist wahr. Wie er selbst handelt mit Zweck und Absicht, so faßte er zuerst alle auf ihn einwirkenden Erscheinungen auf. Der naive und der ideale Anthropomorphismus verwandeln alle Naturwirkungen in dem Menschen gleichartige Persönlichkeiten. Der Sturm, der seine Hütte niederreißt, die Krankheit, die ihn peinigt, es sind böse Geister, die ihn verfolgen und er leidet, weil diese wollen. Es ist wahrhaftig nicht schwer, noch heute derartige Anthropomorphismen bei Gebildeten und Ungebildeten einzusammeln. Der Bismarck hats gethan, wie oft haben wir das nicht hören müssen und Kladderadatsch meinte, er sei auch an dem Erdbeben in Spanien Schuld. Pestilenz, Cholera, Hagel und Kriegsnoth hat nach Dupanloup unser Herrgott gegen den modernen Liberalismus ins Feld geschickt. Wunderbar aber ist es, wie der menschliche Geist allmählich von diesem Sammelpunkt ausgehend und innerhalb derselben sprachlichen Form, durch gesteigerte Abstraction den ungeheueren Causalnexus der Dinge bis in die fernste Vergangenheit sich zu erschließen, den Zusammenhang der unendlichen Schöpfung zu ergründen und seinem eigenen Thun Ziel und Richtung nach weiten, fern dämmernden Jahrhunderten zu verleihen befähigt ward! Alles dies ward nur ermöglicht dadurch, daß die ursprüngliche Zelle das Gefühl der Bedingtheit von der Mutterzelle und äußeren Wirkungen, sowie das Streben sich selbst zu erneuen als eine wesentliche Eigenschaft besaß. — Dies bestimmt aber auch mit festen Grenzen die Möglichkeit unserer Erkenntniß. Gehäufte Wirkungen durch Aeonendauer vereinigen sich in unserem gegenwärtigen Sein; wir vermögen durch den Causalzusammenhang dieselben rückwärts schreitend zu erforschen, im Geiste zu erneuern;

bis zum Ursprung d. h. dem sogenannten Absoluten zu gelangen? — niemals; denn nur durch die Bedingtheit vermögen wir zu erkennen, das Unbedingte liegt außerhalb.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, diesen Gegenstand zu erschöpfen oder auch nur auf alle die Punkte hinzuweisen, die künftiger eingehender Betrachtung von der angedeuteten Auffassung aus überlassen bleiben müssen. Nur von einem mathematischen Postulat will ich noch reden, um daran zu zeigen, wie in den verschiedensten Wissenschaften die Grundanschauungen sich nur in dieser empirisch-philosophischen Weise erklären lassen.

Die grade Linie, ihre Definitionen sind von jeher der Inhalt angestrengten Nachdenkens und geistreicher Bemerkungen gewesen und doch sah man schließlich stets das Unzureichende und Mangelhafte derselben ein. „Es ist eine Linie, die nie ihre Richtung verändert" — als wäre Richtung ohne Voraussetzung der graden Linie denkbar! Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten — Entfernung läßt sich auch nur durch Linie erklären! Der Punkt, der einen Weg zurücklegt, ist entschieden anthropomorphisch. Es hilft nichts, es bleibt nichts übrig, als uns auf den Boden der Empirie zu stellen und zu sagen: die grade Linie ist der Weg der Kraft oder vielmehr die räumliche Erscheinung aller einfachen Bewegung. Jedem Atom ist die letztere eigen, also ist diese grade Linie, diese bestimmte Richtung nicht mehr aufzulösen und zu definiren; sie ist das Einfachste, von dem alle Erscheinung, alles Denken ausgeht, sie ist daher allem immanent, eine wesentliche Eigenschaft. Sie weiter zurückführen ist danach unmöglich. Es muß uns genügen, daß sie ursprünglich vorhanden und uns deshalb unmittelbar verständlich ist. Und jede Erscheinung der Kraft d. h. jede Summe von Bewegungen bringt uns dieselbe heute wie alle Zeit hervor.

Die Griechen unterschieden bekanntlich das apriorische Wissen nicht von dem angeborenen. Plato suchte das apriorische Erkennen auf die Erfahrung während eines früheren Daseins zurückzuführen, deren wir uns in diesem Leben nur erinnerten. Stimmt diese An-

sicht nicht aufs wunderbarste mit den Anschauungen der monistischen Philosophie? Es war dieser vielverspottete Traum eine der genialsten Ahnungen oder Intuitionen des großen Griechen. Und wenn ein Zweifler einwerfen will: das waren wir nicht, jene Lebensformen, die vor vielen Millionen Jahren vorbereitet wurden, so werden wir antworten: Das warst auch Du nicht, jener unförmliche Embryo, oder jenes stammelnde Kind, aus welchem Du Dich entwickelt hast.

Der Inhalt dieses etwas schwierigen, doch wie ich hoffe, einleuchtenden Gedankengangs ist hauptsächlich auf die Grundidee gebaut, daß wir vieles von Uranfang wissen, sofern man mir erlaubt mit dem Worte Wissen jede dunkelste ursprüngliche Wahrnehmung zu bezeichnen. Also: Die primitive Zelle weiß, daß hier die Atome für ihre Nahrung sind; sie empfindet, sie weiß, sie will, sie handelt; diese vier Stufen dürfen wir der Klarheit halber bei jedem Lebenden annehmen. Und es mögen hier mit Beziehung auf das Vorige kurz die Hauptquellen des Irrthums dargelegt werden, wodurch auch das Wesen und die Entwicklung unseres Wissens neue Klarheit gewinnen werden.

Es ist anerkannt, und bildet den oft wiederholten Grundgedanken dieses Werks, daß der Anfang menschlichen Erkennens ein vollständiges Vermenschlichen der äußeren Erscheinung gewesen ist. Alles was wir zuerst sahen, war uns lebend, war uns Mensch. Die allmähliche Ueberwindung dieses Irrthums bezeichnet den Fortschritt der Vernunft; darüber werde ich ausführlich in den Abschnitten von der Sprache und den Monaden reden. Eine noch heute vielfach herrschende Wirkung dieses Irrthums ist die teleologische Weltauffassung.

Gerade wie unser erstes Wissen in die Form Mensch eingebunden ist, so muß das Wissen der früheren Thierformen in ihnen durchaus äquivalente, adäquate Erscheinungen gekleidet gewesen sein und die Reste, der Nachhall jenes Urdenkens wirken in uns fort. Die Zelle, welche z. B. in gerader Linie auf ihre Nahrung lossteuerte, hat diese Eigenthümlichkeit allen hochorganisirten Formen des Folgelebens übertragen. Es ist also ein Wissen um die gerade Linie

(stets im oben erwähnten Sinne) schon auf den primitivsten Stufen vorhanden. Neue Formen entwickeln sich mit neuen Kräften in den folgenden höheren Stufen, mit der Ausübung neuer Thätigkeit tritt auch neues Wissen in das Seelenorgan des höheren Thieres. Dabei wirkt das frühere Wissen in sofern weiter, als es durch die neue Erkenntniß nicht rectificirt oder aufgehoben wird. Und so steigert sich das in immer andere Formen eingebundene Wissen bis es endlich an seiner höchsten Potenz, dem Menschengeist, anlangt.

Hierin liegt nun das Geheimniß der Vernunftentwicklung und die enorme Schwierigkeit ihres Studiums. Unser Geist muß seine jetzigen klaren Begriffe ausziehen, hinabtauchen in frühere dunklere Perioden und seine Werkzeuge eins ums andere vorsichtig abstreifen, um zu sehen, welche Begriffe denn die ursprünglichsten, die natürlichsten waren.

Nichts ist uns gewöhnlicher, als daß wir unsere heutigen Denkformen auf die Reden früherer Jahrhunderte übertragen — wie haben die subjectiven Franzosen den Homer übersetzt und wie wenig verständlich, gestehen wirs ein, ist dieser große Dichter uns noch heute, wo es doch durch eifrige Forschung zu tagen beginnt! Wie leicht schreiben wir den Thieren vernunftmäßiges Handeln, Schlußfolgerungen zu, während viel einfacheres Wissen waltet. Wir sind eben gewohnt unsere Vernunft für das Absolute zu halten, dessen Maßstab wir ebenso an Vergangenes wie Zukünftiges legen, während sie doch nur als etwas Gewordenes, der passende Maßstab für das Heute ist.

Geiger sagt mit Recht: „Daß zwei Seiten eines Dreiecks größer sind als die dritte wissen auch die Thiere, behaupteten die Alten, und dieser Ausspruch ist ein augenfälliges Beispiel, ein bündiger Ausdruck der Verwechselung zwischen mechanisch richtiger Bewegung und mathematischem Bewußtsein*). Und hier tritt denn die Frage

*) Daß letzteres ein durchaus formales ist, wird dem Leser einleuchten. Derartigen Irrthümern wird er im Leben tausendfach begegnen z. B. „Die Alten müssen die Gesetze der Perspective gekannt haben, weil sie auf ihren Gemälden richtig

uns entgegen, worin solches Bewußtsein eigentlich bestehe? was zwischen dem mathematisch denkenden Menschen und dem seinen Sprung nach Distanz und Länge genau berechnenden Thier für ein Unterschied sei. Die Beantwortung dieser Fragen fordert eine ganze Wissenschaft. Wenn sie geschaffen sein wird, so wird man vielleicht einsehen, warum wir über die Grundlage unserer Mathematik noch heute so sehr im Unklaren sind."

Um es kurz zu wiederholen, wie unser Empfinden, unser Wollen, unser Können, so leitet sich auch unser Wissen aus dunkeln Tiefen urältester Vergangenheit und primitiver Lebensformen her. Und die neue Wissenschaft, von der Geiger redete, die Wissenschaft vom Wissen, sie wird jene dunklen Tiefen erschließen müssen. Sie wird dann vielleicht finden, daß die Voraussetzungen der Mathematik Urformen des Seins sind, welche wir in der großen Weltentwicklung mit durchlebt und aus deren möglichen Verbindungen sie den großen Werdegang dieser Entwicklung nachzudenken, bemüht ist. Ihr Denken ginge also von den Urformen zu dem höchstentwickelten Wesen, während der Ausgangspunkt der Vernunft diese höchstcomplicirten Formen als Maße für alle übrigen anwandte.

---

verkleinern!" Dann müßte der Fisch auch nach dem bekannten Gesetze vom Wasserdruck ausrechnen, in welche Tiefen des Meeres er sich begeben könne, ohne die — vorher berechnete — Elasticität seiner Luftblase zu gefährden u. s. w.

Gedächtniß und Erinnerung.

Die Frage, wie es denn möglich wäre, wenn unsere Seele nicht ein immaterielles, die körperliche Entwicklung begleitendes Wesen ist, daß wir überhaupt Erinnerungen aus unserer Kindheit festhielten, da ja der körperliche Stoff sich notorisch in sieben Jahren vollständig erneuert und es demnach ganz unbegreiflich wäre, wie Stofftheile die in jener Zeit noch außerhalb waren, Dinge und Eindrücke weitertragen könnten, die in unserem Inneren damals erweckt wurden, ist ein oft wiederholter Einwurf gegen die monistische Weltanschauung.

Diese Frage erinnert mich an etwas, was mir als Knaben gleichfalls unbegreiflich war und worüber ich oft Erklärung verlangte. „Man sagt immer, meinte ich, das ist die Politik Englands oder Rußlands. Rußland hat die geheimen Absichten, Frankreich kann das nicht zugeben. Es ist denn doch aber klar, daß darunter immer die Leiter der Politik, also bestimmte Menschen gemeint sind, die ja doch ihre eigenen Ansichten und ihren freien Willen haben. Und da, meine ich, kann man durchaus nicht wissen, ob Rußland dies will und Frankreich jenes nicht will.“ Von der ungeheueren Bedingtheit eines Landes oder Reiches sowohl durch seine eigene Vergangenheit als durch die zahllosen Interessen, mit welchen es mit den übrigen Staaten zusammenhängt, hatte ich damals noch keine Ahnung. Und so wußte ich denn auch nicht, daß der Staatsmann, der in die

bewegenden Centralpunkte dieses Lebens eintritt, sofort durch dieses ganze System von Kräften, durch diese enorme Bedingtheit so umwoben wird, daß er gar nicht anders handeln kann, als den traditionellen Lebensformen des Staates sich einfügend, die ganze kunstvolle Maschine so bewegen, wie sie allein eine Wirkung auszuüben im Stande ist. Ein unvernünftiger Knabe könnte sie allerdings zweckwidrig handeln lassen d. h. sie in Verwirrung bringen, er würde aber dann selbst das Opfer ihrer gewaltigen Bewegung.

Ist es denn, namentlich im Hinblick auf das, was ich S. 39 von der Pangenesis gesagt habe, wirklich wunderbarer, daß ein Stofftheilchen in der ungeheueren Bedingtheit des menschlichen Organismus an der bestimmten Stelle so umgewandelt werde, daß Erinnerungen aus alter Zeit an ihm haften bleiben, als daß der einzelne Mensch eintretend in die Bedingtheit seiner Familie, seiner Heimath, seines Volkes, seines Zeitalters, der Entwicklungsstufe, welche die Menschheit seit ihrem Entstehen bis auf diese Zeit erreicht hat, als ein Inbegriff der Fähigkeiten, Empfindungen, Gedanken einer unermeßlichen Vergangenheit alle diese Elemente in seinem eigensten Wesen erneuere und reproducire. Und welch ein verschwindendes Staubtheilchen ist der einzelne Mensch im Vergleich zu der Unendlichkeit der Generationen, welche vor ihm gewesen sind und von welchen eine jede — anfangend mit dem ersten Aufdämmern der Empfindung in der Thierzelle — der darauffolgenden etwas übertragen hat, so daß der heutige Mensch wirklich und wahrhaftig das Schlußglied einer ungeheueren Kette ist, an welcher mit der körperlichen Form der geistige Inhalt, die immer mehr erschlossene Empfindungsfähigkeit sich fortpflanzt, herabgeleitet wird durch eine Zeitunermeßlichkeit, vor welcher auch die kühnste Phantasie schwindeln muß. Schiller sagt mit Bezug auf die Schrift von dem menschlichen Gedanken:

Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Etwas ganz Aehnliches müssen wir uns in ungeheuerer Vergrößerung von dem Empfindungsleben vorzustellen suchen. Die durch Gegensätze erweckten allerfrühesten Empfindungsträume von Raum,

Zeit, Causalität u. s. f., sie übertrugen sich von dem ersten Zellenleben von Geschlecht zu Geschlecht — wer weiß wie viele Millionen von Jahrhunderten, bis sie endlich als **Gedanken** des Menschen in Worten gefestet wurden. Und doch — so vollkommen diese Gedanken, so unähnlich sie den ersten Entstehungskeimen sind, so sehr sie sich zu diesen verhalten, wie die strahlende Tageshelle zu dem glimmenden Funken — es ist dennoch eine Entwicklungsreihe, welche beide verbindet. Und es ist ein Erinnern, nichts anderes als Erinnern, welches von Jahrtausend zu Jahrtausend fortwirkt und heute unser Leben, unser hochgesteigertes Seelenbewußtsein mit jenen primitivsten Formen in Verbindung setzt. Die ganze Entwicklung des Lebens unserer Eltern, sie lebt als dunkle, unbewußte Erinnerung in uns fort: der Vater den sein Geschick zu weiten Wanderungen gezwungen, der im Kampfe mit der Noth den Ernst des Lebens erfahren — er überträgt diese Erlebnisse als **Disposition** der Wanderlust, der ernsten Lebensauffassung seinem Sohne. Was sich so zwischen zwei unmittelbar verbundenen Gliedern der Kette leicht begreifen läßt, das auf die ganze Reihe zu übertragen, in jeder vorausgehenden Stufe die Form zu sehen, die mit einiger Veränderung in der folgenden Stufe sich wiederholt, das Licht des Bewußtseins, die Wärme der Empfindung, die sich innerhalb dieser Form erneuert, gleichzeitig schaffend und modificirend auf dieselbe einwirkt, ebenso als Wiederholung eines früheren Bewußtseins, einer früheren Empfindung sich vorzustellen — das ist es, was wir unserer Phantasie, unserem Abstractionsvermögen zumuthen müssen. Dann werden wir finden, was ich am Schlusse des vorigen Abschnittes sagte, und was Plato ahnend vermuthete, daß unser gesammtes Denken nichts weiter ist, als eine Erinnerung früherer, längst vergangener Zustände.

Und sollte es nun wirklich so schwer sein, dem Körpertheilchen, welches in die unendliche Bedingtheit unseres Gesammtorganismus eintritt, die Function zuzuschreiben, Bilder, Worte, Gedanken unserer frühesten Kindheit festzuhalten? Ist das wirklich ein so unlösbares

Räthsel oder gibt es auch andere Analogieen mit deren Hilfe wir uns ein Bild jenes Vorgangs machen könnten?

Was wir Erinnerung und Gedächtniß nennen, ist eins der Worte des gewöhnlichen Lebens, welche tumultuarisch und der augenblicklichen Bequemlichkeit entstammte Begriffe zusammenfassen. Die Wissenschaft kann mit derartigen Begriffen nicht viel anfangen, sie muß erst fragen, welche Erscheinungen alle hier aufs Gerathewohl sich zusammengefunden haben, diese ordnen, sondern, und auf ihren verschiedenartigen Ursprung zurückführen. Was der gewöhnliche Sprachgebrauch Gedächtniß nennt, lehnt sich meistens an die Fähigkeit an, Worte und Wortverbindungen zu reproduciren und damit verwandte Vorstellungen zu erwecken. Sehen wir daher näher zu.

In gewissen Sinne könnte man schon bei der Pflanze von Erinnerung reden. Sagt man ja doch, die Wunderblume, die sich in dunkler Nacht bei uns in der Stunde erschließt, da in ihrer Heimat lichter Sonnenglanz lacht, erinnere sich ihres früheren Standortes. Wenn der Weinstock draußen auf Hügeln und Halden blüht, da beginnt der Wein in den Fässern aufs neue zu arbeiten und zu rumoren; die Küfer sagen alsdann: Der Wein erinnert sich seiner Jugend. Da walten nun offenbar, wie ich schon Seite 140 angedeutet, Gesetze, die mit der Rhythmik des Lebens zusammenhängen. Aber, wenn an der bestimmten Stelle des Weinstocks sich eine Ranke herausentwickelt, welche die Befähigung und Neigung zeigt, sobald ihr ein Stützpunkt gegeben wird, denselben zu umwinden und festzuhalten, erweckt das nicht in uns den Gedanken eines absichtlichen Wollens, mindestens einer staunenswerthen Zweckmäßigkeit? Und, so fragen wir billig, wie kommt der ganz indifferente Stoff dazu, gerade an dieser Stelle in diese äußerst zweckdienliche Form sich umzugestalten? Von Erinnerung in menschlichem Sinne kann hier nicht die Rede sein, nichts berechtigt uns bei der Pflanze Empfinden, die Quelle der Bewußtheit und des Willens vorauszusetzen. So bleibt uns denn nichts übrig, als die Annahme, daß die ganze Harmonie der Pflanzenform — als Entwicklung d. h. in der zeitlichen Auf-

einanderfolge zahlloser sich bedingender Einzelmomente aufzufassen ist, deren Gesammtheit, das Wachsthum, gerade an der bestimmten Stelle und zu der bestimmten Zeit Ranken treibt, wie Blätter und Blüthen.

Wenn nun solchergestalt die Tendenz des Wachsthums zu einer ganz speciellen, im Interesse des Gesammtorganismus hergestellten Bildung führt, muß da nicht auch im Thierleben ein ähnlicher bis zur complicirtesten Einzelform gesteigerter Wachsthumstrieb zur Geltung kommen? Aber im Thier tritt gleichzeitig ein anderer Factor auf, das Empfinden, welches sich der jedesmaligen Form ganz adäquat verhält. Alle die Stufen, welche also das Pflanzenleben unbewußt und nicht wollend durchlaufen hat, das Thier überwindet sie mit einem gewissen Grade der Bewußtheit und Entfaltung des Willens.

Demnach muß auf jeder neuen Stufe der Entwicklung im Wachsthum bei dem Thiere nicht nur die höchst eigenthümliche Form, wie dort bei dem Weinstock die Ranke, sondern auch der dieser Form durchaus entsprechende Empfindungs- und Willensinhalt zum Vorschein kommen. Dieser knüpft aber nicht nur, wie ich schon bemerkte, an durchaus analoge Formen früherer Generationen an, er baut sich auch als Entwicklung auf die bereits durchlaufenen Stufen des individuellen Lebens auf und so muß denn ein geistiger Zusammenhang zwischen den Jahren der Kindheit und denen des späteren Lebens vorhanden sein, der einzig und allein auf die Aehnlichkeit, Gleichartigkeit, Erregungsfähigkeit der Körpertheile zurückzuführen ist. Die Vögel haben gelernt sich vor dem Schießgewehr fürchten — generelle Erinnerung. Der Hund, der einmal sauern Wein aus einem Glase getrunken, ergreift die Flucht vor jedem Glase — individuelle Erinnerung.

Wie ist es denn nun mit der b e w u ß t e n Erinnerung? Haben die Thiere diese auch? Können sie sich eines Zustandes, einer Thatsache aus ihrem früheren Leben erinnern? Es scheint nicht. Denn das Thierleben steht ganz unter dem Einflusse des sinnlichen Wohlbehagens, es sind nur Vorstellungen, die mit diesem verknüpft sind, welche sie beherrschen. Und wenn auch der Hund des Odysseus seinen

Herrn am frühesten erkannte, so geschah dies nur, weil ihn sein herrschender Sinn am untrüglichsten leitete und keine Reflexionsbilder störend dazwischen traten. Der Mensch aber ist durch die Gabe der Sprache vorwiegend reflektirendes Wesen geworden. Ein körperlicher Druck erweckt im Traume Gedanken und Bilder, welche mit der entsprechenden Sphäre des Nervenlebens zusammenhängen. Nun erneuern sich Worte, Gedanken, Bilder der Kindheit im späteren Leben am öftesten; die körperliche Form und Bewegung der entsprechenden Fasern wird habituell und es erweckt das tönende Wort die verwandten Vorstellungen jedesmal zu sympathischem Mitklingen, wenn sie auch nicht vor die Helle unseres Bewußtseins treten. So begreift sich denn auch daß Greise, Sterbende, denen die Mittelglieder des im reiferen Alter Erlebten schwinden oder auftrocknen, den Untergrund ihres Empfindungslebens, der bisher unbewußt war, wieder hervortreten sehen in ihr Bewußtsein, daß ihnen, wie sie sagen, Dinge aus ihrer frühesten Kindheit, Bilder, die sie längst vergessen geglaubt, wieder einfallen. Darüber später mehr.

Es ist ein eigen Ding um das Verhältniß des bewußten und unbewußten Erinnerns. Wie oft fragen wir uns beim Anblicke eines Ortes, beim Hören einer Melodie, bei einem scheinbar unbedeutenden Worte: Wo hast du das schon einmal gesehen oder gehört; es erweckt in uns eine eigenthümliche Stimmung, wir suchen zusammen, was uns etwa noch auf die Spur leiten könnte. Da ist es der eine Anblick, der eigenthümliche Klang, das eine Wort, was in unserer Erinnerung haften geblieben ist und wir müssen durch Schließen, Verbinden, Herleiten das längst vergangene Bild herzustellen suchen. Wenn wir uns erinnern, daß wir als Knaben dies oder jenes gesagt, so vermögen wir darüber zu reflektiren und den Schluß zu ziehen: Du mußt also damals so oder so gedacht, von dieser Sache die oder jene Vorstellung gehabt haben.

Dieses Verhältniß wird von großer Bedeutung, wo es sich um die Erinnerungen der Völker, der Menschheit handelt. Es geht ein Strom lebendiger Tradition von den ältesten Zeiten herab bis auf

unsere Tage, die Erlebnisse, Fortschritte, Gedanken und Gefühle der vergangenen Menschen uns mittheilend. In dieser bewußten Tradition geht aber zugleich eine Fülle von dunkelen Erinnerungen mit, die gleichsam die Tiefe des Stromes bilden, während die Tradition nur die beleuchtete Oberfläche bildet. Was der Volksmund, die Geschichtschreiber uns berichten, das war für die Zeitgenossen schon interessant, es wich also ab von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge. Uns aber, die wir in einer entfernten Zeit leben, auf einer weitentlegenen Entwicklungsstufe verweilen, wäre Alles was in jener Zeit gewöhnliches Leben war höchst wissenswerth. Wir beachten darum oft das am meisten, was jene Geschichtschreiber sagen, ohne es sagen zu wollen, wir schließen aus einzelnen Worten, Thatsachen u. s. w. auf Sitten, Gebräuche, Religion, mit einem Worte auf den ganzen Inhalt des geistigen Lebens jener Vorzeit, wir suchen die Alterthümer der Menschheit, den Culturgang uns wieder zu vergegenwärtigen, indem wir ebenfalls, wie dort im individuellen Leben, schließen, combiniren, uns in die Zeit hineinzudenken suchen. Ist das nicht auch ein Sichbesinnen, ein Sicherinnern der Menschheit? Und ist es nicht ein Zeichen des voranschreitenden Einheitsgefühls der Menschheit? Die Römer, die Griechen, ihnen waren ihre eigene Vorzeit, die sie mit Sagen ausschmückten und zu verherrlichen suchten, Gegenstand des Studiums. In treuer Pietät verwahrte die mittelalterliche christliche Menschheit die Traditionen und Reliquien der Stifter und Förderer des Christenglaubens. Der neuen Zeit aber blieb es vorbehalten in eifrigstem Studium, mit lebendigstem Interesse Alles, was über die Kindheit und ersten Erlebnisse der ganzen, solidarisch aufgefaßten Menschheit Licht und Aufklärung verschaffen kann, aufzusuchen und durch Combinationen und Vergleichungen den hohen Gedanken einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit, wie sie Herder's genialer Geist schon ahnte, zu verwirklichen.

Diese vielleicht schwierigste von allen Fragen läßt sich natürlich nicht so kurzerhand abthun, ich habe im Vorausgehenden nur versucht, durch Betrachtung von erhöhten Gesichtspunkten aus, der Sache

einigermaßen ihr Räthselhaftes zu nehmen. Versuchen wir es, durch Auffassung von drei möglichst auseinanderliegenden Stufen etwas mehr Licht in das Wesen der Erinnerung zu bringen.

Daß das primitive Thierleben sich körperlich so gestaltet hat, daß Lustgefühl und Unbehagen z. B. durch Wärme oder Kälte, Nahrung oder Leere u. s. w. unmittelbar und direkt erweckt werden, das ist uns nicht unbegreiflich. Diese Erinnerung erscheint also als eine vollständige Wirkung der körperlichen Organisation. Die Bedingtheit liegt lediglich in dem Inneren des Thiers und den gleichmäßig sich wiederholenden, einfachen Einwirkungen der Außenwelt.

Als zweite Stufe nehmen wir den Entwicklungsgrad, wo bei höher organisirten Thieren das Sehen bereits einen großen Theil der Außenwelt erschlossen hat. Die frühere Stufe wirkt natürlich fort, aber eine neue Welt beginnt im Inneren des Thieres zu erwachen. Seine Empfindungen sind an Vorstellungen gebunden d. h. seine Empfindungen nehmen Gestalt an. Diese — das Thier zunächst interessirenden — Gestalten erneuern sich häufig in den inneren Organen. Wenn nun auch der Stoff der Sehnerven wechselt, sich vertauscht, es muß durch die fortgesetzte Wirkung allmählich in seiner Form eine solche Veränderung stattfinden, daß er für gewisse Lichtwirkung eine eigenthümliche Disposition zeigt. Ich nehme der Einfachheit halber an, es sei die grüne Farbe. Das Pferd z. B. interessirt sich für diese, weil sie mit seiner Nahrung zusammenhängt. Der Reflex des Grün in dem Sehorgan stellt demnach einen gewissen Rapport her zwischen den primitiveren Ernährungsorganen, so daß beide Organe in eine Mitleidenschaft oder Correlation treten. Nun ist aber offenbar die Lichtwahrnehmung etwas viel helleres in dem Bewußtsein des Thiers, als die instinctive, aus einer früheren Stufe herstammende Nahrungsbedürftigkeit. Es wird demnach letztere allmählich in die Gestalt der Sehwahrnehmung sich verlieren d. h. in dem gegebenen Falle: der Hunger wird das innere Sehorgan des Pferdes so disponiren, daß es ein Verlangen nach Grün hat und die Empfindung selbst wird ihm in dieser bestimmten Gestalt

bewußt werden. Wenn der Leser diesen einfachen Fall als Maßstab benutzt und damit die ungeheure Mannigfaltigkeit der sichtbaren Dinge und zugleich der inneren Anlagen und Dispositionen des Thiers zusammenhält, so wird ihm das Wesen der Erinnerung allmählich klarer werden. Ein logisches Denken verlangt nämlich, daß die Vielgestaltigkeit der Außenwelt durch das Sehorgan in fortgesetzter Wirkung ihren Einzug halte in das Innere des Thiers, daß fort und fort sich erneuernde Gesichtswahrnehmungen mit der Zeit zu Typen werden, die einer Disposition des inneren Sehvermögens entsprechen, daß dieselben in eine vielfache Beziehung zu dem ursprünglichen Empfindungsleben des Thieres treten, daß letzteres demnach in dem Centralbewußtsein sich in die Gestalt jener Typen kleide, daß, mit anderen Worten, in dem Inneren des Thieres sich ein schwaches Abbild der Außenwelt herstelle, welches in innige Wechselwirkung mit dem primitiveren Empfindungsleben des Thieres tritt.

Es kleidet sich also das dunkele Empfindungsleben des Thiers in eine Reihe von Gesichtstypen, welche wir in dem innerlichen Sehorgan des Thiers vorgebildet denken müssen (man erinnere sich der Furcht vor der Flinte bei den Vögeln, der Auswahl der Gegenstände zum Nestbau u. s. w.), welche sich aber durch die tägliche und stündliche Erneuerung aus den Dingen der Außenwelt immer mehr verschärfen, vertiefen und specialisiren. Das Empfindungsleben wird demnach ein viel helleres, bewußteres, es wird zum Vorstellungsleben. Diese Vorstellungen drängen und schieben sich nun innerlich durch Reproduktion, wie in unserem Traumleben; sie werden aber auch durch die festgefugte, durchaus bestimmte und bedingte Außenwelt in einer Art von Spannung erhalten. Diese feste, unveränderliche Außenwelt verpflanzt ihre Bestimmtheit in das Vorstellungsleben, wird zum Regulator desselben, verhindert daß die Vorstellungen nicht in einander zerrinnen und zerfließen. Die jungen Zugvögel besuchen Gegenden, die sie niemals gesehen haben und finden sich dort sogleich heimisch, wie wir in unseren Wohnungen.

Die dritte Stufe hat nur das Geschlecht der „redenden Menschen" inne. Schon im vorigen Abschnitte habe ich von Typen des Empfindungslebens gesprochen, die uns aus den uralten Lebensformen der noch nicht zum Lichte erwachten Wesen anererbt sind. Ebenso sind uns die Eigenschaften der zweiten Stufe, das typische Vorstellungsleben geläufig. Es kommt nun aber noch ein drittes hinzu, nämlich der unmittelbare Ausdruck unserer Vorstellungen und Empfindungen durch die Sprache.

Diese wunderbare Gabe wird der nächste Abschnitt eingehender behandeln. Ich habe hier nur darauf hinzuweisen, welche Rolle sie beim Erinnern spielt.

. Auch die Worte sind Typen. Typen des inneren Gehörsinns. Ich möchte behaupten, daß das Kind zur Erlernung der Nationalsprache eine viel größere innere Befähigung hat, als zur Erlernung einer fremden und zwar stütze ich diese Behauptung auf eigene Erfahrung. Mein Vater war ein Franzose, der mit uns Kindern nur deutsch redete. Nur hier und da erlernte ich ein paar Worte französisch, las auch wohl mit meinem Vater ein paar Seiten. Es ist mir aber noch heute erinnerlich, wie ich als zehnjähriger Knabe ein französisches Buch in die Hand bekam, die Contes des fées, und wie ich dasselbe ohne besondere Schwierigkeit bis zu Ende las, was mich damals schon in nicht geringes Erstaunen versetzte.

Also die Worte sind Typen. Sie sind eine eigene Welt, welche um unsere Vorstellungswelt herumgewachsen ist, wie diese um die Außenwelt. Jedes Wort steht in der allergeschlossensten, allseitigsten Bedingtheit zu dem ganzen Sprachvorrath und dessen Leben, wird von den nahen und fernerliegenden Worten umgränzt, definirt und erleuchtet. Das Wort sagt also schon um deswillen etwas ungemein Bestimmtes. Aber auch unsere Gesichtsvorstellungen sind eine Welt und ergänzen, erwecken und bestimmen sich gegenseitig. Rechnet man noch hinzu die unwandelbare Bestimmtheit der Außenwelt, welche dieser Vorstellungswelt zu Grunde liegt und sie in ihrem festen Gefüge erhält und bedenkt man, daß die Worte im Verkehr mit

unseres Gleichen sich beständig erneuen und wiederholen, dadurch vor dem Vergessen bewahrt werden, so wird man begreifen, wie bei der innigen Durchdringung jener drei Welten die innere Form unserer Organe sich so fein modificiren muß, daß wir durch Worte, die uns an die Kindheit erinnern, eine ganz bestimmte Vorstellung aus unseren frühesten Jahren zu erwecken glauben. Dabei ist nicht zu vergessen, daß wir oft von Zeit zu Zeit die Erlebnisse unserer früheren Jahre resumiren und in eine Art von chronologischen Zusammenhang bringen. Ferner daß das dunkele Gefühlsleben, durch die Vorstellungen mit erregt, die Totalität unseres Selbst zu einem mitklingenden, unterstützenden Accord vereinigt.

Auf eine Erklärung des schwierigen Gegenstandes macht diese Darstellung keinen Anspruch, sie will nur die Grundlinien ziehen, auf denen eine solche möglich ist. Der Hauptgedanke ist, daß unser Erinnern ein potenziell in der Gegenwart, durch die Bildung und Bewegung unserer Centralnerven sich vollziehender Act ist und daß es ein Irrthum ist, wenn wir glauben unsere Gedanken schweifen in die Vergangenheit, ähnlich dem der uns glauben läßt, daß wir die Dinge an ihrer richtigen Stelle und ihrer wahren Größe sehen, während sie doch nur sehr klein auf unserer Netzhaut abgebildet sind. Die Erinnerungen an die große Vergangenheit des Volkes und der Menschheit, welche durch Tradition und die Rückschlüsse der Wissenschaft uns erst wach gerufen werden, wären demnach etwa mit dem Sehen des Gelehrten und Gebildeten zu vergleichen, der Mond, Sonne und Planeten an ihrer wahren Stelle sieht.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Tradition. Jeder, der sich mit alten Sprachen beschäftigte, weiß, welche Schwierigkeiten oft die richtige Auffassung eines einzelnen Wortes in Bezug auf Gedankeninhalt, ästhetischen Werth, historische Beziehungen u. s. w. hat, wie schwer es uns fällt, bei dem Worte auch nur annähernd dasselbe zu denken, was die Alten dabei gedacht haben. Dies kommt daher, daß das Wort aus der Spannung des festen Gewölbes der antiken Sprachwelt herausgenommen und in die ganz verschiedene mo-

derne Gedankenwelt hineinverpflanzt ist. Da ist demnach das Erinnern nur durch künstliche Abstraction und Combination zu ermöglichen. Wie schwer es ist sich in den Geist einer vergangenen Zeit zu versetzen, das hat Goethe ine inem seiner ewigen Worte ausgesprochen, welches die von der zufriedenen Gelehrsamkeit nie genug zu beherzigende Warnung enthält, seinen eigenen Geist nicht für den Geist der Zeit zu halten. Und doch müßten uns gerade die Schriften der Griechen, Römer, Juden am verständlichsten sein, da diese Völker direkte Entwicklungsstufen der Menschheit darstellen, auf welche unser eigenes Geistes-, Gemüths-, Staatsleben u. s. w. zurückzuführen ist, während die divergirenden Reihen der übrigen Völker viel mehr Fremdartiges enthalten. Die Tradition schritt von Jahrhundert zu Jahrhundert vorwärts immer in dieselben Worte gekleidet; jedes folgende Geschlecht dachte sich bei den nämlichen Worten etwas Verschiedeneres. Es kommt eine Zeit, wo die Menschen sich besinnen, daß ihre höchst complicirten Vorstellungen nicht mehr auf die Einfachheit jener Worte passen; alsdann bemühen sie sich durch Vergleichungen, Anregen verwandter Empfindung u. s. w. sich in jene Jugendzeit des Volkes zurückzuversetzen, sein Fühlen, Denken, Wollen künstlich nachzuempfinden.

Ganz so ist es mit unseren Jugenderinnerungen. Unser Geist bemüht sich durch den ungeheueren Aufbau der späteren Erlebnisse hinabzugelangen zu den ursprünglichen Typen, diese in ihrer Consonanz d. h. ihrer Gleichzeitigkeit zu erwecken und mit Hilfe der ungemeinen Bedingtheit unseres Vorstellungs- und Sprachlebens ein Bild aus dem längst vergangenen Leben wiederherzustellen. Daß dabei die dunkeleren Tiefen des Empfindungslebens stets harmonisch unterstützend mitklingen, habe ich schon erwähnt. Wem sich beim Anblick eines armen alten Frauchens das Bild seiner Mutter in der Tiefe der Seele rührend erneuert und ihn zu Mitleid und Theilnahme stimmt, der wird sich nicht verwundern, warum jenes Bild so unvergeßlich ist und unbewußt wird dem armen Weibe die Gabe reichen und sie vielleicht „Mütterchen“ nennen.

IX.

Ueber den Ursprung der Sprache.

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint
Hall nur,
Der in die Luft hinfließt, heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm und das Herz ihm.

Klopstock.

Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Goethe.

Die Sprache ist die höchste Verwirklichung des in der ganzen Natur thätigen Prinzips der Umsetzung der Empfindung in Bewegung. Das erste Sprechen war zugleich Singen, das vollkommenste Reden ist heute Gesang.

Der Verf.

[illegible]

Das Princip der Reproduktion

Die liebende Mutter einer Gottin, [illegible] dem Erde, daß die Kette ihrer [illegible] [illegible] ihres [illegible] durch [illegible] [illegible] finden, [illegible] [illegible] [illegible] cips [illegible], das in der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] machen.

Das [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], daß eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche auf diese [illegible] [illegible] hat.

[illegible] [illegible] macht sich geltend, [illegible] die [illegible] organisirten [illegible] [illegible] gelangt sind.

[illegible] sind [illegible] [illegible] und [illegible], denn sie [illegible] durch [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible]. Der [illegible] [illegible] [illegible]

I.

Das Princip der Repräsentation.

Die liebende Mutter oder Gattin, welche an dem stillen Fleckchen Erde, das die Reste ihres Kindes oder Gatten birgt, Erleichterung ihres Grams durch Thränen und einen himmlischen Trost findet, möge als ein schönes und edles Beispiel jenes großen Princips voranstehen, das in der Menschenwelt zu so bedeutender Entwicklung und Herrschaft gelangt und das ich mit dem Worte Repräsentation zusammenfassen möchte.

Das Wesen oder den Inhalt dieses Princips will ich kürzlich dahin charakterisiren, daß eine äußere Wahrnehmung oder innere Vorstellung im Stande sind, unser Empfindungsleben in einer Weise zu erregen, welche mit dieser Wahrnehmung direkt eigentlich nichts zu schaffen hat.

Dieses Princip macht sich geltend, sobald in dem Thierleben die verschieden organisirten Sinne zu selbständiger Ausbildung gelangt sind.

Primitive Sinne sind Tast- und Allgemeingefühl, auch Geschmack und Geruch, denn sie vermitteln direkt durch Behagen oder Unlust Natur und Eigenschaft der uns zuträglichen oder nachtheiligen Außendinge. Der ausgebildete Tastsinn ist schon ein repräsentativer

Sinn, wie sich jeder überzeugen kann, wenn er eine Birne anfühlt, um sich zu vergewissern, ob sie wohlschmeckend ist.*)

Repräsentativ-Sinne im höchsten Grade sind Gesicht und Gehör. Das Lämmchen, welches die Stimme seiner Mutter aus der ganzen Heerde heraushört, das Reh, welches bei der geringsten Bewegung zusammenschrickt und die Flucht ergreift, der Knabe, dem beim Anblicke einer saftigen Birne oder Traube der Mund wässert: sie werden alle von einer an und für sich gleichgiltigen Vorstellung oder Sinneswahrnehmung derart afficirt, daß eine ganz andere Region ihres Organismus in Mitleidenschaft geräth, als ob dieser schon direkt mit dem gefürchteten oder gewünschten Gegenstande in Berührung gekommen wäre.

Die Erklärung dieser Erscheinung läßt sich nicht anders geben, als durch häufige Gleichzeitigkeit und dadurch angewöhnte oder angezüchtete innere Rapporte mit äußeren Sinneswahrnehmungen. Die Vögel, die vor dem Gewehr davonfliegen, das sie nie gesehen haben, mögen ein Beispiel des angezüchteten, das gebrannte Kind, das das Feuer scheut, des angewöhnten Rapports sein.

Mit der Entwicklung und weiteren Ausbildung dieser Repräsentativsinne wurden dieselben befähigt, eine größere Anzahl von Wahrnehmungen in rascher Folge aufzunehmen. Das will ich durch ein Beispiel erklären. Ein Raubthier, das der Witterung seiner Beute folgt, wird nur durch die größere oder geringere Intensität des Geruchs geleitet. Es ist die gleichartige Wahrnehmung, welche noch dazu mit dem Geschmack zusammenhängt, die das Raubthier allmählich auf die richtige Fährte bringt.

Ganz anders mit dem Gehörsinn. Wie viele verschiedenartige Geräusche und Stimmen vernimmt nicht das Ohr, auf wie viele horcht es nicht, bis es endlich den einen gewünschten oder gefürchteten Ton heraus hört! Und nun gar der Gesichtssinn! Er erschließt

*) Das ist freilich beim Menschen erst durch Reflexion erworben. Instinctiv ist dagegen das Handeln des Papageis, des Eichhörnchens u. s. w., welche die zu leichte, also taube Nuß wegwerfen.

die Fülle der mannigfaltigsten Formen und Farben, er leitet in die große, unendliche Welt!

Thun wir gleich einen bedeutenden Schritt vorwärts und stellen wir uns den Indianer vor mit seiner berühmten Scharfsichtigkeit, die auf des „Grases Welle und dem Thau der Flur" erkennt, wo das Wild vorübergezogen. Welche Menge von sinnlichen Wahrnehmungen der verschiedensten Art, die alle in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden, dessen Schlußpunkt der ersehnte Gegenstand ist! Jede einzelne Wahrnehmung ist aber Repräsentation für eine andere, die oft gleichzeitig mit oder neben der ersteren aufgefaßt wurde; es entwickeln sich also natürliche Reihen von Vorstellungen, jede einzelne in einer gewissen Bedingtheit oder causalem Zusammenhang mit der vorausgehenden und nachfolgenden.

Das repräsentative Princip tritt uns hier sehr deutlich entgegen. Aus diesen zahlreichen Reihen von Vorstellungen muß immer jede einzelne Vorstellung herausgenommen ihre nachbarlichen Vorstellungen wieder erwecken d. h. sie vermag an deren Stelle aufzutreten, sie zu repräsentiren.

Dabei können nun sehr verschiedene Fälle eintreten, von denen ich einige erwähnen will:

1) Eine oft wiederkehrende Vorstellung erneuert sich leichter als eine seltenere. Erstere ist demnach zur Repräsentation geeigneter, aber wenn sie in vielen Reihen vorkommt, so wird sie eben dadurch indifferenter und darum weniger geeignet.

2) Von einer Reihe von Vorstellungen wird diejenige zur Repräsentation am geeignetsten sein, welche die beiden Eigenschaften vereinigt, daß sie a) am geläufigsten b) am eigenthümlichsten ist d. h. in den anderen Vorstellungsreihen möglichst selten auftritt.

3) Eine starke d. h. das Empfindungsleben mächtiger erregende Vorstellung kann leicht durch verschiedene Vorstellungen repräsentirt werden. Denn alle mit ihr sei es in causalem, sei es in (durch öftere Gleichzeitigkeit) historischem Zusammenhang stehende Vorstellungen erwecken dieselbe.

4) Dasselbe gilt von Vorstellungen, die ihre Stärke darin haben, daß sie oft wiederkehren, erneuert wurden und darum sich leicht reproduciren.

Das Princip der Repräsentation ist das Fundament des gesammten Geisteslebens der Thier- und Menschenwelt.

Die Causalität wird durch dasselbe objektiv, d. h. reflektirt, ebenso alle anderen uns angeborenen primitiven Bewußtseinsformen.

Die Löwin, die ihre Jungen nicht wiederfindet, wüthet und tobt; der Anblick der leeren Höhle ist für sie Repräsentation eines Uebelthäters der ihr Liebstes geraubt hat. Der Hund, der den Stock sieht, kriecht winselnd herbei, der Stock ist für ihn Repräsentation der künftigen Prügel.

Oft aufeinander folgende Vorstellungen bilden sich zu Causalreihen aus. Die größere Vollkommenheit hängt hier von der Sinnenschärfe und namentlich dem Gedächtnisse (man erlaube hier dies viel zu allgemeine Wort) ab.

Das Interesse spielt natürlich hierbei eine große Rolle. Die Beute des Raubthiers ist Mittel- und Schlußpunkt der meisten seiner Vorstellungsreihen. Allen anderen Dingen, die in keine Beziehung zu jener treten, geht es kalt und gleichgiltig vorüber.

Je zahlreicher die Interessen, desto mannigfaltiger die Vorstellungsreihen. Dinge, die in den verschiedensten Vorstellungsreihen vorkommen, erlangen dadurch eine höhere Bedeutung, einen tieferen dauernderen Werth. Sonne und Mond werden zu Göttern. Der Mond macht kalt, sagt noch heute das Volk.

Außer der Befähigung geistiger Wahrnehmung tritt mit dem Repräsentationsprincip noch eine andere Befähigung von unermeßlicher Wichtigkeit auf; nämlich die Ausdrucksfähigkeit.

Ich habe im ersten Abschnitt gesagt, daß eine ungeheure Kluft zwischen Bewegung und Empfindung liegt, daß hier zwei Gebiete durch eine unübersteigliche Grenze geschieden sind und daß wir niemals im Stande sein werden, auch durch die Erkenntniß der complicirtesten Structur uns die einfachste und primitivste Empfindung

zu erklären. Empfindung läßt sich nur durch Empfindung auffassen und analysiren.

Aber es gibt eine Möglichkeit, die eigene Empfindung einem anderen Wesen mitzutheilen. Diese wunderbare Gabe, die beim Menschen zu höchster Vollkommenheit gesteigert ist, wir haben sie auf ihre ersten Anfänge zu verfolgen; wir haben die Möglichkeit ihrer Erklärung aus ihren einfachsten Erscheinungen herzuleiten.

Eine einfache Betrachtung sagt uns, wenn wir gleichartige, höchst einfache Organismen, die z. B. im Wasser zu leben bestimmt sind, aufs Trockne gebracht, sich heftig bewegen und zappeln sehen bis endlich die Bewegung erlischt und die Thiere sterben; daß bei allen diesen Wesen wohl eine gleiche Empfindung des Leidens und Schmerzes waltet. Sie sind ganz gleichmäßig gebaut, die Lebensbedingungen sind ihnen entzogen, die heftigen Bewegungen deuten an, daß ihnen nicht wohl ist — es ist für uns eine verständliche Sprache, weil wir aus unserem Gesammtleben uns ähnlicher Vorgänge wohl bewußt sind. Natürlich *wollen* diese Thiere ihrer inneren Empfindung keinen Ausdruck verleihen; ihre Bewegungen sind nur reflektorische Wirkungen.

Die Ausdrucksfähigkeit beginnt erst bei gleichartigen Thieren einer schon entwickelteren Stufe, namentlich wenn dieselben in größerer Anzahl zusammenleben. Das wohlgeordnete Staatsleben der Ameisen und Bienen, die bekannte Thatsache, daß gewisse Heerdenthiere während sie grasen, Wachen ausstellen, und ähnliche Dinge lassen eine gewisse Verständigung und Mittheilung zwischen den einzelnen Thieren unbedingt voraussetzen. Ein französischer Naturforscher erzählt, er habe einst einen Mistkäfer, der bekanntlich seine Eier in eine selbstgefertigte kleine Kugel wickelt und letztere dann an einem sicheren Orte birgt, sich vergeblich abmühen sehen, seine Eierkugel einen kleinen Abhang hinauf zu schieben. Als alle seine Anstrengungen vergeblich geblieben, sei er davongeflogen und nach einiger Zeit sei er zum größten Erstaunen des Beobachters wiedergekehrt mit einem anderen Mistkäfer und beide hätten nun mit vereinten Kräften die Last hinaufgeschoben,

worauf dann der Hilfsbruder wieder davongeflogen sei. Hier müßten wir sonach eine entschiedene Verständigung annehmen und zwar nicht zwischen geselligen Thieren, sondern zufällig sich begegnenden.

Die geschlechtliche Sonderung und das Familienleben müssen frühzeitig schon eine reiche Quelle der verschiedenartigen Ausdrucksfähigkeit zwischen den einzelnen Thieren gewesen sein. Die Lockrufe, das Entfalten körperlicher Vorzüge, das gemeinsame Bauen der Nester; die Sorge für das brütende Weibchen, für die Jungen u. s. w. überall finden wir Mittheilungsbedürftigkeit und -Fähigkeit.

Hier ist der wahre Ursprung der Sprache, freilich noch nicht des gewaltigen Stamms, aus welchem in tausend Aesten der wunderbare Baum der menschlichen Sprache sich entfaltete, unter dessen Schatten alle Geschlechter der Menschen in Eintracht wandeln, aber doch der Keim, aus welchem das erste, unscheinbare Pflänzchen hervortrieb.

An dem Tage, an welchem zum erstenmale ein Thier für ein anderes gleichartiges Thier etwas bestimmtes repräsentiren wollte, entstand jener Keim, der sich zur rohesten menschlichen Sprache verhält, wie die elementarste Zelle zum vollkommensten Bau der Säugethiere.

Auf welche Weise vermochte nun ein Thier diesem inneren Drang oder Willen zu genügen? Die Antwort erscheint sehr einfach. Durch Bewegungen, welche theils instinctiv aus der Quelle seiner Bedürfnisse entsprangen, theils aus dem Nachahmungstrieb hervorgingen. Der junge Vogel, der auf die Pflege seiner Mutter angewiesen ist, sperrt den Schnabel und stößt klägliche Töne aus; das zutrauliche Sichanschmiegen ist ein natürlicher Ausdruck der Zuneigung und hat sich zum Händedrücken, Küssen und Nasenreiben bei den Menschen ausgebildet.

Gleichartige Wesen bewegen sich gleichmäßig, wenn sie innerlich Schmerz, Lust oder Drang empfinden. Hierin liegt der Schlüssel des Verständnisses, hierin die Möglichkeit der Mittheilung.

Eine hohe Bedeutung mußte auch der Spieltrieb für die

gegenseitige Verständigung der Thiere unter sich bekommen; es dürfte daher dieser kurz erwähnt und auf seinen Ursprung zurückgeführt werden. Alle die Bewegungen, die das ältere Thier zur Beschaffung seiner Nahrung u. s. w. also im Dienste der Selbsterhaltung ausführt, sie sind als Drang in den jungen Individuen schon vorhanden; sie äußern sich zwecklos, wir sagen die Natur will die Gliedmaßen durch Uebung kräftigen und ausbilden. In diesen lebendigen, zierlichen, anmuthigen Spielen lernen nun die jungen Thiere ein gewisses Verständniß der Bewegungen ihres Gleichen: diese Bewegungen erschließen ihnen symbolisch ein Stück des Innenlebens der anderen, ihnen ganz gleichartigen Thiere: die einfachsten Affekte wie Freude, Schmerz, Zorn, Furcht treten schon deutlich zu Tage.

Mit dem größeren Reichthum des Innenlebens wird auch die Ausdrucksfähigkeit gesteigert; die stolze Haltung, das kluge Auge des Pferdes, das Kokettiren so mancher Vögel, das dräuende Zähnefletschen der Raubthiere, sie sprechen schon deutlich und bestimmt genug; die Affen haben es sogar schon bis zu einer gewissen, auf uns sehr komisch wirkenden Mimik gebracht.

Das Vermögen Laute hervorzubringen, ward zu einer reichen Quelle der Aeußerungen des Innenlebens. Die Wirkung auf Entfernung und auch in der Dunkelheit der Nacht mußte dies Mittel zu einer besonders bevorzugten Anwendung gelangen lassen. Die verschiedenartige Modulirung der Stimme und Töne diente sowohl als Erkennungszeichen für gleichartige Thiere, als auch bei besonders bevorzugten d. h. musikalisch begabten zur Aeußerung innerer Empfindungen.

Das große Princip der Repräsentation vermittelt also auf diesem hochwichtigen Gebiete zweierlei, nämlich

1) ein sympathisches Verständniß der Bewegungen eines ähnlichen Thiers als Ausdruck seiner Empfindungen.

2) Die Möglichkeit gegenseitiger Verständigung innerhalb größerer Kreise von Thieren.

Es ist dies Mittel demnach zugleich eine wichtige Grundlage

aller Gemeinschaft von Thieren und Menschen. Auf welche Weise dasselbe zuerst verwirklicht wurde, hat für uns kein besonderes Interesse, da es sehr natürlich und begreiflich erscheint. Ich erwähne dies hier, weil ich auf diesen Gedanken bei dem vielerfragten „Ursprung der Sprache" zurückkommen werde. Das Eine ist einleuchtend: so verschieden die Thiere, so verschieden auch ihre Bewegungen, so verschieden demnach auch die Symbolik derselben zum Ausdruck ihres Empfindens und Wollens; daß dabei auch Zufälligkeiten mitwirken, ist ebenso begreiflich.

Zwei Factoren sind es, welche bei diesen Repräsentativ-Bewegungen mitwirken und denselben dauernde Geltung verleihen; das Bestreben sich durch Zeichen verständlich zu machen und die Auffassungsfähigkeit. Viele fruchtlose Versuche führten wohl schließlich zu einem erfolgreichen Zeichen; dieses wiederholte sich und gewöhnte sich an. Das Individuum übertrug es seinen Nachkommen und auf diese Weise züchteten sich die Repräsentativbewegungen im Verlaufe der Zeiten zu größerer Vollkommenheit. Je zahlreicher die Anforderungen, die ein Thier an das andere zu stellen hatte, um so größer mußte auch die Zahl dieser Bewegungen werden und es ist meine feste Ueberzeugung, daß so complicirte und wohlgeordnete Gemeinwesen, wie der Bienen und Ameisen nur durch eine derartige angezüchtete Mittheilungsfähigkeit sich erhalten.

Eine jede solche Bewegung ist eine Vervollkommnung des Einzelorganismus, eine organische Verbindung des Gesammtorganismus und sofern sie selbst wieder vervollkommnungsfähig ist, Glied einer Reihe, die ebenfalls eine organische genannt werden muß.

Alle diese Eigenschaften sind von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, da dieselben bei der menschlichen Sprache die nur eine Vervollkommnung des ursprünglichen Bildungstriebs ist, ebenfalls in hochgesteigerter Weise in die Erscheinung treten müssen und dazu angethan sind, uns über dieses große Räthsel Aufklärung zu geben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß für die wenigen körper-

lichen Bewegungen, die ein Thier von dem anderen verlangen konnte, die Geberdensprache, welche kurz, energisch und schnell verständlich ist, ausreichen mußte. Unterstützt wird dieselbe bei vielen Thieren durch gleichzeitige Laute, welche aus der inneren Erregtheit und dem Bestreben, die Aufmerksamkeit zu erhöhen hervorgehen. Wie nahe liegt hier schon die Geburt der Lautsprache!

Die Sprache ist die wunderbarste Schöpfung des Repräsentativprincips. Insofern mit dem letzteren die Abhängigkeit von der niederen Sinnlichkeit aufhört und eine höhere Sinnlichkeit, die auf der *Causalität* beruht, anfängt, dürfen wir sagen, daß es ein *reingeistiges Princip* ist, die Sprache demnach eine eigentliche *geistige Schöpfung*.

Ich bitte, diesen Gegenstand nochmals in folgender Weise erwägen zu wollen:

Das Repräsentativprincip erzeugt eine *Kette*, bei der das eine äußerste Glied der Gegenstand selbst, sofern er sich z. B. unserem Gesichtssinne darstellt, ist, das andere seine mögliche Wirkung auf unser Empfindungsleben, d. i. das wodurch er uns wichtig ist. Diese ganze Kette enthält lauter repräsentative Zwischenglieder.

Denken wir uns nun jenes äußerste Glied, die Gesichtsvorstellung, nochmals in ein Repräsentativzeichen umgewandelt, *das menschliche Wort*, so hat letzteres die merkwürdige Wirkung, das vorhergehende äußerste Glied unmittelbar in unserer Vorstellung zu erwecken.

Dadurch ist nun zweierlei ermöglicht. 1) Die häufig wiederkehrende Gesichtswahrnehmung heftet eine Anzahl von Vorstellungen an diesen *festen Punkt*, das Wort. Sehr begreiflich, daß die zufälligen Verschiedenheiten sich gegenseitig eliminiren und schließlich nur die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die *allein* immer wiederkehren, haften. Dies ist eine Bereicherung der Erfahrung, es ist zugleich das, was wir *Abstraction* nennen. Ohne jenen festen Punkt wäre diese nicht möglich; die Gegenstände wären für uns ähnliche, aber immer *andere*.

2) Es wird eine ruhige, uninteressirte Betrachtung möglich. Der Schritt, welchen die Repräsentativsinne, namentlich das Gesicht, von der durchaus sinnlichen Beherrschtheit zu ruhigerer Auffassung gemacht haben, wird ganz enorm erweitert. Wenn wir das Geistesleben da anfangen lassen wollen, wo die unmittelbare Bedingtheit von Lust oder Unlust aufhört, wo ein Umschauen, ein Vorschauen, welches durch das Rückschauen ermöglicht ist, beginnt, so ist den höheren Thieren unbedingt Geistesleben zuzuerkennen. Reines Geistesleben tritt aber mit der Sprache erst ein.

Das Wort ist pure innerliche Repräsentation des Gegenstandes. Die Wirkung des letzteren auf unser Empfindungsleben ist demnach vollständig abgeschwächt, es wird leiden- und leidenschaftloses Erwägen möglich, es beginnt die Wirkung der Reflexion. Wer einmal unsere Herrn Vettern, die anthropoiden Affen beobachtet hat, ihr ruhiges, langsames, fast melancholisches Wesen gegenüber der grimacirenden, unstäten, keine einzige Sinnesauffassung festhaltenden Unruhe der übrigen Affen, der wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß gerade in jenem das Menschenähnliche, das Auftreten der Intelligenz liegt. Ich erwähne hier nebenbei den Ausspruch eines geistreichen Franzosen, daß die Langeweile die Mutter der Künste und Wissenschaften ist.

Innerhalb der Sprache setzt aber das Princip der Repräsentation erst recht seine mächtige Wirkung fort.

Das ganze Sprachgebiet ist eine Repräsentativwelt, welche die wirkliche Welt abspiegelt. Sie steht mit der letzteren in fortwährendem Contact und erneuert, erweitert und vervollkommnet sich durch diese Beziehung.

Die Sphäre sinnlicher Vorstellungen, welche das Wort umgibt, wird durch fortgesetzte Erfahrung beständig umgewandelt. Der Himmel wird aus einem ehernen Gewölbe zum Luft und Aetherraum, und zuletzt zum unermeßlichen Weltenraum.

Das Princip der Repräsentation wirkt innerhalb der Vorstellungen, Begriffe und Worte, die Begriffswandlung läßt sich nur

dadurch erklären. Eine grobsinnliche Vorstellung meist aus menschlicher Thätigkeit hergenommen macht den Anfang, z. B. die Strahlen der Sonne, sie sind als Pfeile oder Geschosse zuerst gedacht; mit zunehmendem Erfahrungswissen verwandelten sie sich in gradlinige Lichtstrahlen. Man beachte hiebei, wie die erste Vorstellung dieser abstracteren, repräsentirenden zu Hülfe kommt. Auch die Lichtstrahlen müssen der richtigeren Anschauung von Aetherschwingungen weichen: aber auch diese werden unserem Denken nur dadurch klar, daß wir einerseits die gradlinige Fortpflanzung, andererseits die sinnliche Wahrnehmung der Wellenbewegung des Wassers in eine höhere, beide vereinigende Repräsentation umwandeln.

Auf dem Wege der Repräsentation gelangen wir zu allgemeinen Ideen d. h. abstracten Eigenschaften der Dinge. Beißt sagte der der Urmensch zuerst vom Thier und Menschen, dann von der Kälte, die ihm als ein gerade so persönliches Wesen galt wie er selbst. Der ideale Anthropomorphismus schrieb diese Kälte einem höheren, göttlichen Wesen zu, sie als dessen Wirkung auffassend. Die philosophische Betrachtung faßte endlich dieselbe als ein Naturprincip auf, immer noch aber haftete die Annahme einer Substanz an diesem Begriffe. Mit fortschreitender Erkenntniß haben wir gelernt, dieselbe nur als einen abstrakten und zwar negativen Begriff aufzufassen. Wenn nun der Dichter „die Kälte vom Himmel herabfallen" oder den Frosthauch der Nacht die zarten Blüten morden" läßt, so erneuert und erfrischt er den ursprünglich sinnlichen Theil der Repräsentation, die Vorstellung wird uns dadurch klarer und schöner.

So haben wir die Zeit, den Raum aus der Bewegung, so das Sein und Nichtsein aus der Formveränderung abstrahirt. Die Zeit war auch einmal Kronos mit der Hippe, der Raum das Chaos, und Sein oder Nichtsein Wischnu und Siwa, oder Ormuzd und Ahriman. Und auch die Zukunft war ebenso anthropomorphisch als Weltende gedacht. „Wenn der jüngste Tag will werden, dann fallen die Sternlein auf die Erden" sagt heute noch das schöne Kinderlied.

Das Princip der Repräsentation geht aber in der Sprache durchaus nicht immer den gradlinigen, regelmäßigen Gang, daß immer ein Begriff sich in den anderen geistigeren oder richtiger aufgefaßten umsetzt; auf diese Weise wäre die fortgesetzte Bereicherung und das unerschöpfliche Wachsthum der Sprache nicht zu erklären. Es gelangen vielmehr oft eine Anzahl von Worten auf dem Wege der repräsentativen Umsetzung (Metapher) auf einen Punkt, wo sie sich berühren und gegenseitig decken. Ich führe als naheliegendes Beispiel an: Verwandtschaft, Geschlecht, Sippe, Gattung, Art, Familie, Stamm, Race, Volk, Nation u. s. w. Wie oft gebrauchen wir nicht heute noch eins dieser Worte für das andere: „Das muntre Volk der Schnitter, die sächsische Nation in Ungarn, der indogermanische Volksstamm 2c.“ Aus dem Vorhandensein zahlreicher Synonyme erfließt die wahre Bereicherung der Sprache, denn nach dem Entwicklungsgesetze streift sich überflüssiger Luxus ab, das vorhandene Material wird zu feinerer Differenzirung der Begriffe verwendet; die oft von Zufälligkeiten abhängende Hinneigung, mit einem dieser Worte einen speciellen engeren oder weiteren Begriff zu verbin[illegible] läßt die Unterscheidungen allmählich hervortreten. Niemals sind zwei vollständig gleichbedeutende Worte in der Sprache, entweder differenziren sie sich oder das eine schwindet aus dem Wortvorrath.

Von Abstraction zu Abstraction voranschreitend gelangen wir endlich zu einer letzten Grundeigenschaft der Dinge, dem reinen Sein, womit so viel Unfug getrieben worden ist. Es ist weiter nichts, als eine abstracte Eigenschaft, keine Substanz, es ist der Centralpunkt, in welchem alle Punkte der Peripherie, sofern diese menschliche Wahrnehmungen bilden, zusammen kommen. Aus dem reinen Sein läßt sich keine Deduction auf etwas wirklich Existirendes machen, sowenig als aus der Abstraction Grün auf einen grünen Gegenstand*). Wirklichkeit hat nur das sinnlich Erlebte und Er-

*) Es sollte mich nicht wundern, nachdem mit dem reinen Sein, dem Absoluten und neuester Zeit sogar mit dem Willen und dem Unbewußten so viel speculativer Schwindel getrieben worden ist, wenn nun auch dem-

fahrene. Im Bezug auf das Seiende kommen wir über den Fundamentalsatz Spinoza's nicht hinaus: Was ist, das ist. Repräsentation für das Sein vermag aber jedes Ding zu sein und wir sagen ebensowohl „so wahr als ich hier sitze" als „so wirklich, wie der Tisch da".

Ich habe bis jetzt den Gang der Sprachgenesis verfolgt, wie das Wort zum Repräsentanten des Dings geworden, und wie dann das specielle Wort gleichzeitig allgemeine Wesen und Eigenschaften repräsentirt, indem es denselben alle sinnlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen erhält, die wir an den verschiedensten mit diesem Worte bezeichneten Dingen gemacht haben. Man beachte wohl diese Doppelstellung des Worts. Sage ich „dies ist ein Baum", so repräsentirt das Wort eben den bestimmt wahrgenommenen Gegenstand, es erweckt aber auch die abstracte Idee des Baumes, d. h. es repräsentirt alle die Eigenschaften, die ich von früheren Wahrnehmungen dem Baume zuschreibe und die ich nun auch hier als zutreffend erwarte. Daß das sinnliche Element in dem Worte noch vorwaltet und daß das Geistige dadurch geweckt wird, das ist die eine Art von Repräsentation.

Daß aber das abstracte Wort, als Schlußpunkt einer Reihe von Vorstellungen, durch sich im Stande ist, rückläufig alle diese Vorstellungen zu erneuern und tausend Möglichkeiten in mir zu erwecken, wie allenfalls ein Baum aussehen könnte, den mir jemand zeigen will, das ist die andere Art von Repräsentation.

Die erstere Art kommt bei dem Redenden zur Geltung, der seinen Empfindungen, seinen Erlebnissen, Wahrnehmungen Ausdruck geben will, die letztere bei dem Hörenden. Die erste Art geht vom Sinnlichen aus in das Abstracte hinein, die letztere Art sucht vom Abstracten aus das Sinnliche. Beide nur durch Repräsentation.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Sprache niemals ihren Ausgangspunkt verleugnet, und dieser ist das Bedürfniß bei einem

---

nächst ein deutscher Philosoph das Wesen und die Eigenschaft der Entwicklung a priori deducirte und mit einem salto mortale aus den selbstconstruirten Abstractionen dann ebenfalls in die Erscheinungswelt hineinhüpfte.

anderen eine gleiche Vorstellung zu erwecken, wie sie uns gegenwärtig ist. Der Hund der seinen Herrn zupft, stößt, hin- und herläuft, nach einer bestimmten Richtung schaut u. s. w. hat die bestimmte Vorstellung, daß sein Herr an einen gewissen Platz gehen soll; durch alle diese Repräsentationen versucht er die gleiche Vorstellung bei seinem Herrn zu erwecken. Ganz genau so ist es noch mit dem Worte, es entsteht aus der Bestimmtheit der Vorstellung, geht über in die Verallgemeinerung und erweckt von hier ausgehend wieder eine bestimmte Vorstellung bei dem Anderen.

Ganz besonders klar wird dieser Vorgang beim bildlichen Reden, welches ja eine Hauptquelle der sprachlichen Bereicherung ist. Sage ich: Sie ist die Sonne meines Daseins, so muß der Angeredete „Sonne und Weib" in eine Abstractionsferne rücken, wo beide gleichsam ihre Eigenschaften verlieren, um dann von dort ausgehend zur lebhaften Vorstellung eines bestimmten das Dasein erfreuenden, das ganze Leben mit ähnlichem Zauber wie die Sonne die Schöpfung erfüllenden Weibes zu gelangen.

Unklar Redende haben eine mangelnde Abstractionsgabe. Das ist so wahr, daß Jeder die Erfahrung machen kann. Sie sind von der Vorstellung beherrscht und bleiben bei den kleinsten Details hängen, verwirren dadurch die Sache statt sie klar zu machen. Das geistige Auge eines Liebig, Tyndall dagegen schaut den Gegenstand wie aus weiter Ferne und findet dann aus dem weiten Gebiet der Vorstellungsreihen eine treffende Analogie, die durch die scheinbar größte Abstraction den Gegenstand am klarsten vorstellig macht. Man überlege dies einmal an dem Worte Liebig's „Aufgabe der Chemie sei die todten Stoffe zum Reden zu zwingen."

Die Doppelbewegung des Repräsentationsprincips kann auch noch auf ihren letzten Urgrund — die Empfindung — zurückgeführt werden. Da ist es das Dichterwort, was uns als klares, schönes Beispiel dienen mag. Das Dichten geht aus von einer ganz eigenthümlichen Empfindung des Schmerzes oder der Lust, welcher der Dichter Ausdruck verleihen und dadurch sein Herz erleichtern will.

Aus der Wärme dieser Empfindung gebiert er dann eine Folge von Vorstellungen, die sich in Worte kleiden. Und nun der Leser? Er macht den umgekehrten Weg. Sein Geist wandelt die Schriftzeichen, die letzte Repräsentation in die wohltönenden Worte, diese wieder in die Vorstellungen und diese erwecken, ebenfalls als Repräsentanten, zuletzt dieselbe Empfindung oder wenigstens eine analoge mit der, aus welcher das Gedicht hervorgegangen. Die Thräne, welche sich in sein Auge stiehlt war auch in dem Herzen des Dichters geweint.

Wie sich die organischen Wesen fort und fort erneuen und unter der Einwirkung der Außenwelt unaufhörlich differenziren, so erneuen sich unsere Vorstellungen mit dem Worte, differenziren sich aber d. h. wandeln sich um unter der beständigen Einwirkung der Wirklichkeit, welche der Regulator unseres Denkens ist. Dabei kommt es bei dem ewigen Flusse dieser so flüchtigen und niemals scharf begrenzten Ideen nicht selten vor, daß ein scheinbar unwesentliches Merkmal bleibt und die übrigen wichtigen Merkmale verschwinden, sodaß der Inhalt des Begriffs etwas ganz anderes, ja das Gegentheil von seinem früheren zu sein scheint. Man sehe oben das Beispiel von der Kälte. Das Wort schlecht bedeutet heute das Gegentheil von dem, was es zu Luther's Zeit bedeutete. Niederträchtig und gemein ist bei unseren Bauern noch soviel wie herablassend.

Recht anschaulich wird die Begriffswandlung des Wortes Kraft sein, da dieses als philosophischer Begriff vielen anderen Anschauungen zu Grunde lag und mit seinem Wechsel auch diese sich verändern mußten. Anfangs bedeutete dies Wort gewiß nichts anderes, als physische Kraft des Menschen, welche Wirkungen ausübt und jede Wirkung dachte man sich als von einem menschen- oder thierähnlichen Wesen ausgehend. Die zweite Stufe war die Kraft der Götter, welche den Sonnenwagen treibt und die Wogen aufregt u. s. w. Die dritte Stufe war eine unpersönliche Kraft außerhalb des Stoffes. Die vierte Stufe eine dem Stoffe immanente Kraft, deren Aeußerung jede Bewegung ist. Die fünfte Stufe, der wir entgegengehen, ist die

Kraft nur als einen Formbegriff aufzufassen, die Bewegung dagegen als das ursprüngliche. Diese von Stufe zu Stufe gesteigerte Abstraction ist nichts weiter als eine Kette von Repräsentationen. Eine Kraft, die das Blut in meinen Adern circuliren läßt, repräsentirte diese Erscheinung; dann wurde diese Kraft wieder repräsentirt als ein Vielfaches der Atomkräfte; endlich auch diese wieder als die Fortdauer ihrer ursprünglichen Bewegung. Wenn wir nun heute die vielfach zusammengesetzte, lebendige Wirkung unseres Körpers in letzterer Weise auffassen und zu erklären suchen, so geschieht dies nur durch das Princip der Repräsentation, welches auch das Bild in unserem Auge uns als eine saftige, eßbare Frucht erscheinen läßt. Wie die Birne im Munde *wirklicher* ist, als die geschaute, so ist der Stoß der uns erschüttert am anschaulichsten in der primitivsten d. h. anthropomorphischen Auffassung, daß uns jemand diesen Stoß gegeben hat. So sagen wir denn auch fröhlich weiter: Der Wagen, die Erde u. s. w. hat mir einen Stoß versetzt. Die Sonne geht auf, bewegt sich gegen Westen u. s. w. Subjective Auffassung enthält immer die Wahrheit, selbst der horror vacui repräsentirte vortrefflich die Bewegung, bis er eines Tages nicht mehr ausreichte und durch einen neuen Repräsentanten ersetzt werden mußte.

Ich muß hier bei diesem einigermaßen schwierigen Gegenstande einem Einwurf begegnen, der mir von den Meisten wird gemacht werden, welche sich noch nicht gewöhnt haben, den von mir entwickelten Begriff in solcher Weite aufzufassen. „Du nennst Repräsentation, was wir eigentlich stets mit *Causalität* zu bezeichnen pflegen". Und gehörst also wohl auch zu den von dir perhorrescirten Philosophen, die große Wahrheiten gefunden zu haben glauben, wenn sie neue Terminologieen erfunden haben!" Erlaubt mir, nein! Ich sagte ja schon daß in der Repräsentation die Causalität mit eingeschlossen ist, daß letztere sich aus ersterer als eine Denkform entwickeln kann, wie es auch geschehen ist. Ich will nochmals den Gang dieser Darstellung kurz recapituliren.

Das Raubthier, welches durch den Geruch eines Wildes ange-

lockt dessen Fährte folgt, steht unter der direct sinnlichen Einwirkung des äußeren Gegenstandes. Das zusammengetretene Gras dagegen ist schon nur eine Repräsentation desselben; ebenso der Anblick des Wildes. Einen Syllogismus wird man nicht von dem Raubthier erwarten: „Hier steht ein fetter Hahn. Atqui ein fetter Hahn ist ein guter Bissen. Ergo u. s. w.“ Mit dem Auftreten der Sprache d. h. Mittheilungsfähigkeit wird die Geberde und der Ton Repräsentation einer Reihe von Empfindungen, die das Bedürfniß fühlen, sich zu äußern. Die menschliche Sprache hat keinen anderen Ausgangspunkt. Die Empfindung, sofern sie sich äußert, hat ein Ziel, einen Gegenstand des Wollens und des Verlangens. Der Gegenstand selbst ist dem Menschen nur insofern interessant, als er mit ihm eine äußerliche Verrichtung vornehmen will. Diese Verrichtung war die älteste Sprachbezeichnung, sie repräsentirte zunächst den Gegenstand, sie war das dem Menschen Bekannteste und zugleich in die Sinne Fallende. Die Empfindung dagegen findet erst zuletzt und nur durch die Symbolik d. h. die Repräsentation durch das Aeußere ihren Ausdruck Esurio — ich hungere — erschließt sich dem Lateiner als „Essen wollen“.

Zum Princip der Repräsentation gehört, daß die Dinge identisch aufgefaßt werden, das Causalitätsprincip dagegen faßt zwei Erscheinungsformen aufeinanderfolgend; die causa sufficiens schließt die darauffolgende Erscheinung als eine Entwicklung vollständig — nicht mehr und nicht minder — in sich. Sage ich: „der Luftdruck bewegt das Wasser“ so ist das Repräsentation, denn Bewegung und Druck sind einerlei. Das gemeine Denken gebraucht hier freilich überall das Warum und Weil.

Sowie das Lichtbild in meinem Auge unwirklicher ist, als der Gegenstand, so ist die Vorstellung unwirklicher als das Lichtbild, der am Worte haftende Complex von Vorstellungen abstracter als die Vorstellung; immer mehr wird die Repräsentation wirksam; schließlich herrscht dieselbe so vor, daß wir unmittelbar mit den Sinnen wahrzunehmen glauben, was diese eigentlich nicht wahrnehmen.

Man beachte wohl, wie die Repräsentation immer inhaltreicher, mit der Wirklichkeit immer übereinstimmender wird. Wie wir mit dem Auge Körper und an der Symbolik der Farben gewisse innere Eigenschaften dieser Körper zu sehen glauben, so erschließt das Wort und der dabei erweckte Begriff eine Menge von Eigenschaften, die wir mit den Sinnen gar nicht wahrnehmen können. Das Wasser erscheint uns als Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff, das Licht als Schwingung des Aethers; der Apfel ist uns säuerlich, von eigenem Aroma und eigenthümlicher innerer Structur u. s. w. Alle diese Eigenschaften sind wirkliche Repräsentationen unseres Denkens, wenn wir die Worte Apfel, Licht, Wasser hören. Da ist keine Causalität und wenn wir auch hundertmal sagen: es schmeckt so, weil es ein Apfel ist oder es ist ein Apfel, weil er so schmeckt. Es leuchtet, weil der Aether bewegt ist. Das ist absolute Identität, nur unsere Denkrepräsentation ist verschieden von der sinnlichen Erscheinung.

Causalität tritt erst auf, wo wir denken: hier ist das Gras niedergetreten, weil ein Thier vorübergegangen ist, eine Denkform, die wir auch umkehren in die dem Inhalt nach gleichartige: hier ist das Thier vorübergegangen, weil das Gras niedergetreten ist. Dem Thier, vielleicht auch noch dem Wilden ist das niedergetretene Gras einfach Repräsentation des vorübergegangenen Wildes.

Mit einem Worte: die Repräsentation heftet die Fülle von Erfahrungen an das innere Denkbild, welches mit dem Worte geweckt wird und an dem Worte haftet. Wie uns mit der Person eines Mannes seine ganze Vergangenheit, alles was wir von ihm erfahren, Gutes oder Böses entgegentritt, so erweckt das Wort die ganze Geschichte des Gegenstandes, den es bezeichnet, die Geschichte desselben so lange Menschen ihn kennen und auch was sie über seine früheren Geschicke erkundet haben. Die Entwicklungsgeschichte der Vorstellung hat den umgekehrten Weg gemacht, welchen das vorgestellte Naturwesen machte.

Es ist also die abstracte Repräsentation eine Frucht und Summe aller früheren und noch fortgesetzten Sinneswahrnehmungen.

Das Bedürfniß der sinnlichen Repräsentation tritt wieder ein, wenn die Abstraction so gesteigert ist, daß wir sie nicht mehr einheitlich zu fassen vermöchten und nun das Gleichartige eines täglichen, menschlichen Vorgangs zu Hilfe nehmen wie wenn ich von Ausfuhr und Einfuhr eines Staates sage: „Der Staat athmete und ernährte sich nur an seinen östlichen Grenzen". Dies ist das große Gebiet der Metapher oder bildlichen Redeweise, welche scheinbar die Repräsentation wieder auf einer tieferen Stufe sucht — und doch, wer ernstlich darüber nachdenkt, der wird finden, daß auch hier, wie ich bereits angedeutet habe, zwei große, ähnliche Sphären in eine abstracte Ferne gerückt werden, wo sie sich durchdringen, zusammenlegen und zu einer höheren, repräsentativen Einheit verbinden, welche im Verlaufe der Zeit alles Bildliche verliert. Ausdrücke wie: „die Pflanzen schlafen. Die Kraft des Volkes. Der Druck des Alters. Die Blüte der Jugend. Die Krise der Revolution" haben für uns fast den Charakter des wirklichen Ausdrucks.

Recht lehrreich ist auch die Vergleichung der allgemeinen und besonderen Begriffe. Wie aus meiner Darstellung sich ergibt, ist das Wort die Repräsentation zahlreicher Einzelwesen in allem dem was sie Uebereinstimmendes haben. Wie der Glanz einer Beere dem Auge etwas Eßbares repräsentirte, so möge in der Urzeit die Wurzel prat (Braten, Brot, Wildpret) dieselbe Eigenschaft repräsentirt haben. Ein solches Wort repräsentirt nun offenbar etwas ganz Specielles, es umfaßt aber mit der Zeit eine ungeheure Menge von Gegenständen. Diese differenzirten sich demnach mit der Zeit durch Sonderwörter und es trat dann jene Wurzel in eine abstracte Ferne, wo sie — etwa Speise bedeutend — alle jene Einzelbegriffe repräsentirte.

Wenn es nun Indianervölker gibt, welche fünf oder sechs Bäume mit Worten bezeichnen, denen aber das allgemeine Wort Baum fehlt, so ist dies leicht zu begreifen. Die Bäume waren ihnen nur

Nuß- Apfel- Birnenträger. Die Charakteristik der Gestalt des Baumes war ihnen noch nicht aufgegangen, sie hatten dafür keine Repräsentation oder Abstraction.

Wir finden deshalb bei gewöhnlichen, ungebildeten Menschen eine Art Rückbildung d. h. Zurückführen des Abstractums in den concreteren Begriff. Französisch oie ist avica, der Vogel, das Vieh ist für viele Bauern ihre Kuh oder Ochse, das Buch galt das ganze Mittelalter hindurch, wie noch heute die Schrift für die Bibel u. s. w.; froment (fromentum) ist den Franzosen Weizen, Korn für uns Roggen, für die Amerikaner Mais.

Mit anderen Worten, wie das Concrete durch Repräsentation sich zu einem erhöhten, abstracten Begriff umgestaltete, so fallen durch Rückbildung Abstracte wieder in die concrete Bedeutung zurück.

Man kann sich die Entwicklung der Sinne auch in folgender Reihe als eine fortgesetzte Repräsentation denken: Der localisirte Geschmacksinn ist eine Repräsentation für das dem Körper Zuträgliche oder Nachtheilige, der mit ersterem zusammenhängende Geruchsinn desgleichen, er repräsentirt gleichzeitig den Geschmacksinn, ist eine Verfeinerung desselben und wirkt deshalb in größere Ferne. Der Gesichtssinn giebt vollkommenste sinnliche Repräsentation über Größe, Lage und außerdem alle durch die früheren Sinne erschlossenen Eigenschaften des Dings. An den Gesichtssinn schließt sich die menschliche Sprache an, das Wort repräsentirt die Gesichtsvorstellung, aber mit allen durch die anderen Sinne, namentlich den Tastsinn erschlossenen Eigenschaften. Die bereicherte Erfahrung reinigt die Vorstellung von den Zufälligkeiten, erschließt immer mehr Eigenschaften des Dings und so tritt nun eine stets vollkommnere Vorstellung repräsentirend hinter die vorhergehende.

Ich weiß wohl, daß meine Darstellung der gewöhnlichen Auffassung geradezu widerspricht, welche Repräsentation sich denkt als eine Symbolik, die durch sinnliche Darstellung etwas Geistiges an-

schaulich macht, als z. B. durch den Gesichtsausdruck Charakter oder Stimmung eines Menschen, durch den Kreis die Ewigkeit, durch die aufgehobene Hand den Eidschwur u. s. w.

Aber der Leser bedenke, daß die geistige Vorstellung der feinste, interesseloseste, zugleich getreueste Reflex des Dings ist, daß das Spiegelbild in unserem Auge doch immer noch in einem materiellen Rapport zu dem Gegenstande steht, die Repräsentation hier also eine direkt bedingte und darum oft täuschende ist, während es zum Wesen des Repräsentativprincips gehört, daß dasselbe uns den ganzen von allen Sinnen erschlossenen Gegenstand wachrufe.

Wer sich zu dieser Anschauung aufschwingen kann, das Repräsentativbild in dem Begriff, der Idee, dem Letzten und Vollkommensten, zugleich in dem Geistigsten und von der körperlichen Einwirkung Freiesten zu finden, dem ist das Wirken und Schaffen der Sprache auf einmal klar, der sieht dieselbe auch nur als eine natürliche Fortsetzung des gesteigerten Auffassungsvermögens und zwar von jenem Punkte an, wo sich dieses durch das Mittheilungsvermögen selber klarer wurde und beständig erhöhte.

Ich nehme also das D e n k b i l d als höchste und letzte Repräsentation der Wirklichkeit an. Dieses Denkbild steht in direktem Zusammenhang mit dem W o r t e.

Wenn wir — unseren Sinnen zum Trotz — w i s s e n, daß sich die Erde bewegt, so ist dieses Denkbild eine Repräsentation von unzähligen Erscheinungen. Repräsentirt wurde diese Wahrheit durch das Wort des Galilei, das nun von allen Gebildeten des Erdkreises wiederholt wird.

Die Sprache ist zugleich eine Vermählung des Gesichtsinns mit dem Gehörsinn, jener beiden höchsten Sinne, über welche hinaus keine thierische Vervollkommnung mehr möglich war. Die Brücke, welche über den Rubikon geschlagen wurde, der Thier- von Menschenleben trennt, ist d i e S p r a c h e, das echt menschliche, rein geistige Princip.

Durch sie ist der Reflex der unendlichen Außenwelt mit all ihren Wundern und bewegenden Kräften ermöglicht.

Auch sie trat einmal zuerst in die Erscheinung, als unbedeutender, stammelnder Laut. Von diesem Ursprung — einem welthistorischen Moment, wie kein zweiter auf unserer Erde, sollen die nächsten Abschnitte handeln.

II.

Das Wesen der Sprache in ihren Uranfängen.

Ueber dieses Thema sind von den bedeutendsten Männern schon viele Bücher geschrieben worden und es ist in der That eine Aufgabe, die jeden Denkenden verlocken muß. Wir alle fühlen, daß eine uns durchaus bekannte Sache, eine Fähigkeit, die mit unserem eigenen Selbst aufs innigste verwachsen ist, ein so specifisch Menschliches, daß ohne dieselbe die Menschen in die Thierheit zurückfallen müßten, uns in der Sprache entgegentritt und doch ist das „Wie, wann, woher" ein Räthsel, dessen versuchte Lösungen mehr die Schwierigkeiten der Sache aufhellen als beseitigen.

Und doch ist das Princip des Lebens — Entwicklung durch Differenzirung — bei keinem anderen Gegenstand so auffällig und sonnenklar. Die Darwin-Häckel'sche Theorie hat, wie dies Schleicher hervorhebt, auf keinem Gebiet eine so glänzende Bestätigung gefunden, als auf dem der Sprachwissenschaft.

Daß Niederländer und Hochdeutsche heute nicht im Stande sind einander zu verstehen, weiß jedes Kind. Doch hatten beide ursprünglich Eine Sprache. Sie hatte sich im Verlaufe der Jahrhunderte so differenzirt. Der Römer ahnte nicht, daß die barbarischen Laute der germanischen und gallischen Sprachen mit den Worten seiner

eigenen hochgebildeten Sprache stammverwandt seien, soweng als die Deutschen vermutheten, daß die heiligen, so fremdklingenden Töne der Sanskritsprache nichts weiter als eine Differenzirung einer ursprünglich gemeinsamen Ursprache seien, aus der auch die deutsche Sprache hervorgegangen. Und doch hat die Sprachwissenschaft dies unwiderleglich bewiesen.

Nichts hindert uns anzunehmen, daß die menschliche Sprache nur Einmal erfunden worden sei, daß der dieser Gabe theilhaftige Thierstamm damit bald eine solche Ueberlegenheit über die anderen Thiere gewonnen habe, daß sich eine scharfe Grenze — größer als zwischen dem gebildeten Europäer und dem Wilden gezogen und daß damit ein Rückfall in das Thierleben für immer unmöglich wurde.

Denn die Sprache steigert in so hohem Grade die Macht der „redenden Wesen", daß eine Concurrenz für die übrigen Thiere fortan erfolglos bleibt. Die Vereinigung zu gemeinsamem Thun, die Berathung und Verständigung, sowie das Festhalten gemachter Erfahrung sind drei so gewaltige Factoren menschlicher Ueberlegenheit, daß sie allein schon die künftige Herrschaft über alle anderen Naturwesen erklären.

Das Bedürfniß der Sicherheit hat wohl auch vielen Thieren das Heerdenleben, oder das Leben in Gemeinschaft angezüchtet. Nicht zu verwundern ist es, daß dies gemeinsame Leben fast nur bei Pflanzenfressern vorkommt. List, Grausamkeit, Tücke, Blutgier, Wollust, welche den Raubthieren angeboren sind, vermögen nicht zur Sympathie zu führen, die der Ursprung und das fortdauernde Band der Geselligkeit ist.

Es werden uns, seitdem der Mensch den hereditären Hochmuth abgestreift und das Thierleben mit mehr Liebe zu beobachten begonnen hat, höchst merkwürdige Züge von Sympathie bei den geselligen Thieren berichtet. Brehm begegnete in Abyssinien einer großen Heerde von Pavianen, welche ein Thal durcheilten; ein Theil derselben hatte schon den jenseitigen Berg erstiegen, die andern waren

noch unten. Diese letzteren wurden von Hunden angegriffen, aber alsbald stürzten die Alten von den Felsen hernieder mit offenem Rachen und so wüthendem Geheul, daß die Hunde entsetzt die Flucht ergriffen. Man trieb sie wieder zum Angriffe, während dieser Zeit hatten alle Paviane die Höhen erklommen, nur ein junger von etwa sechs Monate war auf einem Felsblock von einer Meute Hunde umringt und stieß Jammergeschrei aus. Da sah man eines der stärksten Männchen von der Höhe wieder herabkommen, geradeswegs auf das Junge losgehen, es in seine Arme nehmen, liebkosen und dann im Triumph forttragen; die Hunde waren zu sehr überrascht, um sich zu widersetzen. Ein andermal war ein langgeschwänzter Affe von einem Adler ergriffen, es war ihm aber gelungen sich an einem Baumaste festzuhalten, und er schrie jämmerlich um Hilfe. Alsbald stürzt die ganze Bande mit höllischem Lärm herbei und zerzaust den Räuber so nachdrücklich, daß dieser selbst froh war, davonzukommen. Wenn ein gefangener Pavian wegen einer Unart bestraft werden soll, suchen ihn die übrigen zu beschützen. Der Capitän Stansbury sah am Salzsee einen alten, blinden Pelikan, der dick und fett war und von seinen Kameraden genährt wurde, Blyth sah indische Raben mehrere ihrer blinden Brüder füttern. (Radau R. d. d. m.)

Wie gesagt, die Grundlagen menschlicher Tugenden und Laster finden sich schon bei den Thieren im Keim oder mehr oder weniger entwickelt. Die Geselligkeit wurde aber bei den Menschen durch die Sprache auf einen Höhepunkt gebracht, der nicht genug erwogen werden kann, und der sich schon gleich bei den ersten Anfängen dieser Wundergabe muß geltend gemacht haben. Dies wird sich aus folgender Betrachtung ergeben.

Die gemeinsame Vertheidigung der Thiere gegen ihre Angreifer erfolgt, wenn auch eine Art von Verständigung möglich ist, doch nur in der Weise, daß jedes für sich mit List und Stärke dem Gegner zu schaden sucht. So roh und unvollkommen nun auch die erste menschliche Sprache gedacht werden mag, immer müssen wir voraussetzen, daß die Menschen im Stande waren, ihre verschiedenen

Erfahrungen, Beobachtungen u. s. w. einander mitzutheilen; es war also schon in der frühesten Zeit ein Contact, ein Zusammenwachsen der Intelligenz möglich. Was dieses aber heißt, wie ungeheuer die Wirkung vereinigten Geistes ist, das muß jedem sonnenklar sein, der am Schlusse der Jahrtausende erwägt, was die Menschen durch planmäßig vereinigte Kraft erreicht haben.

Man vergleiche ferner die bewußte Tradition auch der unvollkommensten Sprache mit dem nur angezüchteten Repräsentationsvermögen der vollkommensten Thiere und man wird bei ersterer eine ungeheuere Ueberlegenheit annehmen müssen. Angezüchtet ist dem Thiere jegliches Mittel zur Erhaltung seiner Existenz, Kenntniß der Gefahren, Aufsuchen der Nahrung, Wanderung nach wärmeren Klimaten und oft leitet sie dabei der Instinkt mit einer Zuverlässigkeit, die wir dem höher bewußten Leben nicht zuschreiben können. Aber welch ein Unterschied ist zwischen der Mittheilung einer Erfahrung durch das Wort und der nur angezüchteten! Generationen vergehen, bis die Furcht vor einem bestimmten Gegenstand oder die Neigung zu einer bestimmten Speise z. B. zur generellen Eigenschaft einer bestimmten Thierklasse wird. Sie ist dann vortrefflich zum Vermeiden und Aufsuchen befähigt, ich gebe es zu. Man denke nun aber dagegen einen Urmenschen, der mit einem Worte eine vielleicht in seinem ganzen Leben mühsam gemachte Erfahrung seinem Kinde mittheilt! Mit Einem Worte, in Einem Augenblick, es ist wunderbar, es erfüllt uns mit ehrfürchtigem Staunen!

Nur so läßt sich die traditionelle Erfahrung der Erhaltung des Feuers erklären, jenes mächtigen Bundesgenossen des Menschen, welches die Griechen gegen den Willen der Götter den Menschen geschenkt glaubten — so staunenswerth erschien ihnen dieser Besitz! Es ist dies nämlich eine außerordentlich complicirte Erfahrung und kein Thier hat es vermocht sich bis zu ihr emporzuschwingen. Nur durch die ebenso wunderbare Gabe der Sprache konnte der Mensch diesen höchsten Triumph des Erfahrungslebens gewinnen. Stufe um Stufe mußte er der Erfindung näher rücken, Vater dem Sohn,

Sohn dem Enkel irgend eine neue Erfahrung mittheilen, bis endlich an einem welthistorischen Tag die erste Möglichkeit der Erzeugung des Feuers einem Menschen gelang. Als sie einmal vorhanden war, da geschah es, wie mit allen wichtigen Erfindungen, sie theilte sich durch die Sprache immer größeren Kreisen mit und begann ihren welthistorischen Gang, ihre großartige Entwicklung. Hier erwäge man auch jenes Wunderbare der Sprache, daß sie ganz weit auseinanderliegende Repräsentationen, die in dem Geiste eines Thieres sich niemals vereinigen werden, mit Leichtigkeit zusammenbinden kann, in diesem Fall mindestens durch drei Worte: Holz — reiben — Feuer.

Ich wiederhole hier nochmals, was ich in dem vorigen Abschnitte gesagt: die Sprache ist der Rubikon, den kein Thier zu überschreiten wagen wird, wie Max Müller sagt, welcher denn auch zur Erläuterung dieses Satzes die Worte Locke's anführt „daß das Vermögen der Abstraction den Thieren durchaus nicht innewohnt und daß das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Fähigkeiten des Thieres keineswegs erreichen können.“ Diesen Vorzug nennen wir Vernunft, ihr Ausdruck und Werkzeug ist die Sprache.

Das sind aber für uns Alles nur Worte, so lange wir nicht das Wesen der Sache erfassen können. Das Wesen einer Sache liegt aber nicht in den ungeheueren Folgen, die ein bei seinem ersten Auftreten oft unscheinbarer Gegenstand gehabt hat, sondern in der Entwicklungsmöglichkeit, in jener Eigenschaft, welche ihn auf allen Stufen der Entwicklung niemals verläßt und welche sich immer breiter und deutlicher entfaltet.

Derartige Culturmomente sind: das Werkzeug, das Feuer, der Ackerbau. Betrachten wir das erstere genau, so liegt sein Wesen, sowie seine Entwicklungsfähigkeit darin, daß es jeder Veränderung fähig ist und nur so lange den Menschen beschwert, als er eine Wirkung mit demselben hervorbringen will. An die Stelle der fortgesetzten natürlichen Züchtung trat die Vervollkommnung des Werkzeuges.

In ähnlicher Weise mögen wir die Grundeigenschaften des Feuers, des Ackerbaus durchdenken.

Das Wesen der Sprache liegt nun offenbar in einem höheren Grade der Bewußtheit. Bewußtheit beginnt da, wo überhaupt thierisches Leben anfängt; ich glaube im vorigen Abschnitte klar gemacht zu haben, wie sich mit den Repräsentativsinnen dieses Bewußtsein steigert, aufhellt, an Intensität gewinnt. Beachten wir aber den unzweifelhaften Umstand, daß unsere Erinnerung nur bis auf die Zeit zurückgeht, wo wir sprechen konnten, d. h. bis auf die Zeit wo wir anfingen Menschen zu werden. Es sind ganz bestimmte Worte, welche diese Erinnerungen der allerfrühesten Kindheit wachrufen (ich erinnere mich beispielshalber eines Vorfalls aus meinem zweiten Lebensjahre). Es ist demnach der Schluß erlaubt: Wie der Repräsentativsinn des Gesichtes die Dinge zu einem höchsten Grade der Deutlichkeit bei den Thieren erhebt, so daß sich alle früher durch die niederen Sinne erschlossenen Eigenschaften: Raum, Körperlichkeit, Härte, Geschmack, Form u. s. w. darin vereinigen und dieser Sinn die Dinge erst recht eigentlich gegenständlich macht: ebenso überbietet die Sprache dieses höchste thierische Bewußtsein um einen bedeutenden Grad; das sprachliche Denken leuchtet so hell, daß das frühere thierische Vorstellen aus unserem Bewußtsein schwindet, ähnlich wie das Licht der Sterne vor dem Sonnenschein erlischt. Oder auch: alle früheren Gesichtsvorstellungen haben sich nachmals an die Worte angeheftet, sind in diese hineingeschlossen, die Dinge existirten für uns erst von dem Tage an, wo wir ihre Namen kennen lernten: da das Wort, wie wir zeigen werden, den Mittelpunkt der Vorstellungen ausmacht, so können nur die an Worte angereihten Vorstellungen in unserem Gedächtnisse haften und sich erneuern. Das frühere Sehen war Vorbereitung zu einer ersten lebhaften Auffassung, die mit dem Wort in das vollere Bewußtsein tritt.

Dieser höhere Grad der Bewußtheit, worin hat er seinen Grund? Warum kann die in Worten tönende Seele so Großartiges wirken? Warum erhöht sich das beginnende geistige Leben der bei-

den Repräsentativsinne — Gehör und Gefühl — zu einem rein-geistigen menschlichen Leben? Warum sagen wir vom Menschen: Denken, wissen, schließen, urtheilen? Ist es nur das tönende Wort, welches diese hochgesteigerte Geisteskraft ermöglichte oder wäre diese auch auf andere Weise zu erreichen gewesen?

Auf letztere Frage zunächst die Antwort, daß uns die durch Zeichensprache entwickelte Vernunft der Taubstummen, sowie die wichtige Erfindung der Schrift beweisen, daß auch eine Gesichtssprache möglich ist, also wohl auch auf dem Wege allmählicher Entwicklung möglich gewesen wäre. Warum die Lautsprache naheliegender, bequemer, natürlicher war, darüber ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben.

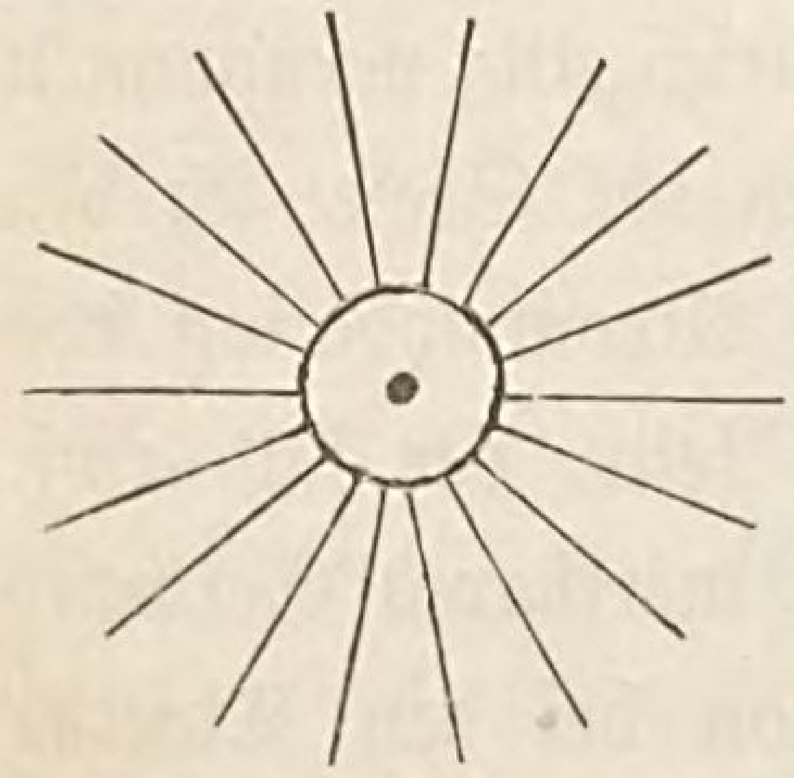
Mit der Umsetzung der höchsten Repräsentation durch den Gesichtssinn in das tönende Wort beginnt eine neue Kraft, die ich die Kraft des Gedächtnisses nennen will, weil die Sprache kein besseres Wort für die Sache hat.

Aus der Mittheilungsbedürftigkeit ging das erste Wort, mit welchem die menschliche Sprache ihren Anfang nahm, hervor. Es entstieg dem unbewußten Drang, in dem Mitwesen eine gleichartige Vorstellung zu erwecken, unterschied sich also dadurch von thierischen Lauten und Thiersprache, daß diese nur der Empfindung Ausdruck verleihen oder ein gleichgeartetes Wesen zu einer bestimmten Thätigkeit veranlassen will. In beiden Fällen geht die Thiersprache nicht über die Repräsentationsreihe hinaus, welche ihren Höhe- und Schlußpunkt in der Gesichtsvorstellung hat, im Gegentheil sie bleibt meist unter derselben, da sie nicht im Stande ist die ganze Reihe zu bewältigen und zusammenzufassen, wie sich leicht jeder überzeugen kann, wenn er den — doch schon durch menschliche Erziehung über das Thier erhobenen — Hund winseln, heulen, seinen Herrn stoßen, an der Thür kratzen hört und sieht. In diesem tritt uns das klägliche Bild des Taubstummen (des unerzogenenen) entgegen, der auch nicht im Stande ist, seiner Vorstellung einen adäquaten

Ausdruck zu geben, und dessen angstvolles vom Affekte beherrschtes Bemühen so sehr unsere Rührung und unser tiefes Mitleid erweckt.

Mag das erste menschliche Wort einen noch so vagen und allgemeinen Inhalt gehabt haben, ich nehme beispielsweise wieder an, es habe prat gelautet und habe die Vorstellung des Essens erweckt, es beginnt mit ihm eine wunderbare Wirkung, nämlich die der Sonderung. So oft sich etwas Eßbares darstellt, ertönt das Wort prat und ruft den Gefährten. So ist es denn nur natürlich, daß dieses Wort mit der Zeit eine große Anzahl von Vorstellungen zusammenbindet, sie als fester Punkt fixirt und so oft dieses Wort in der Seele ertönt, sich diese zusammenhängenden Vorstellungen in der Seele mehr oder weniger klar reproduciren. Hier kommen wir dem Wesen der Sache näher, hier finden wir in dem ersten Entwicklungskeime der Sprache bereits die Eigenschaften, welche den kleinen Quell zu jenem ungeheueren Ocean zu steigern vermochten:

1) Das Wort wird zur höheren Repräsentation (im Sinne der im vorigen Abschnitte gegebenen Erklärung), seine Wirkung ist eine durchaus symbolische, d. h. immaterielle, geistige. Das tönende Wort und die Vorstellung des Essens bilden den Mittelpunkt und um diese gruppiren sich im Kreise eine große Anzahl von Vorstellungsreihen. Graphisch ließe sich dies etwa folgendermaßen verdeutlichen. Der



Punkt in der Mitte bedeutet das tönente Wort, der Kreis die Vorstellung des Essens, die divergirenden Linien die zahlreichen Vorstellungsreihen, welche erweckt werden, deren Kreissegmente aber die den Menschen besonders interessirende Eigenschaft der Dinge, eßbar zu sein. So sinnlich hier noch alles zuzugehen scheint, so wenig man den Urmenschen zu überzeugen vermöchte, daß z. B. die vorliegende Nuß und sein Wort prat nicht eins und dasselbe wären, so wird es doch jedem Denkenden einleuchtend, daß hier die höhere Repräsentation, das was in unserem Denken als Abstraction so wichtig wird, bereits begonnen hat.

2) Die Möglichkeit, mit diesem Worte bei dem Nebenmenschen eine gleiche oder analoge Vorstellung zu erwecken, erhöht den Grad der Gewißheit. Entwicklungspunkt des Wissens, welches über die sinnliche Befangenheit und Bedingtheit sich erhebt, und einen höheren Grad der Bewußtheit ausdrückt. „Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est“ mit diesen Worten suchte die katholische Kirche ihren Dogmen den Charakter der Gewißheit zu verleihen.

3) Aus dieser Eigenschaft ergibt sich ferner das geistige Gemeinleben, welches ich schon erwähnt habe.

4) Das tönende Wort hat eine commemorative Wirkung, wie sich jeder leicht überzeugen kann, der einen Vers, einen besonderen Wortcomplex, wie er sagt, nicht los werden kann. Das ist die Eigenthümlichkeit des Gehörsinns; wer hat es noch nicht erfahren, daß eine Melodie ihn tagelang verfolgt? Flüchtiger und nicht so andauernd sind die Gesichtsvorstellungen. Woher kommt dies wohl? Ich habe darüber meine eigene Ansicht.

Bekanntlich hat das Auge innerhalb gewisser Grenzen eine Accommodationsfähigkeit, je nachdem es einen näheren oder ferneren Gegenstand genau betrachten will. Auch das Gehör hat diese Accommodationsfähigkeit, wir hören deutlich den leise Flüsternden, während viel lauterer Lärm nur als dumpfes Geräusch gleichzeitig vernommen wird. Dies nannte man bisher das Intendiren der Seele; ich bin fest überzeugt, daß es nichts weiter ist, als eine Accommodation des Gehörorgans und jeder wird meiner Meinung sein, der sich selbst beobachtet, wenn er z. B. auf ein fernes, kaum merkbares Geräusch aufhorcht. Aeußerlich wird diese Accommodation bei den Thieren dadurch unterstützt, daß sie die Ohrmuschel dahin drehen, wo der Schall herkommt, oder zu erwarten ist. Diese Accommodation des Gehörs, die man sich so denken muß, daß sich dasselbe für einen gewissen Grad der Tonstärke vorbereitet (denn von Nähe oder Ferne, Richtung und dgl. weiß es ursprünglich nichts) bewirkt, daß dasselbe viel weniger ein passiver Sinn ist, als man gewöhnlich an-

nimmt, daß es vielmehr im Stande ist, einen großen Theil des Hörbaren auszuschließen und nur für eine gewisse Sphäre zu functioniren.

Nun ist außerdem das Reich der Töne schon an und für sich viel beschränkter, als das Reich des Sichtbaren und durch die genannte Exclusion wird es noch bedeutend herabgemindert.

Es haftet demnach der Gehöreindruck viel länger in dem inneren Organ, als der Gesichtsausdruck, der rasch durch einen anderen verdrängt wird. Dies wird jedem klar sein, der überlegt, daß der Schall eines ganzen Satzes oft unverstanden in sein Ohr gedrungen und daß er erst hernach den Sinn desselben zu seinem Bewußtsein führte.

Die commemorative Wirkung des Wortes liegt also in der viel geringeren Inanspruchnahme sowohl des Gehörsinns als solchen als auch seiner innerlichen, geistigen Repräsentation; mit anderen Worten wir hören viel weniger Dinge, als wir sehen, die Eindrücke des Gehörs haften an und für sich schon länger, als die des Gesichts (ich meine hier nicht physiologisch die Dauer der Licht- oder Schallwirkung auf den optischen oder Gehörnerven), weil sie nicht so rasch durch einen anderen Eindruck verdrängt zu werden pflegen, unser geistiges Hören sich also nicht auf so rasche Aufeinanderfolge der Wahrnehmungen eingeübt hat,*) und das Hören gleichzeitig ein innerlich aufregenderer, mächtiger unser Seelenleben erschütternder, schreckhafterer Sinn ist, als das Sehen.**)

5) Von besonderer Wichtigkeit ist es auch, daß die höhere Repräsentation oder Abstraction sich nicht an ein Gesichtsbild anhefte, sondern durch ein Gehörbild symbolisch angedeutet wird. Denn das jeweilige Erscheinen des Gegenstandes ist doch ein ganz specieller Gesichtseindruck, der die früheren Gesichtswahrnehmungen zwar als Erinnerung erweckt, sie aber, im Vergleich mit dem augenblicklich

*) Man denke, wie verwirrt wir werden, wenn viele ungeordnete Töne sich geltend machen.

**) Nichts stört unser Nachdenken so, an nichts gewöhnen wir uns schwerer, als an selbst unbedeutende Geräusche.

geschauten, bedeutend in den Hintergrund stellt. Nur ein reines Symbol, womöglich ein sehr einfaches, ist im Stande alle früheren Vorstellungen mit gleicher Stärke erscheinen zu lassen. Das vermag heute ein geschriebenes Wort, das vermochte aber in der sprachlosen Zeit ein Gesichtsbild nicht aus dem oben angegebenen Grunde. Die Erfindung oder Entstehung der Sprache als Lautsprache war also möglicher.

6) Denken wir uns in jene Zeit, wo die ersten redenden Menschen auch nur eine ganz kleine Anzahl von Worten hatten, und es ist wahrscheinlich, daß dieser ganz kleine Vorrath erst das Ergebniß einer unglaublich langen Zeit und Entwicklung gewesen ist — nehmen wir es aber immerhin an, daß sie es z. B. schon bis auf sechs Worte gebracht hatten und stellen wir Betrachtungen über das Geistesleben an, welches durch diesen kleinen Vorrath ermöglicht wurde.*)

Zunächst bitte ich den Leser sich vorstellen zu wollen, daß es Fälle gibt, wo auch uns, den heutigen redenden und denkenden Menschen Denken und Reden unmöglich wird und wo wir uns ganz wie das sprachlose Thier verhalten. Derartige Fälle sind z. B. Augenblicke höchster Lebensgefahr, wo es nur den Wenigsten gegeben ist, menschliche Besonnenheit zu bewahren. Der arme Knabe, welcher dem Ertrinken nahe, zappelt, greift, schreit, er fühlt und handelt in dem Augenblicke nicht anders, als ein ertrinkendes Thier; behält er aber soviel Besonnenheit, daß ihm ein in seiner Seele tönendes Wort eine fernliegende Vorstellung erweckt, der er sein Leben verdanken kann oder die den Schmerz seines Todes erhöht, so hat der Mensch die Oberhand in ihm; das vermag kein Thier! Dieses Beispiel liegt mir nahe, da ich selbst einmal als Knabe in dieser Lage war und mir heute noch gegenwärtig ist, wie in der furcht-

*) Es ist nachgewiesen, daß in manchen Kohlendistrikten Englands der ganze Wortvorrath der armen, ungebildeten Arbeiter sich auf 300 Wörter beschränkt, während die englische Sprache einen Reichthum von nahezu 45,000 Wörtern besitzt.

baren Todesangst der Gedanke an meine Eltern und den Schmerz den ihnen mein Tod verursachen würde, urplötzlich sich darstellte.

Es ist nun wohl sehr begreiflich, daß obige sechs Worte nicht wie heute, wo der Strom der ungeheuer bereicherten Sprache beständig unsere Seele durchzieht und durchklingt, das Geistesleben jener Urmenschen beherrschten, sondern es waltete noch durchweg thierisches Vorstellungsleben und nur hier und da wurde eines jener Worte durch die verwandte Vorstellung wach gerufen und zur lautlichen Aeußerung gebracht.

Aber es war mit diesem kleinen Wortvorrath eine Möglichkeit gegeben, die dem Thier durchaus abgeht, nämlich das tönende Wort vermochte auf zweierlei Weise Vorstellungsreihen zu binden, die sonst ihrer Natur nach immer gesondert geblieben wären und zwar a) Indem es bei den verschiedenartigsten Gegenständen, mit denen z. B. der Mensch eine bestimmte Verrichtung vorzunehmen sich gewöhnte, sicher neuernd, zuerst laut und dann auch innerlich mittönte, bleibt es in der Seele ruhen und vermag bei dem geringsten Anlasse erweckt zu werden und dann auch jene gebundene Vorstellungsreihe zu erwecken. Es ist hiebei eine gewisse Befreiung von der Abhängigkeit augenblicklicher Sinneswahrnehmung, der das Thier gehorcht, nicht zu verkennen — es fällt mir natürlich nicht im Entferntesten ein, sagen zu wollen, daß der Mensch willkürlich denken lernte, soweit wird ers niemals bringen! aber doch mit viel größerer Leichtigkeit vermochte sein Wille (woher nun immer dessen erster Anstoß kam, von sinnlichem Bedürfniß u. s. w.) jenes Wort wachzurufen und damit die ganze Vorstellungsreihe zum Bewußtsein zu bringen. Und wenn wir heute im Stande sind, über eine Sache, einen Gegenstand zu reflektiren, so ist das die hohe Entwicklung jenes ursprünglichen Keims. Diese Leichtigkeit der Erweckung ist eine beginnende Handhabung großer — natürlich noch sehr verschwommener — Vorstellungs-Complexe. In dieser Handhabung sind wir jetzt soweit vorgeschritten, daß unsere Seele, wie die Finger des Klavierspielers über die Tasten, so über die Worte dahinfliegt und

die diesen entsprechenden Complexe wach ruft. In meinem gegebenen Beispiel hätte sie sich mühsam auf dem mühsam erworbenen noch sehr unvollkommenen und rohen Instrumente mit sechs Tasten eingeübt. Aber es war der Keim jenes höchst vollkommenen, wunderbaren Werkzeugs, der menschlichen Sprache, es war der Anfangspunkt der menschlichen Vernunft, des Höchsten, was wir kennen. Es leuchtet ein, daß der Mensch auch damals schon durch eins jener sechs Wörter mit einer beliebigen Wahrnehmung eine Vorstellungsreihe in Verbindung setzen konnte, die das Thier niemals an dieselbe knüpfen konnte. Es beginnt hier also auch das Gebiet der Combination. b) Vergessen wir aber auch nicht, daß das Sprechen ursprünglich Mittheilung ist und den Menschen lange Zeit nichts anderes war, bis ihnen endlich die wunderbare Erleuchtung aufging, daß indem sie für andere redeten ihr eigenes geistiges Wesen eine ungeheuer gesteigerte Kraft erhielt. Nun gut, der redende Mensch jener Urzeit gewöhnte sich durch das ausgesprochene Wort eine Vorstellungsreihe bei dem Angeredeten erwecken zu wollen; er gewöhnte sich ferner durch das gehörte Wort seine Vorstellungsreihe dem Willen des Redenden unterzuordnen. Was Wunder, wenn dies Wort allmählich eine solche Energie gewann, daß es ihm schien, als könne er über dasselbe nach freier Willkür verfügen? Daß es sich gleichsam auf seinen Befehl einzustellen schien, daß er allmählich lernte über dasselbe wie über eins seiner Organe Herr zu werden? Und ist es — von diesem Gesichtspunkte aus — nicht natürlich, daß Combinationen möglich wurden, sei es durch den Discursus, das Hin- und Herreden zweier Menschen, sei es durch ein nachmals daraus erwachsendes Mit sich selbst reden, die auf andere Weise niemals sich eingestellt hätten.

Hier verlohnt es der Mühe, einen Augenblick inne zu halten und zu überlegen, welche primitive Culturfortschritte von der Entstehung der Sprache unbedingt abhängig gedacht werden müssen, und so in die nebeleingehüllte Urzeit einen Grenzstein und Wegweiser aufzupflanzen.

Geiger meint: „der Mensch hat allein Bewußtsein des Geschehenen und eine bewußte Wahrnehmung der Dinge. Das Thier hingegen hat von dem was es sieht, kein Bewußtsein, als höchstens in Folge einer Zufälligkeit in einzelnen lichten Augenblicken.“ Das scheint ein Spielen mit Worten, denn ein Empfinden ohne Bewußtsein ist mir ein Unding. Ferner meint Geiger, indem er die Grenzlinie zwischen Thier und Menschen zu ziehen bemüht ist: „Mit seinen natürlichen Waffen wehrt sich ein Thier vortrefflich; aber sein Leben oder Tod mag davon abhängen, daß es einen Stein, der vor ihm liegt und bloß vorwärts gestoßen hinreichen würde, seinen Gegner zu zerschmettern, auf denselben herabwälze; es stirbt, ohne sich zu einer solchen Ueberlegung zu erheben und die äußerste Noth macht es niemals erfinderisch. Denn es hat keine Anschauung von dem Steine und keine Vorstellung von seiner Bewegbarkeit und ihrer erst zu erwartenden Wirkung, die es doch, wenn sie ihm unmittelbar über dem Haupte droht, seinerseits zu erwarten und zu meiden versteht. Noch weniger kann es jemals zu einem Geräthe oder gar Werkzeug gelangen, da die beiden Wege, die zu deren Erfindung führen, Absicht und Zufall ihm gleich verschlossen sind.“ Bei dem Menschen seien in diesem Falle die Fähigkeit zu schließen und Vorstellungen — für Zweck und Mittel — zu vergleichen nöthig. „Ein noch so begabtes, nur nicht denkendes Thier wird, wenn es vor Hunger verschmachtend, nur durch eine Schlucht, über die es nicht setzen kann, von reichen Früchten abgeschnitten ist, sich keine Brücke aus einem vor ihm liegenden Baumstamm bilden, da es ihn nicht einmal in eine andere Lage zu denken oder sich seiner aus einer früheren Wahrnehmung in einer solchen zu erinnern, geschweige an dieselbe Schlüsse zu knüpfen vermag*). . . . Es ist schon ein Wunder

*) Der Biber thut viel mehr als dies. Er ersieht sich am Bache einen geeigneten, windstillen Platz, nagt den Baum so an, daß er nach der richtigen Seite fallen muß und das Wasser staut, befestigt dann diesen natürlichen Damm mit Reisig und Erde, ist ein trefflicher Ingenieur ohne Sprache und ohne quadratische Gleichungen.

thierischer Intelligenz, wenn sie im Verkehr mit den Menschen einzelne Geräthe derselben bis zu einem gewissen Grade gebrauchen lernen und sie treten damit eigentlich über den natürlichen Kreis der Thierheit schon hinaus. Aber sich einen Gegenstand bereiten können sie niemals lernen, theils weil es für sie keine Gegenstände gibt, theils weil sie nicht nach dem bloß Vorgestellten streben, und also, da das zu Schaffende nicht vorhanden ist, alles Nichtvorhandene aber bloß als Vorstellung wirkt, überhaupt nichts schaffen können und dies ist einer der entschiedensten und beständigsten Gegensätze zwischen Mensch und Thier, da hier in der That auf der einen Seite alle Menschen, auf der anderen alle Thiere ausnahmslos einander gegenüberstehen!"

Diese ganze Deduction scheint mir an dem Grundirrthum zu laboriren, daß sie das menschliche Denken als ein specifisch verschiedenes und nicht aus den thierischen Anlagen in natürlicher Fortentwicklung entstandenes, nach gleichen Zielen strebendes und gleiche Mittel, wie das thierische Vorstellen, anwendendes auffaßt, sondern doctrinäre Phraseologie, welche der geniale Geiger doch sonst so siegreich zersprengt, an die Stelle des Thatsächlichen setzt. Ich will versuchen, dieselbe im Einzelnen zu widerlegen.

Daß das Thier auch ganz richtige Schätzung von der Wirkung der äußern Dinge besitzt, beweist, gegenüber dem von Geiger angeführten nicht gerollten Stein, u. A. der Ameisenlöwe, der einer vorübereilenden Ameise Sand entgegen wirft, damit sie den schrägen Abhang hinab in seine Grube falle, beweisen die Affen, die von ihren Blättersitzen herab die Vorübergehenden mit Nüssen und Zweigen werfen. Für die Thiere gibt es Gegenstände so gut wie für den Menschen: aus Halmen, Reisig, Wolle, Federn bereitet der Vogel sein kunstvolles Nest, aus Wachs die Biene ihre Zelle, aus eigenem Saft die Spinne ihr Netz, aus Nadeln die Ameise ihren Bau und ein großer Baukünstler ist der Biber. Alle diese Dinge werden erst b e r e i t e t, die Thiere müssen demnach das Material zum Theil in der Außenwelt a u f s u c h e n, es ist für sie ein Gegenstand, auch Nest,

Zelle, Gang u. s. w. existiren nur in ihrer Vorstellung und werden darnach erst bereitet, es ist für sie ein Zweck, die Arbeit und das Material ein Mittel. Und wenn das Netz der Spinne zerrissen ist, so flickt sie es aus, so gut wie ein Menschenmütterchen das Kleid ihres Kindes. Statt aller weiteren Beispiele über die merkwürdige Intelligenz mancher Thiere will ich nur noch folgendes anführen, das mir ein befreundeter Oeconom mittheilte: Wenn man einen Hamster in seiner Höhle ersäufen will, so muß man mehrmals Wasser eingießen. Beim erstenmale stemmt sich der Hamster, der weiß, welche Gefahr ihm droht, gewöhnlich mit seinem ganzen Leib dem herabfließenden Wasser entgegen und verstopft so das Loch.

In all den angeführten Beispielen sind die von Geiger den Thieren abgesprochenen Fähigkeiten deutlich bethätigt: Bewußtsein von Zweck, Mittel, Gegenstand, der erst geschaffen werden soll, Erinnerung, Schlußvermögen u. s. f. Der Unterschied ist nur der, daß hier nur Vorstellungsreihen in unmittelbar sinnlicher Verbindung mit einander stehen. Einmal hat ein dazu besonders befähigter Vogel ein Nest und zwar höchst wahrscheinlich ein sehr unvollkommenes erfunden, die nachfolgenden Generationen vervollkommneten daran, bis es ganz zweckentsprechend war und nun wird jedem Jungen die Vorstellung des Nestes und die Befähigung zum Bauen desselben angeboren. Zu verändern und verbessern ist nichts mehr, darum ruht die geistige Thätigkeit, die allen Lebensbedürfnissen und Bedingungen des Thieres Genüge verschafft hat. Das Verwundern und Lobpreisen der ungeheuren Kunstfertigkeit des Thieres mögen wir uns schenken, denn einmal ist das Thier in zweckmäßigster Weise für seinen Bau ausgestattet, ferner hat eine vieltausendjährige Züchtung die Vorstellung zur höchsten Klarheit und die Befähigung zur höchsten Vollendung erhoben.

Aber der Mensch! Für ihn stehen Sprache und Werkzeug in merkwürdiger Correlation. Ich will dies genetisch darzustellen suchen.

Ich denke mir, daß der Mensch, der sich höchst wahrscheinlich aus einem Kletterthier entwickelt hat, ursprünglich durch seine greifende

Hand — und die Befähigung des Greifens entwickelte sich wohl durch das Klettern — schon früh auf irgend ein Werkzeug angewiesen war. Und warum denn nicht? So gut der Ameisenlöwe Sand auf das vorübergehende Insekt wirft, so gut die Spinne ein Netz machen lernte, konnte wohl auch unser sehr begabter Vorfahre sich gewöhnen, manche nöthige Verrichtung mit einem grade zur Hand liegenden Werkzeug — und Steine fanden sich wohl überall — auszuführen. Mit eben dem Steine, mit welchem er Nüsse aufklopfte, mochte er bei zunehmender Vervollkommnung auch den Kopf seines Gegners einschlagen. Ich erwähne dies hier zugleich, weil die „Künste des Friedens und Krieges" zu allen Zeiten nebeneinandergehen und auch in der Urzeit schon im Doppelkeim vorhanden sein mußten. Soweit stehen wir durchaus noch auf der thierischen Stufe und ist die menschliche Differenzirung noch nicht begonnen.

Aber jene Hand und jener Stein, sie wurden der Anlaß zu jeglicher weiteren Vervollkommnung.

Das Hochbedeutende des Werkzeugs ist, daß es zu jeglicher Verrichtung umgebildet werden kann, daß es weggelegt werden kann und so die Hand zu einer unendlichen Menge von aufeinander folgenden Organen wird. Das ist eine Eigenschaft, neben der die Zähne des Löwen, der Rüssel des Elefanten, Schnabel und Krallen des Adlers, Füßchen und Stachel der Bienen — geradezu in Nichts verschwinden.

Natürlich war von Anfang das Werkzeug noch auf der Stufe der angeborenen Waffen der Thiere, nämlich einheitlich, zu einer Wirkung besonders geschaffen. Es begann aber erst an dem Tage, wo der Urmensch nicht aufs Gerathewohl sich einen Stein suchen mußte, sondern wo er bereits einen besonders geeigneten aufbewahrte, als sein Eigenthum ansah. Eigenthum, d. h. als etwas zu seiner Existenz gehöriges, wie dem Vogel sein Nest. Der Wilde, den seine Steinaxt niemals, weder bei Tage, noch in der Nacht verläßt, möge als Bild dieses primitiven Zustandes gelten. Die Steinaxt selbst ist bereits ein so complicirter Gegenstand, daß wir die Erfindung der-

selben kaum vor den Ursprung der Sprache setzen dürfen. Wie heute jede neue Erfindung aus der Combination hervorgeht, so geschah es auch in jener allerfrühesten Zeit.

Die Frage ist hier, ob ein so reich entwickeltes Instrument, wie die Steinaxt, dem Menschen angezüchtet sein kann, oder ob wir bewußte Tradition d. h. Sprache dabei annehmen müssen. Die Frage ist sehr schwer zu entscheiden und wir würden sie unbedingt in letzterem Sinne entscheiden, wenn wir nicht die wunderbarsten Verrichtungen mit den äußeren Dingen — die Bauten des Bibers, die Wohnungen der gemeinsam lebenden Affen, die Aufspeicherung der Wintervorräthe des Hamsters, die Bereitung des verschiedenartigsten Nahrungs- und Wohnungsmaterials durch die Bienen — schon bei vielen besonders begabten Thieren angezüchtet sähen. Es liegt schon eine ungeheuere Abstraction in dem Reiben und Schärfen des Steins und der Verbindung mit der anderen Vorstellung, daß ein solcher Stein ein werthvoller Besitz, ein Mittel ist, auch nur Eine Wirkung damit auszuführen. Ist diese Vorstellung angezüchtet, so bedurfte sie jedenfalls eine ungeheuer lange Generationsreihe, um sie durch allmähliche Anhäufung zu dieser Vollkommenheit zu bringen. Mit dem Vorhandensein auch eines sehr unvollkommenen Sprachanfangs erklärt sie sich dagegen viel leichter.

Die Vermannigfaltigung und Vervollkommnung der Werkzeuge — zu Stielaxt, Speer, Pfeil und Bogen — ist dagegen ohne Sprache geradezu undenkbar. Hier ist die durch Mittheilung gesteigerte Intelligenz, die bewußte Tradition, welche, wie ich schon bemerkte, in kürzester Zeit dem Nachkommen mitzutheilen vermag, was das Resultat einer langen Lebensarbeit gewesen ist und die in der Sprache liegende Abstraction, welche auch in dem Werkzeug ausgeprägt ist, durchaus vonnöthen. Das Werkzeug ein Abstractum? Ja gewiß. So gewiß das Wort Hauen ein Abstractum ist, bei dem der erste Erfinder des Wortes sich einige, die nächsten Generationen schon tausend, wir unzählige Millionen von Gesichtsvorstellungen machen, ebenso gewiß ist das Haumittel, die Axt z. B. noch ein viel grö-

ßeres Abstractum, denn es verbindet alle die Vorstellungen von den Eigenschaften des Materials, seine Formung und Herrichtung aus dem rohen Stein mit den zahllosen Vorstellungen von Gegenständen, an welchen es seine Wirkung ausüben kann und der Verwendung dieser Gegenstände, nachdem die Wirkung ausgeübt ist. Eine ungeheure Repräsentationseinheit!

Jedes neue Werkzeug ist eine verkörperte Abstraction. Und die Correlation von Werkzeug und Sprache wird nun dem Leser klar geworden sein.

Ebenso daß fortwährende Differenzirung von Werkzeug und Sprache Hand in Hand geht und ihren Vervollkommnungs- d. h. Entwicklungsgang fortsetzt.

Die Combination aber, von welcher ich sagte, daß sie die Mutter der Erfindungen sei, wird mit dem Sprachfortschritt erst lebendig. Der Anblick eines neuen Gegenstandes, das Gefühl eines neuen Bedürfnisses läßt unsere Seele suchen, ob sie auf den verschiedenen Tasten ihres Vorstellungsvermögens — d. h. den einzelnen Worten — nicht Vorstellungskreise erwecken kann, welche jenen Gegenstand verwerthen, diesem Bedürfnisse eine Befriedigung verschaffen könnten.

Die Beobachtung und Nachahmung der Thiere und ihre Kunstfertigkeiten trat fördernd hinzu. Die menschliche Sprache vermochte das Netz der Spinne zu bezeichnen, die menschliche Hand es nachzuahmen. Beide vereint erheben die Intelligenz auf eine Höhe, wo dieselbe ein Centrum neuen Schaffens und neuer Entwicklung wird, wie vorher die natürliche Züchtung.

Noch hätte ich über den Zusammenhang des Vorstellungslebens mit den Worten und den inneren Zusammenhang dieser unter sich zu reden, und damit will ich diesen höchst unvollkommenen Umriß des Wesens der Sprache beschließen, dessen Hauptverdienst nur darin liegt, daß er dies Wesen, diese nachmals zu höchster Entfaltung gelangten Eigenschaften der Sprache schon in ihren ersten Ausgangspunkten nachweist.

Wortbildung und Ableitung haben in den hochentwickelten Sprachen eine innere Logik hergestellt, welche die Anordnung der unzähligen Vorstellungsreihen und ihren inneren Zusammenhang für unser Denken außerordentlich erleichtert. Wie um das Wort die Vorstellungsreihen, so gruppiren sich um das Wurzelwort, solange das Sprachbewußtsein wach ist, die abgeleiteten Wörter. Aber nicht nur diese verwandten Wörter stehen im Zusammenhang, auch die dem Laut nach ganz verschiedenen Synonyme (Bruder und Schwester) und Gegensätze (Freund und Feind) erwecken sich unmittelbar gegenseitig. Es geräth dadurch unsere Vorstellungswelt in ein fortgesetztes Schwingen, welches wie bei den musikalischen Instrumenten zu Harmonieen und Melodieen zusammenklingt. Die Hauptharmonie ist die in der Sprache niedergelegte jederzeitige Weltanschauung eines Volkes, an der jedes Individuum je nach seinen Geisteskräften Antheil zu nehmen berufen ist.

Wie verhielt sich dies nun in der frühesten unvollkommensten Periode der Sprachthätigkeit. Da vermochten natürlich nicht leise anklingende Vorstellungen schon Worte zu erwecken, die dann in lebhaften Wechselverkehr mit ihren Brüdern traten, sondern das Vorstellungsleben war noch durchaus vorwiegend. Nur hier und da erweckte die besonders lebhafte Vorstellung ein Wort, das sich dann lebhaft äußerte, etwa wie wir ein Kind, das lange schweigend über die Straße getragen wird, plötzlich bei irgend einer bekannten oder es interessirenden Gesichtswahrnehmung aufjauchzen und ein Wort aussprechen hören. Eine andere Analogie wäre die, wenn wir nach der schmerzlichen Kunde des Todes eines lieben Angehörigen zum erstenmale eingeschlafen sind und dann aus dem schweren Schlafe erwachen. Das körperliche Unbehagen, das wir fühlen, erweckt zuerst die vage Vorstellung, daß etwas geschehen, uns ein Leid widerfahren, wir bleiben einige Minuten in dieser leeren Empfindung, da fliegt der Name des Gestorbenen in unser Bewußtsein, ein zuckender Schmerz und nun lösen sich düstere Vorstellungen einander ab, die sich mit Worten untermischen und uns — je nachdem der Todte

eine bedeutende Stelle in unserem Leben einnahm — zwingen zuerst in tausend Erinnerungen uns zu versenken, dann in schmerzlicher Resignation unser Leben uns zurecht zulegen, das heißt alle die Vorstellungskreise, welche jene Erinnerungen erweckten, ohne den Geliebten zu denken. Die Aehnlichkeit dieses Beispiels liegt darin, daß hier auch Empfindungs- und Vorstellungsleben vorwiegen und das Denken mit Worten nur eine richtende, ablenkende, verbindende Kraft hat oder auch dann, wenn die Vorstellung auf unser Empfinden zu schmerzlich wirkt, durch laute Aeußerung unser Herz erleichtert.

Ich glaube diese beiden Beispiele geben uns ein ziemlich getreues Bild von dem Geistesleben der Urmenschen in jener Zeit, wo die Sprache nur aus einer Anzahl, von unvollkommenen Wörtern bestand, die noch dazu einen höchst verschwommenen und unklaren Vorstellungsinhalt besaßen.

Hier will ich noch eine Vergleichung bringen, welche namentlich über den letzteren Punkt — die anfängliche Unklarheit und Verworrenheit der an die ersten Worte der Menschen geknüpften Vorstellungskreise — ein helleres Licht verbreiten mag.

Ich glaube die mnemonische oder commemorative Kraft der Worte in dem Vorausgehenden deutlich genug erklärt zu haben. Daß uns das Wort rasch, gleichsam von unserem Willen abhängig, zu Gebote steht liegt 1) in der Eigenthümlichkeit unseres Gehörorgans, das uns tiefer erschüttert, und weniger mit Eindrücken belastet wird als das Gesicht. 2) in der Gewöhnung, beim klareren Denken (und am klarsten muß dieses ja sein, wo wir es Anderen mittheilen wollen) Worte zu gebrauchen, so daß wir eine gewisse Fertigkeit, dieselben wie die Tasten eines Klaviers zu handhaben, erlangen. Dies erklärt sich noch mehr dadurch, daß das laute Denken (wie noch heute bei Kindern und ungebildeten Menschen) das ursprüngliche war, das stille Denken erst ein Produkt vieltausendjähriger Gewöhnung ist. 3) aus der Anordnung der Worte in unserem Gedächtnisse. Die Worte sind Wegweiser innerhalb der ungeheuren Zahl unserer Vorstellungen; jede Vorstellung führt zu einem Wegweiser, jeder Weg-

16

weiser führt zu zahlreichen Vorstellungen, deutet aber auch Hauptstraßen zu anderen Wegweisern an.

Nun gut, es gibt aber Fälle, wie jeder weiß, wo uns die mnemonische Kraft des Wortes im Stiche läßt. Da nehmen wir denn wieder unsere Zuflucht zu dem Gesichtssinne, indem wir ein Zeichen schaffen oder erwählen, das — durch Gewöhnung, häufige Gleichzeitigkeit — das Wort zu erwecken im Stande ist.

Dieses Bedürfniß hat sich schon frühzeitig selbst bei wilden Völkern geltend gemacht. Sehen wir nun zu, wie die erste Schrift beschaffen war. Denn das sagt uns unser Denken, daß sich deren Anfang wieder als eine neue und höhere Repräsentation etwa zu den gesprochenen Worten verhalten haben muß, wie die ersten Worte zu dem Vorstellungskreise, den sie repräsentiren.

Einige Indianerstämme haben schriftliche Aufzeichnungen von Liebes-, Jagd- und Kriegsliedern. Diese Aufzeichnungen enthalten eine Folge von mnemonischen Zeichen. Man denke z. B. das Zeichen der aufgehenden Sonne, einen Speer, und einen Stern. Dies singt der Indianer folgendermaßen:

1) Ich erhebe mich, ich verlasse mein Lager in der Frühe.

2) Ich betrete den Kriegspfad und schweife umher.

3) Ich leuchte wie der Abendstern.

Niemand würde den Indianer überzeugen können, so lange er noch keine höhere Bildung besitzt, daß diese Zeichen nicht g a n z g e n a u das ausdrücken, was er dazu singt, um so mehr, wenn er sich selbst schon daran gewöhnt hat, oder wenn sie gar durch Tradition schon eine Reihe von Generationen sich fortgepflanzt haben.

So und nicht anders war es denn auch mit den ersten Worten. Und es ist daher nicht zu verwundern, wenn Urworte häufig eine so complexe Vorstellung wie: „Die Hand oder den Fuß in eine lehmartige Flüssigkeit tauchen und darin plätschern und rühren“ (s. G e i g e r. Ursp. u. Entw. der Spr. I, 109) ausdrücken. Es war dies eben eine damals sehr geläufige, häufig dem Gesichtssinne sich darstellende Wahrnehmung. Und es ist eben die Wirkung der

Sprachentwicklung, das Wort erst nach und nach von dem in unseren Anschauungen zusammengebundenen Zufälligen zu befreien und so durch fortgesetzte Abstraction dasselbe allmählich das Wesentliche, in diesem Falle entweder rühren oder malen bezeichnen zu lassen.

Auf diese Weise entwickeln sich Begriffe zur Sonderexistenz und gelangt die Abstraction auf solche Höhe, daß die auf S. 228 dargestellten Vorstellungssegmente ganz aus unserem Bewußtsein schwinden können und nur der innere Kreis, die höhere Repräsentation, beim Hören des Wortes sich darstellt. Wenn nun ein Mensch höherer Cultur von einem Indianer sagt: „er pläscherte und rührte mit Hand und Fuß in einer lehmartigen Flüssigkeit" so analysirt er 1) die einheitliche Vorstellung in ihre wesentlichen Theile 2) setzt er die abstracten Kreise der Vorstellungsreihen, soweit sie durch Worte fixirt sind zu jener einheitlichen Vorstellung zusammen, für welche die Ursprache ein einziges Wort hatte. Aus diesem Beispiele ergeben sich die verschiedenen Eigenschaften der Sprachentwicklung: Abstrahiren, differenziren, analysiren, combiniren.

III.

Die erste Entstehung der Sprache.

„Das Hervorgehen des Mannigfaltigen aus der Einheit", sagt Geiger, „es scheint das große Grundgesetz aller Entwicklung der Natur und des Geistes zu sein. Dieses Gesetz leitet uns auch in der Sprache auf einen ganz unscheinbaren Keim zurück, einen ersten Laut, der das unendlich Wenige, das Einzige ausdrückte, was der Mensch damals beachtete und mit Interesse sah, aus dem der ganze Reichthum der Sprache, ja wie ich nicht zögere es als meine Ueberzeugung auszusprechen, aller Sprachen in einer Reihe von vielen, sehr vielen Jahrtausenden sich allmählich entfaltet hat."

Das große Verdienst des leider zu früh dahingegangenen L. Geiger ist es nachgewiesen zu haben, wie die menschliche Vernunft und Sprache ursprünglich in demselben Keime zusammenlagen; daß man nicht sagen kann, daß die Vernunft die Sprache erschaffen hat, sondern daß das Umgekehrte wahr ist, daß die Vernunft an diesen Repräsentativzeichen für sinnliche Wahrnehmungen allmählich herangereift und erstarkt ist; daß also das Wort unbedingt das Frühere war und daß allgemeinere, richtigere, klarere, bewußtere Vorstellungen erst an den Worten herangereift und in langer Entwicklung zu unserem heutigen vernünftigen Denken sich gezeitigt haben.

Die kindlich anthropomorphistische Ansicht, daß Gott zu Adam gesagt habe: „Das ist der Hund; das ist der Elefant“ beherrscht die Menschen noch im achtzehnten Jahrhundert, nur daß man in diesem die menschliche Vernunft an die Stelle Gottes setzte und sich dachte, die Menschen hätten in einer Art von Uebereinkunft den Dingen die Namen gegeben, sie hätten die Sprache erfunden. Als gehörte zu einer solchen Erfindung nicht eine ganz ungeheuere Geisteskraft, eine Vernunft und Weisheit, die unendlich größer sein müßte, als die gegenwärtige aller Menschen zusammengenommen. Ein Grundirrthum des menschlichen Denkens ist der, daß wir bewußte Absicht, Reflexion, Erkenntniß, die uns in unserem heutigen Thun vielfach leiten, auf alles menschliche Thun zu übertragen geneigt sind und letzteres dadurch zu erklären versuchen. Nur Ceres sah voraus, welche ungeheuren Folgen aus dem unscheinbaren Anfang des Ackerbaus hervorgehen würden. Copernicus dachte nicht an die das Christenthum gefährdenden Consequenzen seiner neuen Lehre und der historische Luther würde, käme er heute wieder, in heftigem Zorn ausbrechen über die in stetiger Entwicklung aus seinem Reformationsgedanken erwachsene Befreiung des Menschengeistes und den Fortschritt des vernünftigen Denkens, welches allen positiven Glauben untergräbt. Das in der Entwicklung sich Ergebende ist oft so verschieden von seinen Ausgangspunkten, wie die blühende Pflanze von ihrem Samenkorn.

Hoch über jene anthropomorphische Ansicht erhob sich zuerst Herder, dessen geniale Divinationsgabe auf so vielen Gebieten schon das Richtige erschaute, welches erst später die Wissenschaft durch das zusammengetragene Material bewies und der auch wo er irrte, stets die reichsten Anregungen ausstreute. Der Hauptgedanke seines preisgekrönten Werkes: „Ueber den Ursprung der Sprache“ ist etwa folgender: „Der Mensch, sagt er, beweist Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in hellere, ruhigere Obacht nehmen und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer

sei." Dies erläutert er an folgendem Beispiele: „Der Mensch sieht z. B. ein Lamm. Es geht als Bild sein Auge vorüber, ihm wie keinem anderen Thiere. Sobald der Mensch in das Bedürfniß kommt, das Schaf kennen zu lernen, so stört ihn kein Instinkt (wie den Wolf, den Löwen); es steht da ganz wie es seinen Sinnen sich darstellt. Weiß, sanft, wollicht, seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, das Schaf blöket, das Merkmal ist gefunden, der innere Sinn wirket. Das Blöken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen anderen Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt sich, sucht Merkmale — es blökt und nun erkennt sies wieder. Du bist das Blökende! fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich d. h. mit einem Merkmale erkannte und nannte. Mit einem Merkmale also; und was war dies anderes, als ein innerliches Merkwort? Er erkannte das Schaf am Blöken; es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. Was ist das anderes, als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte?"

Diese Theorie hat Max Müller als die Wau-Wautheorie bezeichnet und verworfen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in Herder's Darstellung als Hypothese der Entstehung der Sprache viel Wahres liegt. Die wichtigsten Punkte sind, daß dieselbe 1) erklärt, wie sich eine Gesichtsvorstellung in das tönende Wort verwandelt; 2) die Sprachschöpfung als sich zunächst an einzelne Merkmale heftend eintreten läßt.

Die Schwäche dieser Ansicht liegt darin 1) daß Herder die Entstehung des Wortes als auf dem Bedürfniß der Mittheilung beruhend in seiner Darstellung ganz unbeachtet läßt. Und Empfindungsdrang und Mittheilungsbedürfniß walteten wohl bei der Entstehung des ersten Wortes mit. 2) Daß die sogenannte onomatopoetische Sprachschöpfung d. h. Bezeichnung der Dinge nach ihren eigenthümlichen Tönen bis jetzt durch keine Sprache bestätigt worden

ist. Einzelne Worte wie Kuckuck u. A. beweisen nichts und viele, die uns Nachahmung scheinen, lassen sich auf andere, durchaus keine Nachahmung anzeigende Wurzeln zurückführen. Alle Sprachen, die wir kennen, offenbaren vielmehr einen inneren Begriffszusammenhang zwischen den Worten, die ein schreiendes, tönendes Wesen bezeichnen und ursprünglichen Wurzeln, die eine menschliche Thätigkeit bezeichnen. Herder selbst gab später seine Theorie von der Schallnachahmung auf und nahm die geoffenbarte Sprache wieder an. Immerhin ist sein Werk Ueber den „Ursprung der Sprache" das erste wahrhaft philosophische und hat das Verdienst zuerst den wahren Weg gezeigt zu haben, auf welchem die Erklärung zu suchen ist.

Ein anderer Erklärungsversuch war der, welcher die Sprache aus Interjectionen herleiten wollte und welchen M. Müller darum die Pahpahtheorie nennt. Auch diese hat einiges Wahrscheinliche, da in ihr das Bedürfniß innerer Empfindung durch Laute Luft zu machen, berücksichtigt wird, sowie das Streben sich anderen mitzutheilen und vor Allem das Beispiel der Thiere, deren Wiehern, Bellen, Brüllen, Krähen ein Vorbild, ein verunglückter Versuch, zur Lautsprache zu gelangen, scheinen kann. Leider findet auch dies Princip bei der Durchforschung der bekannten menschlichen Sprachen keinerlei Bestätigung, ebensowenig wie der Versuch die einzelnen Buchstaben oder Laute als symbolische Träger der Bedeutung anzusehen, wie das w in weich, Wind, Welle, das l in fluo, leicht, liebe u. s. w. Alle diese Versuche bezeichnet die ernste Sprachforschung als verfehlte, höchstens als ein geistreiches Spiel.

Die Theorie, welche Max Müller selbst aufstellte und die man scherzweise die Ding-Dang-Theorie genannt hat, ist noch weniger haltbar. Der große Gelehrte meint, daß jedem Wesen ein eigener Klang verliehen sei und daß so in dem Menschen ursprünglich eine reiche Klangwelt, ein Sprachfrühling gewohnt habe, welcher den Dingen der Außenwelt entgegen getönt habe. Dies ist recht eigentlich eine petitio principii und erklärt gar nichts. Denn wir müßten doch fragen, wie und wann ist denn diese Klangwelt in den Menschen

hineingekommen und wie kam er dazu sie auf die Dinge anzuwenden, und müßten also immer wieder auf eine Stufe zurückzuschreiten suchen, wo der erste Klang hervorgebrochen wäre. Und dann wären wir soweit wie vorher. Es läßt sich leichter begreifen, wie ein so bedeutender Mann, wie Max Müller, auf diese sonderbare Idee gekommen ist. Ihn führte wohl die Beobachtung der Kinder irre, zu denen wir stets uns wenden, wenn wir über etwas ursprünglich Menschliches Auskunft erhalten wollen. Nun lehrt allerdings eine tägliche Erfahrung, daß in den Kindern Sprachdrang oder Sprachreiz obwaltet und daß sie streben die gesehenen Gegenstände gleich mit dem gehörten Namen zu bezeichnen. Und ich habe selber oft erfahren, daß mir sehr geistreiche Männer, denen ich die von Geiger aufgestellte Priorität der Worte vor den Begriffen vortrug, sofort dieses Argument entgegen hielten: „Sehen Sie doch nur die Kinder! Sie haben die Dinge kaum wahrgenommen, so bezeichnen sie dieselben schon mit selbstgebildeten Wörtern, die mit den ihnen vorgesagten kaum eine Aehnlichkeit haben. Es ist ein Erwachen des Sprachtriebs!"

Letzteres ist allerdings wahr. Aber die heutige echte Wissenschaft begnügt sich nicht mehr mit derartigen Worten. Sie will für das Wort eine Erklärung d. h. sie will Rechenschaft über die Entstehung der Sache. Der Sprachtrieb des Kindes ist die Wiederholung jener langen Entwicklungsreihe, die wir von dem Entstehen der Sprache bis auf den heutigen Tag anzunehmen haben. So lange das Kind diesen Trieb nicht kennt d. h. so lange es nur anschauend, tastend, schreiend, Nahrung verlangend u. s. w. sich verhält, stellt es uns die Zeit der sprachlosen Menschheit dar, d. h. jene Zeit wo sich das Menschliche noch nicht aus der Thierheit ausgesondert hatte. Und daß das Kind in dieser Zeit, wo es noch keine Begriffe zu bilden anfängt, schon ein Interesse an den Gegenständen hat, nach denselben greift, sie dann wegwirft, das dürfte uns ein Fingerzeig sein, daß auch die sprachlose Menschheit bereits mit Werkzeugen hantirte. Der Sprachtrieb selbst aber ist etwas dem Kinde in der langen

Generationsfolge Angezüchtetes. Unsere Wißbegierde aber verlangt Auskunft über die in tiefes Dunkel gehüllte Zeit, wo das „Wort Fleisch geworden und unter uns gewohnt hat“ wo das instinctive Leben zuerst anfing, in das hellere Bewußtsein der redenden Menschen überzugehen.

Ein weiteres Verdienst Geiger's ist es, an der Hand der Sprachforschung nachgewiesen zu haben, daß die ältesten Wurzelwörter, soweit sich dieselben überhaupt verfolgen lassen, ein menschliches Thun, eine menschliche Geberde ausdrücken und er bemerkt mit Recht, daß dies wohl das dem Menschen Interessanteste, am frühesten Bekannte, seine Aufmerksamkeit am meisten Fesselnde und sympathisch in ihm Widerklingende gewesen sein muß. Letzteres namentlich ist wohl zu beachten. Im Verkehr mit unseres Gleichen nimmt unser Gesicht allmählich einen ähnlichen Ausdruck, wie das ihm entgegentretende Gegenbild an; Weinen und Lachen steckt an; wenn wir Jemand in augenscheinlicher Lebensgefahr sehen, machen wir selbst angstvoll die Bewegung, die jener machen müßte, um der Gefahr zu entgehen, das Nachahmen menschlicher Geberde ist uns so natürlich, daß wir den freundlich heitern Ausdruck, das Zuckende und Gedrückte des Schmerzes, sowie Hohn und Drohung unmittelbar empfinden und wiedergeben. Es meint nun Geiger, daß ein mit Ton begleitetes, weil aus der Empfindung hervorgehendes, grinsendes Widerspiel des fremden Gesichtes wohl der erste Sprachschrei gewesen sein möge (hier hätten wir allerdings Gesichtsvorstellung und Sprachlaut in Eins verwoben); daß ein solcher Laut sich zeitweilig wiederholend an bestimmte Wahrnehmung, Empfindung, Gesichtsbild erinnert haben und so das erste Wort entstanden sein möge, von dessen Inhalt wir natürlich keine Ahnung haben können. Dem sei wie ihm wolle, das ist eine ausgemachte Sache, daß in den Bezeichnungen der Dinge uns überall menschliche Thätigkeit die den Gegenstand zuerst interessant machte, entgegentritt; diese menschliche Thätigkeit ist natürlich noch ganz mit der thierischen identisch. Das griechische δέρω = schinden hat δέρμα die Haut,

δόρυ das Holz, δρῦς den Baum, engl. tree unter seinen Nachkommen: Die Haut ist das Abgezogene, das Holz das Entrindete, der Baum desgleichen. In wunderbarer Uebereinstimmung tritt dies Gesetz hervor in Wörtern, die uns heute, ihrem Begriffsinhalte nach, kaum einen Zusammenhang darzubieten scheinen: Nacht geht durch den Begriff dunkel, schwarz hinauf zur Wurzel sk. ang' latein ungo färben, bestreichen; Grund und terra zu einer Wurzel die zerreiben, zerbröckeln bedeutet, das Korn ist etwas Enthülstes; Donner (das gewiß klangnachahmend klingt) geht nach M. Müller zurück auf die Wurzel tan spannen und schließt sich an den Ton, der der gespannten Sehne eigen ist; ebenso ist tener zart und zärtlich aus dünn und dieses aus der Spannung herzuleiten; Schreiben, γράφω und scribere gehen wie das englische write, das deutsche Riß auf eine Wurzel die ritzen bedeutet; aus der Wurzel da verbinden gehen Wörter mit folgenden Bedeutungen: Joch, gürten, Gatten, Zwillinge, Schwester, Haus und unzählige andere hervor. Die Werkzeuge bezeichnet die Sprache mit den Worten, welche der menschlichen Thätigkeit, die sie unterstützen, entsprechen, also activisch; eine Scheere, Hacke, Säge sind Dinge, welche scheeren (skära schwed. Sichel) hacken, sägen. Ueberall bei allen Wortbildungen, die uns geläufig sind, sehen wir demnach das Begriffliche vorwalten, nirgends ist unmittelbare Nachahmung der tönenden Natur, die meisten Thier- und Pflanzennamen bezeichnen die Wesen durch die Farbe, und als die ursprünglichsten Wurzeln erkennen wir bei fast allen Sprachen menschliche und thierische Thätigkeit, die sich als charakteristische Geberde darstellt und auch in historischer Zeit finden wir Sprachwerden und Sprachentwicklung genau dieselben Wege wandeln: Die Abstraction Figur leitet sich auf ein Wort zurück, das weichen Thon kneten bedeutete, das schöne Wort Dichter deutet auf den ungelehrten Sänger, der seinem Schreiber die Worte eigener Erfindung dictirte. Wäre dagegen die Nachahmung des Tönenden das Princip des Wortbildens gewesen, so müßte dasselbe in den Sprachen eine breite Stelle einnehmen und müßte namentlich

noch lange wahrnehmbar geblieben, ja vielleicht heute noch wirksam sein.

Es ist unverkennbar, daß wir mit dieser Aufklärung dem dunkeln Grunde, aus welchem der Sprachquell zuerst hervorrieselte, um ein Bedeutendes näher kommen. Auch die oben berührte Frage, ob der Mensch früher Werkzeug oder Sprache hatte, entscheidet Geiger zu Gunsten der letzten und zwar gründet er seinen Beweis auf die Thatsache, daß die Namen der Werkzeuge und ihrer Wirkungen durch Wurzeln ausgedrückt werden, die menschliche, körperliche Thätigkeit bezeichneten: also alle Wörter die Mahlen, Mühlen u. s. w. bezeichnen, hängen mit mal, mar (mordeo), zusammen, welches ein Zerreiben mit den Fingern, wohl auch Zermalmen mit den Zähnen bedeutete; sculpo mit dem Meißel aushauen ist eine Nebenform von scalpo welches anfangs Kratzen mit den Nägeln ausdrückt. Die Wurzel ve, welche unserem W e b e n zu Grunde liegt, führt Geiger unter Hinweisung auf vimen, Weide, auf die älteste Kunstübung, das Zusammenflechten der Baumäste zu Nestern für die ältesten Menschen zurück, welches nachmals zu der bei allen wilden Völkern schon vorhandene Kunst des Webens oder Flechtens geführt habe.

Ich muß gestehen, daß mir diese ganze Argumentation keine recht zwingende Beweiskraft zu haben scheint. Complicirte oder auch nur vervollkommnete Werkzeuge hatte der Mensch vor dem Besitze der Sprache gewiß nicht, vielleicht auch keine Mahlsteine; ob er aber nicht trotzdem das Zermalmen mit S t e i n e n und Z ä h n e n identisch mit d e r s e l b e n Wurzel bezeichnen konnte, sowie das Scharren mit den Händen und einem Steine, der ja in diesem Falle nur ein Theil der Hand war, möchte ich doch bezweifeln.

Auch die Hypothese Geiger's in Betreff der Entstehung des ersten Wortes hat für uns etwas Gezwungenes. Die sympathische grinsende Widerspiegelung einer Geberde mit gleichzeitigem Sprachlaut — ich muß gestehen, es scheint mir eine gewagte Abstraction, in welche Geiger offenbar die drei Factoren, die uns in den ältesten Wurzeln entgegentreten, zusammen fassen wollte: 1) das lautende

Wort. 2) Die Gesichtsvorstellung. 3) Die menschliche Geberde als Ausdruck einer Thätigkeit. Ich denke mir, daß der Mensch, welcher so gut wie die Affen und andere Thiere ein geselliges Wesen war, frühzeitig sich schon zu einer Mittheilungsfähigkeit d. h. einer Geberdensprache emporschwang. Nichts hindert uns, dies anzunehmen, da wir es ja in dem Thierreich so klar ausgeprägt und vielfach vertreten finden. Bedeutsame Geberden sind den Thieren angezüchtet, so gut wie den Vögeln ihr Gesang, der auch gleichzeitig der Ausdruck einer inneren Empfindung und eine Art Mittheilung ist, da er das Weibchen kirren oder das brütende unterhalten soll. Es erschiene demnach durchaus nicht unmöglich, daß bei den gesellig lebenden Urmenschen sich ebenfalls Geberden mit einem ganz bestimmten Vorstellungsinhalt ausgebildet, festgesetzt und fortgezüchtet hätten. Wir haben uns natürlich diese Geberden als Aufforderung zu einem bestimmten Thun zu denken, wie sie wohl ja auch schon bei den Ameisen, Termiten, Bienen 2c. vorhanden sind. Es genügte nun, daß eine solche heftige, lebhafte Geberde stets von einem eigenthümlichen Laute begleitet war — man denke nur wie verschieden die Laute sind, mit denen der Hund seine Zeichen der Freude, Trauer, Demuth, Reue, Ungeduld begleitet — so könnte recht wohl die Geberde auch schon durch den Ton vergegenwärtigt werden und nach dem Gesetze der Entwicklung erstere immer mehr zurücktreten und der Laut schließlich zur Alleinherrschaft gelangen. Wie gesagt, möglich ist dies recht wohl und gewinnt Wahrscheinlichkeit dadurch, daß wir wilde Völker, ungebildete Menschen und solche die eine Sprache nicht recht verstehen immer ihre Worte mit lebhaftem Geberdenspiel unterstützen sehen.

Diese Entstehungsmöglichkeit dürfte unsere Wißbegierde vollständig befriedigen; denn mit Recht sagt der auch von M. Müller citirte Dugald-Stewart: „Wenn wir die Geschichte der Menschheit sowohl als auch die Erscheinungen der materiellen Welt untersuchen und dann den Hergang nicht aufdecken können, durch welchen ein Ereigniß hervorgebracht worden ist, so ist es oft schon wichtig nur

zeigen zu können, wie es durch natürliche Ursachen hätte werden können. Obgleich es also unmöglich ist, die Wege und Stufen mit Gewißheit anzugeben, auf welchen irgend eine besondere Sprache gebildet wurde, so wird doch der Geist, wenn wir nach den allgemeinen Principien der Menschennatur zeigen können, wie alle verschiedenen Theile der Sprache allmählich hätten entstehen und emporwachsen können, nicht nur bis zu einem gewissen Grade befriedigt, sondern es wird auch jener indolenten Philosophie Einhalt gethan, welche alle Erscheinungen sowohl in der natürlichen als auch in der moralischen Welt, die sie nicht zu erklären vermag, sogleich mit einem Wunder in Beziehung bringt."

Wer die Entwicklungsreihen der Dinge überschaut, wie sie aus einfachsten Elementen hervorgehend durch fortgesetzte Combinationen unter der Einwirckung der Außenwelt sich schon frühzeitig so von ihrem Ursprunge entfernen, daß dieser kaum mehr zu erkennen ist, der wird überzeugt sein, daß der bitterste Hohn, welchen man der siegsgewissen speculativen Philosophie entgegen schleudern konnte, der war, sie möge ein Kamel a priori construiren. Aber auch die empirisch-historische Wissenschaft hat Ursache bescheiden zu sein, obgleich sie den viel sichereren — stets unter der Controle des gegenwärtigen Geschehens stehenden Weg des Rückschließens von dem Thatsächlichen auf das Frühere verfolgt, wobei ihr das feste Fundament zahlloser Thatsachen als Basis dient, auf welches sie immer sich verengende Stufen aufbaut, bis sie zur einheitlichen Spitze gelangt, während die Speculation ihr ganzes Gebäude auf diese Spitze stellen möchte. An einem Beispiele will ich nachzuweisen suchen, wie sehr auch die inductive Wissenschaft Ursache hat, sich mit der Erklärungsmöglichkeit zu begnügen. Ich nehme an, daß nach einigen Tausend Jahren die literarische Tradition eine Unterbrechung erlitten hätte und daß man über die wissenschaftlichen Forschungen unseres Jahrhunderts ganz im Unklaren wäre. Die Elektricität wird in jener Zeit eine ungeheure Bedeutung und Anwendung in allen Lebensverhältnissen gefunden haben. Ich denke mir nun, ein Historiker

würfe alsdann — wie wir heute über das Feuer — so die Frage auf, wie und auf welche Weise die Menschheit zuerst in Besitz und Kenntniß dieser wunderbaren Kraft gelangt wäre. Glaubt wohl Jemand, daß er durch fortgesetzte Rückschlüsse schließlich auf die Thatsache kommen werde, es habe einmal ein Physiker Froschschenkel an eisernen Haken auf kupferne Geländer aufgehängt? Gewiß nicht. Aber tausend Möglichkeiten werden sich ihm darstellen und er wird sich damit genügen lassen.

Ich werde deshalb jetzt, außer den bereits aufgestellten, noch eine eine andere Hypothese mittheilen, die ebenfalls mit den Erfahrungen aus dem Thierleben in Einklang steht und deren Möglichkeit wohl von Niemanden wird bestritten werden können.

Betrachten wir die Lautäußerungen in der Thierwelt, so finden wir verschiedene innere Antriebe zu denselben, stets aber das Bestreben, dieselben für andere vernehmbar zu machen. Wir finden vornehmlich drei Arten dieser Laute, nämlich:

1) Lockrufe. Sie sind eine Aeußerung der Empfindung, sind von einer dunkeln Vorstellung begleitet und bezwecken auf den Willen, das Thun eines gleichartigen Wesens einzuwirken.

2) Kampfgeschrei. Ebenfalls Aeußerung der Empfindung und Bestreben, bei dem Gegner Furcht und Angst hervorzurufen.

3) Warnungsrufe. Nur bei geselligen Thieren. Die Empfindung wirkt mit. Die Vorstellung waltet vor. Bestreben auf den Willen Anderer einzuwirken durch Erweckung einer gleichartigen Vorstellung.

In diesen drei Arten ist der Untergrund des menschlichen Redens unschwer zu erkennen. Alle drei haben das mit einander gemein, daß sie von dem Empfindungsleben ausgehen und wieder Empfindung erwecken wollen und zwar 1 und 3 gleichartige, 2 entgegengesetzte. Bei 1 ist gleichzeitig eine dunkle Vorstellung z. B. die des Weibchens oder eine klarere, die gefundene Nahrung zu welcher z. B. die Henne ihre Jungen herbeilockt. Ebenso ist bei 3 die Vorstellung

der herannahenden Gefahr, welche durch den Ruf auch bei den Genossen erweckt wird.

Der erste Menschenlaut, welcher die Bezeichnung Wort verdiente, kann sich nur durch größere Helligkeit der begleitenden und erweckten Vorstellung von diesen Thierlauten unterschieden haben. Die Züchtung muß insofern mitgewirkt haben, daß ein solcher Laut — wie die Töne der Vögel — oft wiederholt zu einer Art von Repräsentativzeichen wurde, welches neben der Empfindung auch die dämmernde Vorstellung erweckte. Derartige Laute sind die Interjectionen; diese sind aber nicht zur Sprachbildung geeignet, da in ihnen das Empfindungsleben so vorherrscht, daß die klare und ruhige Vorstellung dabei nicht aufkommen, also auch nicht aus ihnen hervorgehen kann.

Dagegen sind wir im Stande uns manche Möglichkeiten zu denken, wie auf jener noch in der Thierheit befangenen Stufe ein Laut zum Repräsentanten einer bestimmten, abgesonderten Vorstellung werden konnte.

Ich will einen solchen Fall in aller Kürze zu entwickeln versuchen, mit der ausdrücklichen Einschränkung jedoch, daß derselbe nur eine Möglichkeit der Entstehung darstellt. Sollte Jemand einwenden, daß meine Hypothese eine gar zu schmale Basis für einen so ungeheuren Bau annimmt, so möge er an das eben angeführte Beispiel denken, wo aus dem zuckenden Froschschenkel durch fortgesetzte Combination und geistige Thätigkeit das geheimnißvolle, kaum geahnte Gebiet der Elektricität in den Bereich menschlichen Wissens und Könnens hereingezogen wurde. Was wir Zufall nennen, hat erwiesenermaßen bei Beginn der allerwichtigsten und schwersten Culturfortschritte der Menschheit eine Hauptrolle gespielt. Auch der Besitz des Feuers, welches wie Werkzeug, Sprache und Religion, ein unterscheidendes Merkmal der Menschheit ist, wie verschiedenartig kann nicht dessen Ursprung gedacht werden, wie viele Zufälle dabei mitgespielt haben! Allerdings gehörte die Menschenkraft dazu und wir haben Ursache, wie Geiger sagt, die Kühnheit zu bewundern,

welche das noch nie Gethane ausführte, da der Mensch zuerst der gefürchteten Glut sich nahte und den brennenden Holzscheit vor sich her über die Erde trug, eine geniale That ohne Vorbild in der Thierwelt und in seinen Folgen für die Entwicklung menschlicher Cultur wahrhaft unermeßlich. Aber vergleichen wir die älteste Form des Reibfeuerzeugs — wie sie noch heute bei vielen wilden Völkern und auch bei civilisirten in religiösen Gebräuchen vorhanden ist — ein Stück Holz, das in ein weicheres eingebohrt und durch fortgesetztes Quirlen mit beiden Händen in Brand gesetzt wird mit den auf ähnliche Weise in die Steinaxt eingebohrten Löchern, so liegt die Vermuthung nahe, daß ein Zufall den Menschen diese Erfahrung machen ließ und daß aus dieser einzigen, festgehaltenen Erfahrung alles Uebrige sich ergab.

Ich nehme also an, daß das gesellige Leben die Menschen schon vor der Entstehung der Sprache in Heerden oder Stämmen zusammenhielt. Krieg war damals der allgemeine Naturzustand, nicht nur Krieg gegen fremdartige Thiere, sondern auch gegen benachbarte Stämme der eigenen Gattung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein eigenthümlicher Laut oder Ruf die Glieder des einzelnen Stammes verband, so daß sie durch diesen Ruf die Entfernten, Zerstreuten, Verirrten zusammenriefen oder auch im Kampfe mit einem Nachbarstamme sich gegenseitig aufmunterten. Wenn nun ein Mitglied des einen Stammes seine Genossen dadurch vor dem Herankommen des anderen Stammes warnte, daß er den Ruf desselben nachahmte, so hätten wir hiemit die Entstehung des ersten menschlichen Wortes zu constatiren; denn es wäre dies eine bewußte, absichtliche Erweckung einer Vorstellung bei gleichartigen, verwandten Wesen.

Wir haben hier demnach das auf der thierischen Stufe Vorgefundene — Lockruf, Kampfruf und Warnungsruf — auf die natürlichste Weise in das Gebiet des menschlichen Worts hinübergeleitet.

Mit Recht sagt Geiger: „Dem Menschen war von je der Mensch am interessantesten" und sucht deshalb die älteste Sprachbezeichnung in dem Ausdruck menschlichen Thuns. Aber es sollte mich doch sehr

wundern, wenn nicht der ganze Mensch früher augenfällig und merkwürdig gewesen, als sein einzelnes Thun, seine noch so ausdrucksvolle Geberde. Letztere ist immer eine Abstraction und es will mir scheinen, als ob deren unmittelbares Verständniß wohl nicht, aber ihr Fassen und Bezeichnen durch ein Wort schon eine ungeheure vorhergehende Entwicklung voraussetzte. Eine durchaus concrete, bekannte, stets wiederkehrende Thatsache ist dagegen der ganze Mensch. Man beobachte doch nur die Thiere. Außer für das ihr sinnliches Leben Interessirende — worin sie von ihrem Instinkt geleitet werden — gewinnen sie am ersten Verständniß für ihresgleichen, für Freunde und Feinde, für Thiere und Menschen. Der Hamster kennt seine Feinde, er fällt den Hund an, er springt an dem Menschen hinauf und sucht ihn zu verwunden. Der Hund kennt seinen Herrn, des Odysseus Hund erkannte ihn wieder, da er noch allen Menschen unkenntlich war.

Ich bitte hier folgende Betrachtungen mit mir anstellen zu wollen: Außer den Trieben nach Nahrung, Bewegung u. s. w., welche sich unmittelbar durch das Empfindungsleben äußern, sind dem jungen Thiere oder Menschen auch gewisse dunkle Vorstellungen angeboren, darunter, weil sie die natürlichste von allen ist, die Vorstellung von Wesen, die ihnen ganz gleich sind. Wie der Vogel sein Nest baut, so kennt das Kind seine Mutter, die von Anfang seine ganze Welt ist. Es faßt gleich bei Beginn die ganze Außenwelt sich selbst gleichartig (Wille gegen Wille) auf.*) Es schreit, es

*) Als ein charakteristisches Beispiel will ich folgende Stelle aus Weitzels Autobiographie anführen. Dieser Mann, ein Sohn der Sturmzeit, welche der französischen Revolution vorherging, schildert seine Jugendeindrücke, in welchen der Ingrimm über die socialen Ungerechtigkeiten, das eigene Leiden und das Elend seiner Mutter in folgender Weise sich in dem sechsjährigen Jungen Luft machte: In solcher Stimmung stellte ich mich mehr als einmal unter freien Himmel, die geballte Faust gegen ihn gerichtet und stieß Flüche und Verwünschungen aus: „Ja, rief ich, unser Herr Gott soll die schwere Noth kriegen! Die heilige Mutter Gottes soll die schwere Noth kriegen!“ In der Ueberzeugung, daß die Gelästerten gegen mich aufgebracht sein müßten, forderte ich sie heraus, mit dem Wunsche, daß mich ein Blitz treffen und zerschmettern möge. „Thue

zürnt, es verlangt, es ist freundlich. Die natürlichste Vorstellung ist also die eines ihm gleichen Wesens, einer bestimmten Persönlichkeit, die ihm denn auch, da sie als Mutter Nahrung, Liebe, Pflege gewährend ihm entgegentritt, die wichtigste und interessanteste von allen ist. Das erste Wort, welches das Kind lernt, ist das, welches seine Mutter bezeichnet, es entquillt der Empfindung, dem Drange des Willens und ist von einer Vorstellung begleitet.

Sind wir da nicht zu dem Schlusse berechtigt, daß das primum cognitum auch das primum appellatum gewesen sei, d. h. daß die natürlichste, verständlichste, interessanteste Vorstellung zuerst und vor allen das Wort geboren habe?

Unter den Sprachphilosophen ist allerdings diese Ansicht sowohl (Condillac, Locke, Adam Smith) als ihr Gegentheil (Leibnitz) vertreten. Die einen behaupten, daß die ältesten Wörter Eigennamen, die anderen, daß sie Gattungsnamen gewesen seien. Max Müller entscheidet die Frage dahin, daß er drei Stufen annimmt, die erste wo das Ding nach seiner Eigenschaft bezeichnet (cavea die Höhle von Wurzel ku bergen), also ein allgemeiner Begriff auf das specielle Ding verwandt und zum Eigennamen desselben wurde, sowie etwa ein Mensch zuerst den Namen Großhaupt erhält; daß dann dieser Eigenname auf alle oder viele ähnliche Dinge übertragen wird und dadurch drittens diese Namen zu Appellativen oder Gattungsnamen werden.

Diese Lösung leidet an dem Uebelstande, daß sie keine ist. Wenn Max Müller sagt: „Das erste wirklich erkannte Objekt ist das allgemeine" so sind wir berechtigt zu fragen: Wie kam denn der Mensch zur Erkenntniß und Bezeichnung dieses Allgemeinen? Freilich in einer Zeit, wo die Menschen schon ein paar hundert Worte hatten, mit denen sie Thätigkeiten, Eigenschaften, Merkmale bezeichneten, da

---

mir was! rief ich. Mache mich todt, wenn du das Herz hast." — Dieser naive Anthropomorphismus erinnert mich an die rührende Aeußerung der alten Magd Lafontaine's, mit denen sie auf die harten Worte eines zelotischen Geistlichen replicirte, der dem armen Dichter die letzten Lebenstage mit schweren Bußübungen verbitterte und nun die Befürchtung aussprach, der Todte möchte doch zur Hölle gefahren sein: „Dieu n'aura jamais le courage de le damner!"

ist es nur natürlich, daß sie diese Wurzeln auf die Dinge anwenden, ihren Fluß z. B. Ach (Wasser) oder Rhein (das fließende), ihr Meer Saivs (das bewegte), ihren See Meer (urspr. weiche, moorige Masse) nannten. Ein solcher Name konnte dann Eigenname bleiben oder Gattungsname werden. Kann man doch heute noch sowohl das Meer als Eigennamen, wie auch als allgemeinen Begriff fassen, der durch Beifügungen „das weiße, das atlantische Meer" specialisirt wird. Derartige Rotationen die ich mit M N A bezeichnen will (Merkmalwort, Nomen proprium, Nomen appellativum) haben zu allen Zeiten stattgefunden und finden noch fortwährend Anwendung. Der „Rothe, der Schwarze" werden zu Eigennamen; Tartüffe und Eulenspiegel sind im Französischen Gattungsbegriffe; der von der Stadt Magnesia hergeleitete Magnetstein gab Veranlassung zur Bezeichnung einer der allgemeinst verbreiteten Kräfte, Eigenschaften, also Merkmale der Dinge: Magnetisch.

Zunächst möchte ich selber eine Lösung für obigen von M. Müller citirten Widerstreit der Meinungen versuchen und zwar, wie ich hoffe, mit besserem Erfolge. Ich will den Gegenstand, wie ihn jene bedeutenden Männer sich gedacht haben, in aller Kürze an zwei Beispielen veranschaulichen.

A. Smith, Condillac, Locke sagen: Ein Kind nennt jeden Mann Papa, jeden jüngeren Mann Onkel oder Karl u. s. w., also sind die Eigennamen das Ursprüngliche.

Leibnitz sagt: Kinder nennen jeden Menschen Mann, gebrauchen am häufigsten die Worte: Ding, Pfanze, Thier, also waren die allgemeinen Bezeichnungen die ursprünglichsten.

Wie leicht löst sich dieser Widerspruch, wenn man bedenkt, daß dem Kinde einerseits eine beschränkte Anzahl von Wörtern, auf der anderen eine beschränkte Anzahl von sinnlichen Wahrnehmungen sich zu allererst darbieten. Beide Klassen werden nun mit einander combinirt, d. h. an ein bestimmtes Wort reiht es zuerst eine Anzahl ähnlicher sinnlicher Vorstellungen, die es verwechselt, da es ihre Unter-

schiede noch nicht kennt. Die Wörter, welche es aber von den Eltern am häufigsten hört, sind entweder ganz specielle, welche Wesen bezeichnen, mit denen es am öftesten zusammentrifft: also Papa, Onkel, Phylax, oder ganz allgemeine, was ja auch nur natürlich ist, da man dem Kinde nicht gleich „Vergißmeinnicht, Rhinoceros, Schuhmacher rc." mittheilen kann. Es rangirt also naturgemäß alle seine Erfahrungen unter jene Wortrubriken und da es bald den „Papa, Onkel und Phylax" von den übrigen Wesen unterscheiden lernt, so bleiben ihm in der zweiten Stufe nur die allgemeinen Bezeichnungen. Ein Schluß läßt sich aber aus dieser Erfahrung durchaus nicht ziehen, da wir es hier nicht mit von dem Kinde erfundenen, sondern aus einer hohen Culturstufe ihm mitgetheilten Worten zu thun haben. Seine Thätigkeit ist zuerst ein Generalisiren d. h. öfter wiederkehrende Erscheinungen an ein ihm zu Gebote stehendes Wort knüpfen; das richtige Eintheilen und Unterabtheilen lernt es erst später, wenn ihm gesagt wird „der Rhein ist ein Fluß, der Main ist ein Fluß, die Lahn ist ein Fluß."

Wir können durch Abstraction aus diesen Beobachtungen nur das Eine feststellen: Die Ursprache bezeichnete mit ihren ersten Worten die dem Menschen am meisten auffallenden, ihn am meisten interessirenden Dinge und begann dann mit Hilfe dieser ersten Worte zu generalisiren d. h. ähnliche Dinge an dasselbe Wort zu heften. Die Wichtigkeit eines in specieller Absonderung stets wiederkehrenden Dinges mußte demselben natürlich einen besonderen Namen erhalten und so gehören denn wohl Eigennamen zu den ältesten Worten der Menschheit.

Die Sprachwissenschaft hat nachgewiesen, daß die Wurzeln aus welchen die heutigen Worte entstanden sind, ursprünglich eine bestimmte Thätigkeit bezeichneten. Bei dem unendlichen Flusse der Bedeutungen, der Begriffswandlung, ist es aber sehr schwer zu behaupten, daß jene Bedeutungen, die äußerste Grenze bis zu welcher die Wissenschaft durch Rückschlüsse hinaufdringen kann, auch ihre Urbedeutungen gewesen seien, mit anderen Worten, daß die Wurzel

da bei ihrem Entstehen binden, gâ gehen, mar zerreiben bedeutet hätten. Selbst die geistreiche Hypothese Geiger's, daß das erste Wort durch Nachahmung einer Gesichtsgeberde mit gleichzeitig ausgestoßenem Laute entstanden sei, hat für uns etwas Gezwungenes, da wir hier das in der Thierwelt doch schon so bedeutend entwickelte Princip der Mittheilung, dem ohne Zweifel auch die menschliche Sprache entsproßte, vermissen.

Auch die Einzelthätigkeit des Menschen ist, wie bemerkt, eine Abstraction, deren Vorstellung und Bindung durch das Wort, wir schon um deswillen nicht an den Anfang setzen dürfen, da wir bei der Entwicklung des Kindes nur das häufig wiederkehrende, Persönliche mit dem Worte fixiren hören, während flüchtige, vorübergehende Thätigkeiten, Geberden nur auf das Empfindungsleben wirken, das Kind weinen oder lachen machen, aber keine ruhige Reflexion aufkommen lassen. Wir mögen deshalb das „beißen, grinsen, reiben, schmieren" recht gerne der zweiten Stufe der Sprachentwicklung einräumen, und dem unermüdlichen Fleiß und der staunenswerthen Ausdauer unserer nie genug zu preisenden Sprachforscher herzlichen Dank aussprechen, daß sie die Fackel des Wissens bis in jene dunkle Urzeit getragen, aber als Ausgangspunkt der Sprache können wir jene Wurzeln nicht auffassen.

Wir müssen vielmehr aus den von mir theilweise schon angegebenen Gründen annehmen, daß die Namen der einzelnen Menschen, ihre Rufnamen, Eigennamen die ältesten Worte gewesen seien. Damit erklärt sich auch die Frage, welche die bedeutendsten Denker schon beschäftigt hat, wie es denn gekommen, daß der Mensch inmitten der allgemeinen Flucht der Erscheinungen, des Zusammenfließens der Außenwelt das Einzelne hat fixiren, festhalten und es zugleich mittelst des Wortes zu einem allgemeinen Begriffe erheben können. Das ist eine so echt und rein menschliche Eigenschaft, die wir uns recht klar vergegenwärtigen müssen. Wir hören in Ruhe die vom Papagei täuschend nachgeahmten Menschenworte, wir hören den Hund uns anbellen, offenbar ein Versuch, in seiner Sprache uns etwas zu

sagen; alles dieses macht uns Freude, weil wir dabei die Grenzlinie zwischen Mensch und Thier innegehalten sehen. Wenn wir aber ein Thier auch nur Ein Menschenwort mit Bewußtsein aussprechen hörten — es würde uns mit Entsetzen erfüllen. Und es ist daher eine bei einem so vorzüglichen Geiste kaum glaubliche Verwechslung der Dinge, wenn L. Geiger sagt: „Besonders beachtenswerth ist hier das Sprechen der Vögel, weil diese zur Nachahmung der Laute besonders günstig organisirt, zum Aussprechen von wirklichen Wörtern abgerichtet werden können, und namentlich auch wegen des bei ihnen mehr als bei den Säugethieren vorwiegenden Gesichtssinnes, der es ihnen wohl möglich machen könnte, eine Art von Begriffsbild bei dem Worte zu fassen und insofern zu denken, wenn die Dressur entsprechend eingerichtet wird."

Wie gesagt, die Sprachschöpfung, deren größtes Wunder darin besteht, daß sie innerhalb des allgemeinen Zerrinnens und Ineinanderfließens der Anschauungen mit dem lautenden Worte eine Vorstellung heraussondert und diese allmählich als Etwas für sich Bestehendes zu einem Denkbilde verdichtet, sie kann ihr Werden nur der natürlichen, nächstliegenden Möglichkeit verdanken; sie muß sich zunächst an Wesen geübt haben, deren Dauer, Stetigkeit und Absonderung von den übrigen Naturdingen gleichsam über allen Zweifel erhaben war, deren Vorstellung sowohl durch die innere Befähigung des Auffassens (angeborene Vorstellung des Gleichartigen s. o.) als durch die beständige Wiederkehr des wirklichen Gegenstands so klar, so fest, so unzweifelhaft wurde, daß man sagen kann: Die Repräsentation dieses Wesens sprang mit dem Worte wie Pallas ganz gerüstet und gewaffnet aus dem Haupte des Menschen in die Wirklichkeit. Dieses Wesen muß aber der gleichartige, mitlebende Mensch gewesen sein, und darum waren Rufnamen die ersten Worte*).

---

*) Dieser Tage las ich eine Bemerkung von Spielhagen in der „Gegenwart", welche sehr mit meiner Anschauung harmonirt: „Der ununterbrochen daherrauschende Strom der Eindrücke verändert und erweitert das alte Bett, welches sich die Eindrücke der Jugend in unserem Denken und Empfinden

Können wir uns nun einen Weg denken, auf welchem diese Eigennamen zu wirklichen Gattungsnamen geworden sind und die allgemeinen Begriffe ihre stille, fortdauernde Wirkung begonnen haben? Ich glaube, das sollte nicht allzuschwer sein. Es genügte, daß eine Anzahl solcher Laute vorhanden waren, beständig das Bild der damit bezeichneten Individuen bei dem Aussprechen des Lautes sich darstellte, so konnte wohl auch einmal eine besondere Eigenthümlichkeit eines dieser Wesen sich allmählich mit dem Aussprechen des Wortes in der Seele des Hörenden erwecken und sich an das Wort anheften. Ich lasse dies absichtlich in solcher Allgemeinheit, da man für jene Urzeit des Uebergangs aus der Thierheit in die Menschheit nicht vorsichtig genug sein kann und nur mit der größten Sachtheit einen Schritt wagen darf. Ich erinnere deshalb nur daran, wie bei den heutigen Menschen die Taufnamen gewöhnlich nicht als Rufnamen in der ersten Kinderzeit gebraucht werden, sondern ein Name nach irgend einer besonderen Eigenthümlichkeit des Kindes, oft auch nach einem von diesem Kinde selbst mit besonderer Vorliebe vorgebrachten Tone erfunden wird. Man hätte demnach nur die Sache umzukehren und z. B. eine eigenthümliche Mundbewegung, die mit einem Zähnefletschen verbunden war bei einem Individuum und dieselbe Eigenthümlichkeit bei einem anderen vorhanden zu denken, und nun zu denken, daß der Name des ersten, der vielleicht lautlich schon in einem gewissen Zusammenhang mit der Eigenthümlichkeit stand, dann auch auf das zweite Individuum übertragen wurde, so hätten wir einen ersten Anfang von Begriffsbildung. Welch schwacher

---

gegraben hatten und verwischt die Bilder, die scheinbar keine Bedeutung und also auch kein Interesse mehr für uns haben. Scheinbar, denn in Wirklichkeit ist es nicht der Fall. Selbst der am weitesten Gewanderte oder Herumgeschleuderte, selbst der am höchsten Gestiegene — sie werden trotz ihres Ueberblicks und erhabenen Standpunkts sich immer wieder darauf ertappen, wie sie ihre große Welt an der kleinen ihrer Kinder und Jugendjahre messen, wie sie die neuen Menschen fortwährend nach einigen wenigen Kategorien rubriciren und diese Kategorien sich auf gewisse Typen basiren, die ihnen als normativ erscheinen — nämlich die wenigen Menschen, die in ihr junges Leben bestimmend eingriffen oder doch hineinblickten.

Anfang! wird der Leser ausrufen. Er vergegenwärtige sich, wie schwach die Anfänge überhaupt in der organischen Welt sind. Es ist ein unzweifelhaftes Resultat der Sprachwissenschaft, daß die Namen der meisten Thiere von Farben herkommen. Die Verschiedenartigkeit der Farbe war etwas, was die Menschen schon früh interessirte. Sollte da nicht der Schluß erlaubt sein, daß der Rufname eines bestimmten Menschen, der sich durch eine besondere Farbe auszeichnete und der dann nothwendig an diese Farbe erinnerte, mit der Zeit auch anderen von ähnlicher Auszeichnung gegeben, allgemach auch auf Thiere übertragen, so zum Gattungsnamen werden konnte?

Ich überlasse es dem Leser, diese Hypothese weiter zu verfolgen und will nur meine Theorie mit den bisher vorgebrachten vergleichen, um den Unterschied und damit ihre etwaige Berechtigung diesen gegenüber hervorzukehren.

1) In der sonst sehr geistvollen Theorie Herder's tritt das zum Sprachlaut Veranlassende oder Zwingende durchaus in den Hintergrund. Es ist nicht zu erkennen, was den Menschen veranlaßt haben sollte, den Ruf des Lammes nachzuahmen und daran dessen Begriff zu binden. Da müßte der Urmensch ein betrachtender Philosoph, ein angehender Naturforscher gewesen sein und das war er gewiß nicht.

2) Die Eigennamentheorie von Condillac, Adam Smith ꝛc. trägt durchaus den Stempel des achtzehnten Jahrhunderts, welches in subjectiver Befangenheit den Urmenschen schon die Reflexion und Absichtlichkeit der späteren Zeit zuschreibt. Zwei Wilde sollen nach Ad. Smith übereinkommen, einen Teich, einen Baum, eine Höhle mit einem besonderen Laut zu bezeichnen; diese Eigennamen hätten sie später auf die übrigen Dinge übertragen. Zu einer solchen — auch stillschweigenden Uebereinkunft, ja nur zum Wahrnehmen des Teichs, Baums u. s. w. als gesonderter Wesen gehört schon ein Denkvermögen, was selbst erst das Resultat jahrhundertelanger Sprachübung sein kann.

3) Die Geiger'sche Theorie, unstreitig die tiefsinnigste von allen

bis jetzt vorgebrachten steht auf dem Boden der wissenschaftlichen Thatsache, daß in allen Sprachen niemals das Ding unmittelbar sich in das Wort überträgt, sondern daß stets Begriff aus Begriff, Laut aus Laut entwickelt wird. „Auch die Eigennamen, sagt Geiger, waren alle ursprünglich bedeutungsvolle Wörter.“ Soweit uns die Sprachforschung auf die ursprünglichsten Bedeutungen der Wurzeln, aus denen alle Wörter sich gebildet, zurückführt, bedeuten diese alle ein menschliches Thun, das in der Geberde recht augenfällig wirkt.

Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß die Sprache unbedingt aus der Mittheilung hervorging, daß diese ihre Mutter ist, so wäre es allerdings nicht unmöglich, daß ein zur Thätigkeit auffordernder Laut das erste Wort unbestimmtesten Inhalts gewesen wäre, welches nachmals durch verschiedene ähnliche Laute sich differenzirt hätte. Aber es fehlt hier doch gar sehr das Wichtigste des Sprachgeistes — jene Ruhe die zur Reflexion, zur beginnenden Vorstellungsfixirung nöthig ist. Derartige Rufe sind und bleiben Interjectionen, deren Wesen ist, unmittelbar zu wirken, keiner weiteren Vorstellung zu bedürfen, namentlich da sie stets von vollkommen bezeichnenden Geberden unterstützt sind, die ja selbst schon eine ausreichende Sprache waren.

Die Eigennamen sind allerdings bedeutungsvolle Wörter. Aber man erwäge auch einmal, in welchen Fällen wir heutzutage veranlaßt sind, ein Wesen wirklich mit einem Namen zu benennen, also im eigentlichsten Sinne des Wortes die Urzeugung zu wiederholen und man wird finden, es ist in den Millionen von Fällen, wo wir einem Menschen, einem Thier einen Eigennamen geben. Daß wir jetzt unter den Tausenden von Eigennamen — durch billige Rücksichten bestimmt — gerade den oder jenen heraussuchen, daß der Indianer sein Kind Schläfer, Laufer, Katze u. s. w. nennt, das benimmt jener Thatsache nichts von ihrem Gewichte: wenn wir ein Kind lange mit einem Kosewort: Dada, Bim, Bibi u. s. w. bezeichnen, so geben wir diesem sogar einen aus seiner Eigenthümlichkeit hervorsprießenden neuen Namen. Also Ding und Name, nicht

Begriff aus Begriff. Diese Erwägung ist nicht zu unterschätzen, sie spricht außer den früher von mir angeführten Gründen für die Ursprünglichkeit der Rufnamen. Ich wiederhole nochmals die Vorstellung eines gleichartigen Wesens ist die klarste aller Vorstellungen, der rufende Vogel hat dieselbe, so gut wie die angeborene Vorstellung vom Neste. Vorstellungen von Gliedmaßen, von Thätigkeiten sind schon bedeutende Abstractionen. Die Vorstellung des gleichartigen Menschen war aber dem Urmenschen so natürlich, daß er sie auf Alles übertrug und jede auf ihn wirkende Kraft als von einem ihm ähnlichen Willen ausgeübt glaubte, wie denn auch der Hund den Wind anbellt, weil er glaubt, daß er ihn absichtlich anbläst.

Und die natürlichste, einfachste, angeborene und zugleich interessanteste Vorstellung mußte am frühesten im Laute fixirt werden, zum ersten Wort sich gestalten.

Ich komme zum Schlusse nochmals auf das früher angeführte hypothetische Beispiel zurück, in dem ich den Kampfruf eines Stammes zur Bezeichnung desselben bei dem Nachbarstamme werden ließ. Wenn die Stammgenossenschaft in den frühesten Zeiten des geselligen Lebens, wie dies ja nur natürlich ist, die Individuen ganz und gar sich ein- und unterordnet, so daß diese noch kaum individualisirt gedacht werden können, so gewinnt jene Hypothese, die ich als eine Möglichkeit der ersten Sprachentstehung angeführt habe, einige Wahrscheinlichkeit. War aber einmal auch nur Eine Repräsentation an das Wort gebunden, so mußte die Fähigkeit der Spracherzeugung, die bis jetzt geschlummert hatte, angeregt werden und ihr Anfangs stilles und unscheinbares Wirken beginnen, bis der Tag kam, wo die kleinen Quellen zum Strom und die Ströme zum majestätischen, unermeßlichen Ocean des in der Sprache entfalteten Menschengeistes wurden.

Wenn sich der Leser erinnern will, wann und unter welchen Umständen der unmittelbarste, kaum zu bezwingende Drang einen Laut auszustoßen erwacht — so wird er zunächst sagen müssen im höchsten Jubel (die Juchzer der Gebirgsbewohner) des Wohlgefühls

und im höchsten Schmerz. Ungeselligen Wesen ist dies nicht verliehen — die Raubthiere haben nur Lockrufe und Töne, die Furcht erregen; die kaltblütigen Thiere haben keine derartige Aeußerung. Also der ursprünglichste Drang zur Lautäußerung entstammt schon dem Gefühl der Sympathie und vermag ebenso Sympathie zu erwecken.

Eine noch viel wichtigere Beobachtung ist aber die, daß wo das Gemeingefühl sehr lebhaft wird, namentlich wo eine recht gemeinsame Empfindung, oder das Bewußtsein und der Drang gemeinsamen Handelns uns ergreift, daß dann von selbst der Laut in unseren Organen erwacht und sich unaufhaltsam hervordrängt. Wer einmal als Knabe von der Begeisterung des Kampfes ergriffen war, wer einmal in wichtigen Augenblicken gemeinsam Hand angelegt an ein rasch zu erledigendes Werk z. B. ein gefährdetes Schiff an Seilen ans Land zu ziehen, dem wird sofort die Wahrheit dieser Bemerckung einleuchten. Das Geheul der Paviane, mit welchem diese die Hunde in die Flucht jagten (Seite 223) ist das Vorbild dieses Dranges in der Thierwelt.

Solche Laute mußten sich demnach in der vorsprachlichen Zeit, wo der Mensch noch als Theilwesen eines Stammes, einer Heerde zusammenlebte, festsetzen und eigenthümlich ausbilden und es ist nur eine consequente Folgerung, wenn wir annehmen, daß Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der einzelnen Stämme an diese höchst charakteristischen Laute gebunden waren.

Somit hätte ich in meiner Hypothese auch von der von Max Müller aufgestellten Theorie — daß jedem Wesen ein Klingen eigenthümlich ist und daß die freiwillige Aeußerung dieses Klingens der unmittelbarste Ausdruck seines Wesens ist — das was an derselben entschieden Wahres ist, aufgenommen und verwerthet.

Was ich als den Hauptwerth meiner Hypothese ansehe, ist daß sie allein zu erklären vermag, wie der Mensch inmitten der flüchtigen, beständig zerrinnenden Erscheinungswelt, die Befähigung gewann, etwas zu sondern, festzuhalten, als einen dauernden Vorstellungsinhalt an ein Wort zu knüpfen: eine Fähigkeit, die

allen Thieren versagt ist, und die in naturgemäßer Entwicklung zu den allgemeinen Begriffen und zur Entstehung der menschlichen Vernunft führte.

Die ersten Worte waren die Bezeichnung von Stämmen oder Einzelmenschen; ihr Vorstellungsinhalt alles das, was man von diesen kannte oder wahrnahm.

Auch heute sind diese Worte noch die reichsten von allen. Der Leser frage sich, ob er ein reicheres Wort kennt, als das was ein geliebtes Wesen ihm vorstellt oder auch Worte wie: die Römer, Schiller, Beethoven?

Zum Schlusse noch Eine Bemerkung: Ich habe in obiger Darstellung mich bemüht, mit Hilfe der aus den Resultaten der heutigen Sprachforschung festgestellten Punkte Linien zu ziehen um einen, weiterer Forschung unzugänglichen, Punkt annähernd zu bestimmen. Ich bitte den Leser nicht zu vergessen, daß ich nur eine Möglichkeit der Sprachentstehung durch meine Hypothese erschließen wollte. Gewißheit ist auf diesem dunkeln Gebiete ja niemals zu erlangen. Ich will deshalb zum Schlusse noch eine andere Hypothese vorbringen, welche gleichfalls eine Möglichkeit der Sprachentstehung enthält und wohl auch der Beachtung würdig ist.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Entwicklungsgesetzes, die auf den verschiedensten Gebieten ihre Bestätigung findet, daß eine Anzahl zusammenwirkender Kräfte oder Factoren eine Entwicklungsrichtung hervorbringen, die uns in Verwunderung setzt, weil dieselbe einem scheinbar ganz unwesentlichen Moment direkt zusteuert, sich von demselben leiten läßt. Wir vergessen dabei meistens, daß die stärkeren Kräfte sich gegenseitig äquilibriren und daß das kleine Moment — dem Tropfen Wasser gleich, der das Glas überfließen macht — alsdann ein entscheidendes Uebergewicht erhält. Zuerst einige Beispiele:

Wenn im Jahr 1849 Louis Napoleon die Bahn zu seiner nachmaligen politischen Größe einschlagen konnte, so verdankt er es zum großen Theil dem Umstande, daß die übrigen Parteien in wüthendem Hader einander befehdeten, daß keine Versöhnung oder Vermitt-

lung möglich schien und daß man endlich theils des Haders müde, theils von der Ansicht geleitet, der Präsident sei ein mannequin, ein imbécille, sich dessen Herrschaft gefallen ließ. Dies ist eine natürliche Erklärung einer zwanzigjährigen Entwicklungsgeschichte Frankreichs. Aus ganz ähnlichen Ursachen, aus dem unversöhnlichen Haß der Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Republikaner, Socialisten, ist das Septennat Mac Mahons hervorgewachsen. Wir sehen also, wie aus dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte sich oft eine mittlere Erscheinung ergibt, die etwas ganz Fremdartiges hat, indem dabei die einzelnen Züge nicht zu erkennen sind.

Ich will dies noch durch ein recht specielles Beispiel aus der Aesthetik veranschaulichen. In der herrlichen Ballade Schillers: „Die Kraniche des Ibykus" wird der Ausruf des Mörders: „Sieh da, sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus" von den meisten Lesern falsch verstanden — oder auch sie sagen, er sei trivial, falle plötzlich aus dem erhabenen Ton in das sehr Gewöhnliche. Das ist ein großer Irrthum, ein mangelndes ästhetisches Verständniß. Was den guten Leuten vorschwebt ist Folgendes: Der Eine meint: Nach dem gewaltigen Eumenidenchor müßte plötzlich eine Götterstimme rufen: Der Mörder des Ibykus heißt Timotheus! Der Zweite meint: Der Mörder müßte tief erschüttert hervorstürzen und sagen: Ich bin's, der die That gethan! Der Dritte meint: Die Kraniche müßten über die Mörder herfallen und dadurch ihn der Rache des Volks anzeigen. Alle diese einseitigen Momente hat der große Dichter vermieden und eine mittlere Lösung gewählt, die alle übrigen in sich schließt. Denn indem der Mörder bei Erscheinen der Kraniche den unbedachten Ausruf thut, haben 1) die Kraniche ihren Auftrag erfüllt. Und wie feierlich fliegen die Ankläger bei der allgemeinen Stille dahin! 2) die Eumeniden ihre Macht bekundet, indem unmittelbar in der allgemeinen Ergriffenheit und Todesstille der Name des Mörders laut ertönt. 3) haben wirklich und wahrhaftig die Mörder — auch ohne es zu wollen — sich selbst angegeben. — Möchten doch die ästhetischen Kritiker, statt ihr armes Lichtchen leuchten zu lassen,

von den großartig genialen Instinkten unserer gewaltigen Dichter sich jederzeit demüthig Belehrung und eigene Erleuchtung suchen!

Um nun zur Sprache zurückzukehren: Wir haben bei deren Entstehung zwei Hauptfactoren anzunehmen, nämlich die Gesichtsrepräsentation d. h. die innere Vorstellung welche der Mensch bei seinem Mitmenschen ebenfalls erwecken wollte und das Mittel zu dieser Erweckung, die Geberde. Diese Geberde war in dem Drang des Augenblicks jederzeit von einem unartikulirten Laute begleitet. Wer einmal arme, ungebildete Taubstumme ihren Wünschen durch die Geberdensprache hat Ausdruck geben sehen, der weiß genau, was ich meine. Die Geberde ist also die Hauptsache, der Laut nur begleitender Nebenumstand.

Dieser Laut nun, der sich bei verschiedenen Geberden eigenthümlich modificirte, konnte in dieser Differenzirung bald zu einer ausdrucksvolleren Selbständigkeit gelangen.*) Und wenn wir nur zwei Urwurzeln annehmen, von denen z. B. He, he den Ruf, mit der Vorstellung daß der Angerufene kommen solle und Hau, hau die Bedeutung, daß er gehen solle in sich schloß, so haben wir schon einen Ursprung der Sprache, aus welchem dieselben sich weiter entwickeln konnte. Um den Kritikern wohlfeilen Spott zu ersparen, will

*) Es gibt noch Eine Erscheinung auf dem Gebiete menschlicher Thätigkeit, welche eine treffende Analogie mit diesem Proceß darbietet: es ist die Uebernahme der Function des Austausches der Güter durch das Geld. Letzteres ist im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Repräsentativwerthe geworden. Und doch war das Edelmetall anfangs, da noch der Tauschhandel bestand, offenbar ein untergeordnetes Tauschmittel, da sein Gebrauchswerth ein geringerer war, als der fast aller übrigen Dinge, welche des Menschen Nothdurft dienen. Aber seine Qualitäten — die Theilbarkeit, die Möglichkeit, es leicht und lange aufzubewahren und viele andere Vortheile — ließen es bald als ein Universaltauschmittel an die Stelle aller übrigen treten. Als die größere Schnelligkeit der Circulation zu einem Bedürfnisse der Zeit geworden, da trat eine neue Repräsentation — der Wechsel und das Papiergeld — an die Stelle des Metallgeldes. Das Geld ist überhaupt ein äußerst lehrreicher Gegenstand für die Entwicklungstheorie, da in ihm die Eigenschaften der Entwicklung in besonders klarer, weil über große historische Zeiträume sich ausbreitender Erscheinung sich darbieten. — Wie das Wort nur dem Geiste dient und sich von den Dingen

ich diese Theorie hiemit selbst Hist=Hott*)=Theorie taufen und ihnen zu bedenken geben, ob die Zurufe der Bauern an ihre Pferde nicht auch eine Art Sprachschöpfung sind.

Einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt diese Hypothese dadurch, daß die ältesten Wurzeln — soweit unsere Erkenntniß reicht — wirklich der Ausdruck für *menschliche Geberden* gewesen sind.

Auch bei dieser Theorie sind alle die Impulse und Motive, welche wir als bei der ersten Sprachschöpfung wirksam annehmen müssen, deutlich genug vertreten, nämlich 1) das Bedürfniß der Mittheilung. 2) der aus gemeinsamen Thun sich hervordrängende Laut. 3) die Geberde, welche der Vorstellung entspringt und naturgemäß 4) sich in eine Geberde umsetzt, welche mit dieser Vorstellung möglichst übereinstimmt; endlich 5) die durch häufige Wiederholung eintretende Fixirung des Zusammenhangs zwischen Laut und Vorstellung.

---

losgelöst hat, so dient das Geld *nur dem Austausch* der Gegenstände, ohne daß es Jemand einfällt, an seinen Gebrauchwerth etwa für Schmuck u. s. w. zu denken. Wesentliche Eigenschaft der *Function*. Auf gleiche Weise sind in den thierischen Organismen die ursprünglich gleichartigen Theile durch fortgesetzte Bethätigung d. h. durch Entwicklung zur Uebernahme bestimmter Functionen herangebildet worden. Und ich glaube, wenn man zur Zeit des Tauschhandels einem Menschen gesagt hätte, daß man dermaleinst Haus und Hof, Gut und Habe für ein paar Stückchen Lumpenpapier hergeben werde, dieser uns für ebenso verrückt gehalten hätte, als die Gegner der Entwicklungslehre denjenigen halten, der ihnen heute sagt, daß die Nerven, diese wunderbaren Leiter der Empfindung sich zu *dieser Function* aus den ursprünglich gleichartigen und gleichmäßig empfindenden Elementarzellen heranentwickelt haben.

*) Ich weiß recht wohl, daß gerade diese beiden Silben von Begriffswurzeln abstammen. Ich wählte sie nur, weil sie allgemein bekannt und darum charakteristisch sind.

IV.

Einige Wirkungen der Sprache.

Ueber das Wachsen und Werden der Sprache könnte ich füglich schweigen. Deren Gesetze sind von den bedeutendsten Geistern aus dem reichen Material ihrer staunenswerthen Forschungen entwickelt und dargestellt worden. Es dürfte aber doch dankenswerth erscheinen, diese Grundgesetze, wie sie sich aus der unbefangenen Beobachtung dieses Materials ergeben, übersichtlich nebeneinanderzustellen:

1) Der Sprachlaut ist das Ursprüngliche. Aus der Vorstellung hervorgegangen, entwickelt sich an ihm, reift und vervollkommnet sich der Begriff.

2) Die ältesten nachweisbaren Worte sind einsilbige Wurzeln; sie bezeichnen fast alle ein menschliches Thun. Diese Wurzeln sind natürlich noch indifferent; man kann nicht sagen, daß sie Substantive oder Zeitwörter sind; ihr Inhalt ist einfache Wahrnehmung.

3) Diese Wahrnehmung differenzirt sich; sie wird

a) reicher und richtiger. Das Wort bleibt, der Vorstellungskreis wird größer und bedeutender. Das Wort Uhr (Zeitmesser) umfaßt in unserem heutigen Denken die verschiedensten Dinge, die alle Eine Haupteigenschaft haben.

b) die Vorstellungen verfolgen eine Succession, sie treten in einer Reihe auf, so daß die älteste Wahrnehmung, die dem Dinge den Namen gab, ganz eliminirt, vergessen werden kann. Wer denkt bei dem Worte tragisch noch an Bock, wer bei geniren noch an Gehenna, wer bei Feder (Stahlfeder) noch an die Vogelfeder? Das Wort bleibt, die Vorstellungsreihen ändern sich. Das Sprachgefühl hält stets nur eine bestimmte Entwicklungszeit der Vergangenheit in der Erinnerung fest. Als gehenna (der Ort der Qual) zu französisch gêne die Folter wurde, war dem theologischen Bewußtsein die Entstehung des Wortes noch gegenwärtig, als gêner einen foltern, martern ausdrückte war der Begriff der Folter noch lebendig, als das Foltern sich in lästig werden verdünnte, war man der Bedeutung des ersteren noch bewußt, heute ist auch dieses verschwunden.

c) Differenzirung von Wort und Vorstellung kann auf verschiedene Weise geschehen. Als die Jungfer ein Fräulein wurde, da wurde die Köchin eine Jungfer. An den Dingen werden verschiedene Eigenschaften wahrgenommen, dasselbe Ding erhält mehrere Bezeichnungen; damit erhält die Sprache zugleich das Mittel, die feineren Unterscheidungen der Dinge auszudrücken. Specielles und Allgemeines wechseln beständig, lösen sich ab, ich habe dies schon S. 210 gezeigt an den Worten Volk, Nation u. s. w. Es ist in der Sprache ein fortgesetzter Fluß und Stehenbleiben auf bestimmten Stufen, Eigennamen werden Gattungsbegriffe, Gattungsbegriffe zu Eigennamen. Wie sich's in dem beschränktesten Raume zutrug, wo die Menschensprache zuerst entstand, wie's beim Spracherlernen des Kindes geschah, so geschieht es noch heute in den großen Oceanen der Völkersprachen. Solang das sprachbildende Geschlecht nur Einen Fluß, Einen Berg kannte, waren die Bezeichnungen Eigennamen. Als es den zweiten kennen lernte, war dies auch der Fluß, der Berg. Als es das Bedürfniß der Unterscheidung hatte, konnten die beiden letzten der grüne, der rothe heißen. Dabei konnten die früheren Bezeichnungen den individuellen Wesen bleiben, sie konnten auch allmäh-

lich zu Gattungsnamen werden. Heute noch nennt das Volk lieber den Lindenwirth, den Obermüller als Hans und Kunz; so werden die Gattungsnamen zu Eigennamen. Wie aber ein gewaltiger Eigenname zum Vater inhaltreichster Gattungsnamen werden kann, das bedenke man an den Worten: Christenthum, Christ, christlich u. s. w. Es ist also ein beständiger Wechsel, ein Ueber- und Unterordnen der Begriffe und es hängt von den zahlreichsten Zufällen ab, ob ein Wort eine allgemeine oder specielle Sphäre in sich schließt. Schatz entwickelte sich im Gothischen zum Begriff Geld, im Altfriesischen blieb es Vieh; im Englischen hat sich cattle das Vieh aus Capital (Besitz) entwickelt. So kann das Wort Vogel für das Kind auch Schmetterlinge mit einbegreifen und es kann wieder zur speciellen Bezeichnung der Gans (avica) herabsinken. Schellen konnte ursprünglich einen sehr weiten Begriff, Klang hervorbringen, haben: „Ich schell mein Horn ins Jammerthal", heute bedeutet es einen speciellen Ton, umgekehrt mochte tönen ursprünglich nur den Klang der gespannten Saite bedeuten, heute ist es allgemeinsten Inhalts. Mit anderen Worten es ist ein fortgesetzter Discursus, ein Durcheinanderschieben, Einengen und Verallgemeinern und nur die strenge Wissenschaft, die das Classificiren sich zum Ziele setzt, sieht sich veranlaßt, Wörter wie Gattung, Ort, Familie, Sippe in ein strenges unumstößliches Verhältniß zu einander zu setzen. —

Wie aber schon bei den ersten Wurzeln lautliche Differenzirungen entstanden, um die Verschiedenheit gewisser Vorstellungen zu fixiren, dafür finde ich keine andere Erklärungsmöglichkeit, als die in dem vorhergehenden Abschnitt von mir vorgeschlagene.

Man wird nun hier einwenden: Wenn dem so wäre, wie kommt es denn, daß überhaupt eine Fixirung der Vorstellungen möglich war, warum entstand nicht ein fortwährendes Verwechseln von Allem mit Allem? Und wie willst du die Abstraction erklären, die von der lautgebundenen Vorstellung eines Menschen oder gar eines Stammes auf eine bestimmte Eigenschaft oder menschliches Thun führte? Und warum wirkte denn jene Urzeugung der Sprache nicht fort, warum

sind vielmehr alle menschlichen Worte, wie du selbst sagt, nur Begriffe die aus Begriffen enstanden?

Darauf habe ich zu erwiedern: Wie der unorganische Stoff eine bestimmte harmonische Gliederung ist, die nach rückwärts nicht mehr durchbrochen werden kann, aber zu höheren Neubildungen führt; wie die organische Zelle eine Grundform ist (selbst das Resultat langer Züchtung), welche allem höheren organischen Leben zu Grunde liegt und die Constanz desselben erklärt, so haben sich auch in unendlich langer Züchtung gewisse Grundbegriffe des menschlichen Denkens herangezüchtet in der Sprache. Diese sind keineswegs identisch mit den Grundbegriffen des logischen Denkens z. B. Zeit, Raum, Grund — im Gegentheil! Es sind rein sichtbare, äußerliche, bekannteste Verrichtungen, Handlungen des Menschen: beißen, scharren, höhlen rc. concreteste Dinge! Wie viel Zeit der Mensch brauchte, um von den Rufnamen zur Bezeichnung dieser Thätigkeiten zu gelangen, wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß diese Laute und Vorstellungen ihm angezüchtet und angebildet wurden, daß sie die Grundelemente sind, womit alles sprachliche Denken operirt, wovon es ausgeht, womit es allmählich die Welt sich erklärt und erobert.

Daß diese lautgebundenen Vorstellungen allen menschlichen Sprachen zu Grunde liegen, das spricht dafür, daß die ganze Menschheit von einem bestimmten, besonders begabten Thierstamm ihren Ursprung leitet, der gleich anfänglich den anderen Thieren siegreich widerstand, gleichartige Wesen vielleicht als Gefangene in sich aufnahm und dann allmählich die Grenzlinie zwischen Thier und Mensch immer mehr vertiefte und endlich zu einer unübersteiglichen machte*).

Daß das Thun des Menschen in den ältesten Zeiten am meisten zur Sprachäußerung aufforderte, ist begreiflich; ebenso, daß dies Thun das Unveränderlichste ist, was der Mensch sich vorstellen kann, daher zur Verdichtung und Fixirung der Vorstellungsreihen am geeig-

*) Auch Geiger ist der Ansicht, daß die Sprache, wie die Steinaxt und die Feuerbereitung nur einmal erfunden worden und sich dann fortgepflanzt habe, die beiden letzteren auch zu den anderen bereits vorhandenen Menschenstämmen.

netsten. Wenn nun diese Grundbegriffe auf alles Sichtbare angewandt wurden, der Himmel, die Höhle, das Schiff u. s. w. ein Ausgehöhltes, der Baum, das Holz, das Thierfleisch, das Thierfell, das Korn rc. ein Geschältes rc. genannt wurden, so ergibt sich damit zunächst die Verständlichkeit der Mittheilung, dann aber auch das fort und fortgesetzte Erneuen jener sprachlichen Grundbegriffe, wodurch sie Festigkeit und Unauflöslichkeit d. h. dieselbe Constanz, wie die Thierzelle in ihrem Verhalten im Thierorganismus erhielten.

4) Das Sprachdenken war ursprünglich ein lautes Reden. Das innere Sprachdenken hat sich der Mensch erst im Laufe der Jahrtausende angeeignet. Wilde, ungebildete Menschen, Kinder, lebhafte erregte Menschen denken noch laut.

5) Der Begriff war eine höhere Repräsentation der Gesichtsvorstellung. Durch die letztere wurde auch das Reich des Hörbaren sprachlich erschlossen, sowie die Wahrnehmungen des Tastsinnes. Worte wie hart, weich, laut, Donner u. s. w. sind begrifflich von Gesichtswahrnehmungen abgeleitet. Geruch und Geschmack haben noch bis heute keine Abstracta gebildet, sie sind beim Ausgangspunkt der individuellen Wahrnehmung geblieben: es schmeckt nach Knoblauch. An dieses Beispiel bitte ich den Leser die Beantwortung seiner Frage, wie es denn möglich war, daß die Rufnamen zur Abstraction körperlicher Einzelbewegung führten, zu knüpfen. Der Urmensch drückte also, wie bemerkt, selbst Lautwahrnehmungen nicht durch Nachahmung aus, sondern setzte sie in Aeußerungen persönlicher Wesen um; vom Donner, vom Raben sagte er also: Er brummt, er schreit. Wie sollte nun seine erste Sprachschöpfung eine andere gewesen sein? Das heutige Werden des Denkfortschritts an den noch nicht durch Begriffe erleuchteten Sinnen (Geruch, Geschmack), ja selbst die Bereicherung der Gesichtsbegriffe, wie sie heute noch stattfinden, gibt uns die unzweifelhaftesten Aufschlüsse über das allererste Werden. Sagen wir nicht, wenn wir einen eigenthümlichen Gesichtsausdruck, einen Blick, eine Haltung oder Bewegung schildern wollen: er macht wie der oder jener, er hat eine Nase Henri IV? Und es sollte die

Einzelbewegung, die charakteristische Miene, wie Geiger meint, früher einen lautlichen Ausdruck erhalten haben, als der ganze Mensch? Nein gewiß nicht. Diese Bewegungen waren flüchtig, sie concentrirten sich nicht von selbst zum Begriff, der Mensch aber, dem eine besondere Bewegung eigenthümlich war, der sie immer wiederholte, dessen Namen, dessen Bild wurde zur Repräsentation der Bewegung und so konnte z. B. ein einfacher Name La, so oft er ausgesprochen wurde, an jene Bewegung erinnern.

Wir haben also für die übrigen Sinne ein Repräsentiren und Symbolisiren durch die Gesichtswahrnehmung. Am allerspätesten wurde das Innerlichste, die Empfindung des Menschen, repräsentirt und symbolisch erschlossen. Das dem Menschen Bekannteste, Eigenste ist also der Reflexion am spätesten zugänglich.

6) Zusammensetzung von Wurzeln führt in die zweite Sprachperiode, die agglutinirende. Häufig wiederkehrende Zusammensetzungen werden zu Flexionsendungen. Ein Beispiel ist die Adverbialendung lich, like (gleich), ly oder das lateinische mente (auf eine Weise), von dem die romanischen Adverbien gebildet werden. Später tritt wieder die Auflösung der Formen ein. Analytische Sprachen. Dies Gebiet ist durch vortreffliche Meister der Glottik angebaut und ich verweise deshalb hier kurz auf deren Werke. Auch über Lautveränderung, die als Zerstörung durch Zusammentreffen mehrerer Laute oder als natürliche Bequemlichkeit u. s. w. aufzufassen ist, sowie über das Princip der Analogie, wonach z. B. ein Wort wie diebisch entscheidend für die Endung isch wird, sodaß diese nachmals einen Fehler bezeichnet und der früher nicht vorhandene Unterschied zwischen kindisch und kindlich entsteht, will ich hinweggehen. Die in diesem Punkte angedeuteten Fragen sind durch die Heroen der Sprachwissenschaft bis zu den Einzelerscheinungen gelöst und der Inhalt der großartigen, echt deutschen Wissenschaft der Sprachvergleichung.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Fortentwicklung der Sprache nach ihrer formalen Seite wende ich mich zur Darstellung einiger Wirkungen des Sprach- und Denklebens, in denen ich die Grenzlinie

zwischen Mensch und Thier durch die Gegensätzlichkeit ihres geistigen Lebens besonders erleuchten möchte.

Wie unterscheidet sich das, was wir Begriffe und Denken nennen, von den Aeußerungen des Geisteslebens des Thieres, welche doch soviel Aehnlichkeit damit haben? Denn mit den Worten „Abstraction" und „allgemeine Ideen" ist nicht viel gesagt, das sind Worte an die Stelle von anderen Worten gesetzt und noch dazu wie plötzlich eintretende neue Kräfte aufgefaßt, während es doch unsere Aufgabe sein muß, die natürlichen Uebergänge aus dem thierischen Vorstellungsleben in den Menschengeist zu ermitteln.

Daß auch wir unter gewissen Verhältnissen wieder in das Vorstellungsleben zurückfallen, habe ich schon S. 231 erwähnt; daß in unserer Seele unendlich mehr Vorstellungen sind, als wortgebundene Ideen, ist einleuchtend; daß dies bei den Anfängen der Sprache noch viel mehr der Fall gewesen sein muß, wo der ganze Wortvorrath sich vielleicht auf 300 Wörter beschränkte, zeigt uns das Beispiel des Wilden, dessen ganze Sinnlichkeit und sinnliches Auffassungsvermögen unendlich schärfer, da sein eigenliches Denken sehr unvollkommen ist und darum erstere nicht beschränkt.

Daß das Vorstellungsvermögen durch den Gesichtssinn hauptsächlich bedingt ist, habe ich im ersten Abschnitte „über das Princip der Repräsentation" bewiesen. Geiger nennt diese Eigenschaft: Gestaltungskraft und fragt sich, ob sie dem Thiere zukomme. Er verneint diese Frage indem er sagt: „der gesehene Gegenstand, den das Thier fürchtet und flieht, tritt nicht als Gegenstand, sondern nur als dunkele Ursache des allein seine Seele beherrschenden Furchtgefühls auf; so etwa wie im Traum eine Berührung Vorstellungen erweckt, ohne selbst bewußt zu werden." Daran knüpft er folgende Schlüsse: „Es gibt für das Thier keinen Gegenstand. Eine peinliche Erinnerung, die an einem Dinge haftet, wird beim Sehen des Dings wieder erweckt, und wenn der durch Zufall fürchterlich gewordene Gegenstand durch einen anderen Zufall erfreulich wird, so tritt nicht etwa durch Einschränkung berichtigte Erfahrung ein, sondern

es gilt nur die Eine oder die Andere. Ein heißer Eisenstab bleibt in der Erinnerung des gebrannten Thieres heiß; wenn es sich durch zufällige Berührung von seinem Irrthum überzeugt, dann ist es nicht mehr derselbe Gegenstand." So ist denn beim Thier kein Urtheil und kein Schließen möglich: „Das bestimmteste am sichersten auf seine Ursache bezogene Angstgefühl, wie es von einer Thierseele etwa beim unmittelbaren Annahen eines Löwen empfunden werden mag, ist immer noch nicht auf der Höhe des Urtheils in seiner einfachsten Form: er kommt. Zu einem solchen Satze aber wie „der Löwe kommt" bedarf es schon einer ganzen vorausgegangenen Entwicklung, der Fähigkeit, das ungetrennte einheitliche Ereigniß in seinen beiden Theilen aufzufassen und das von einem ruhenden Hintergrunde sich Lösende und Verändernde zu bemerken."

Ich habe schon früher bemerkt, daß Geiger die geistige Befähigung der Thiere viel zu tief stellt; ich werde versuchen, auch diese Deductionen durch eine Reihe von Thatsachen zu widerlegen: Für den Vogel ist sein Nest ein Gegenstand; denn es existirt in seiner Vorstellung und muß erst durch zusammengetragenes Material geschaffen werden. Für den Hund ist sein Herr ein Dauerndes im Wechsel, denn er kennt ihn und sein Gemüthsverhältniß zu ihm; er schmeichelt, besänftigt, flieht, bittet um Verzeihung, fürchtet u. s. w. Für die Katze ist der Ofen ein Dauerndes mit verschiedenen Eigenschaften, sie sucht ihn auf, um sich zu wärmen und geht wieder fort, wenn er nicht geheizt ist. Der kommende Löwe ist für das Thier eine sehr klare Vorstellung und keineswegs ein traumartiger Druck; es sieht ihn, es versteckt sich, es beobachtet ihn, flieht vor ihm u. s. w., es hat das Bewußtsein hier mit einem bestimmten, gleichartigen Wesen zu thun zu haben, welches sieht, laufen kann u. s. w. Alle diese Vorstellungen sind ihm angezüchtet und derartige Vorstellungen wirken unendlich rascher und sicherer, als unser wortgebundenes, abstractes Denken. Und ich wiederhole es, dem herankommenden Löwen gegenüber wird nicht nur das Thier, sondern auch der Wilde und mancher gebildete Europäer ganz gleichartig

nur von dem mehr oder minder vollkommenen Vorstellungsleben beherrscht sich verhalten.

In dieser extremen Zurücksetzung und Unterschätzung des Vorstellungslebens ist also der Unterschied nicht zu suchen; vor diesem Irrthum hätte den vortrefflichen Geiger schon die Betrachtung bewahren müssen, daß ja der Urmensch, dem nur einige Worte zu Gebot standen, nothwendig die beiden Stufen der Entwicklung noch in sich vereinigte. Das Wort wirkt ja nur dadurch so wunderbar, das es die Vorstellungskreise zu vereinigen vermag, jene sind also das Vorausgehende und Wichtige, ohne sie ist das Wort nur leerer Schall. Alle die Vorstellungskreise die das Thier beim Anblick des Löwen — durch Züchtung d. h. instinctives Wissen — in seiner Seele erwachen fühlt, sind natürlich unter dem Druck einer unsäglichen Angst verwirrt. Eine große herrliche Wirkung der Sprache dagegen ist es, daß das Wort im Zustande der Ruhe jenen Anblick zu ersetzen vermag und die Vorstellungskreise demnach sich zu ordnen und dem Geiste Bewußtes einzuprägen vermögen.

Unabhängigkeit des Vorstellungslebens von den direkt wirkenden Empfindungen der Lust und Unlust; das war die erste Stufe des geistigen Fortschritts, welcher wie wir sahen noch innerhalb der Thierwelt sich vollzog. Unabhängigkeit des Vorstellungslebens von den direkt wirkenden äußeren Dingen, so fern dieselben nur gleichsam in einem Gesichtsfelde sich darstellen, das ist der zweite Fortschritt, der durch die Sprache ermöglicht, vom Thiere zum Menschen führt.

Der Ameisenlöwe, welcher seine Sandgrube macht, um vorübergehende Thiere zu fangen, dann beim Herannahen eines Feindes im Sande verschwindet; der Hamster, welcher für die ersten Wintermonate Vorräthe einträgt in seinen bequemen Bau, den er kennt und für eine lange Zeit nicht wieder verläßt — sind sie nicht Beispiele thierischer Intelligenz, welche die menschliche zu übertreffen scheinen, wenn wir bedenken, daß es Wilde gibt, die noch nicht die einfache Erfahrung gemacht haben, am Abend ihr Lager wieder aufzusuchen, das sie am Morgen verlassen haben?

Der Unterschied liegt nur darin, daß wir in dem Thun der Thiere eine fleischgewordene Intelligenz, in dem des Menschen eine reflektirte zu sehen haben. Grube und Ameisenlöwe sind so verwachsene Dinge, wie Gefühl des Hungers und Essen, Furcht und Davonlaufen, Umfallen und Wiederaufstehen. Grade so ist es mit der Voraussicht des Hamsters.

Die Menge der Vorstellungen, denen der Mensch aufgeschlossen ist, befreit ihn von dieser direkten Gebundenheit, die innerhalb der bestimmten Sphäre sich mit einer außerordentlichen Sicherheit bewegt, außerhalb aber nichts mehr vermag. Der Wilde, der sein Lager aufgiebt, hat schon tausend andere Erfahrungen gemacht, die er nicht gemacht hätte, wenn er immer wieder seine Höhle aufgesucht hätte. Auch in dem jedesmaligen Schaffen einer Lagerstätte liegt eine Uebung der Intelligenz; es ist jedesmaliger Wille und bewußtes Schaffen. An dem Tage, wo er die Erfahrung machen wird, daß eine dauernde Lagerstätte für ihn zweckmäßig ist, hat er eine *erlebte* Erfahrung gemacht, die der Mannigfaltigkeit der übrigen keinen Eintrag thut, da er nicht unbedingt an dieselbe gebunden ist.

Diese Indifferenz des Vorstellungsvermögens, wie ich es nennen möchte, wird durch die Sprache ungemein gefördert. Sind es auch nur wenige Worte, die den Urmenschen zu Gebote standen; sie bewahren ihn vor dem Verwachsen mit seiner eigenen, erworbenen körperlichen Befähigung. So lange die Worte: „Schlafen, Lager" in ihm wirken, appelliren sie jedesmal an seine Erfindungsgabe, um unter den gegebenen Verhältnissen, mit dem jedesmal vorhandenen Material eine möglichst zweckmäßige Einrichtung zu schaffen.

Es ist also eine Gabe des Redens, unser Vorstellungsvermögen in einem beständigen Flusse zu erhalten, es nicht in bestimmte Formen erstarren zu lassen, die alsdann unser Wesen ausmachen würden.

Dadurch ermöglichen auch die Worte unendlich reiche Combinationen. Mit „Scharren, Höhle, Decken" reflektiren sich in dem Vorstellungsvermögen ganz weit auseinanderliegende Dinge, mit deren Hülfe er eine Grube bereiten wird, um Thiere zu fangen. Erfah-

rungen und Erfindungen dieser Art vermag das Thier nicht zu machen, weil es die in diesen Worten zusammenlaufenden Vorstellungsreihen nicht verbinden kann. Der Mensch kann sie verbinden, er hat nun wieder eine höhere Einheit, in welcher die vorausgehenden Erfahrungsreihen gleichsam zusammengelagert ruhen und welche wieder neue Verbindungen einzugehen vermag. So erhöht sich von Stufe zu Stufe die Unabhängigkeit von den in der Außenwelt ihm entgegentretenden Gesichtswahrnehmungen; das Wort bindet z. B. zeitliche Reihen und bringt sie zum klaren Bewußtsein, die nur als dunkle Vorstellungen in der Seele der für den Winter sorgenden Thiere ruhen; indem es einen verfertigten Gegenstand bezeichnet, vereinigt es zeitlich und räumlich auseinanderliegende Dinge, die durch die menschliche Arbeit zur Einheit geworden sind, es erweckt in dem Menschen die ungeheure, bewußte Vorstellung, daß er Dinge m a c h e n kann. Eine der ältesten indogermanischen Wurzeln ist da, welche aus den Begriffen des Gebens und Hinstellens oder Hinlegens den Begriff des Machens hervorgebracht hat und in diesem Sinne noch in den lateinischen: reddere, addere, perdere u. s. w. fortlebt. Jedes menschliche Thun vermag außerdem durch das Wort isolirt gedacht zu werden und somit auf jedes einzelne Ding übertragen zu werden. Der ausgehöhlte Boden, den das Thier auch hervorbringen kann, führte zum ausgehöhlten Holz, der Trinkschale, der die Cocosnuß vielleicht als Vorbild diente, dieses wieder zum ausgehöhlten Baumstamme, dem Schiff. Das Drehen und Bohren, das der Mensch vielleicht zuerst übte, indem er einen Pfahl in den Boden rammte, führte zum Bohren von Holz in Holz und schließlich zur Feuerbereitung. Das Manschen und Panschen, welches wie Goethe sagt, dem Menschen angeboren ist, führte zum Malen, zum Thonkneten, zur Töpferkunst. Unmerklich vervollkommnet sich die Kunst und unmerklich nimmt das begleitende Wort diese Vervollkommnung in seinen Vorstellungsinhalt auf. Wenn aus dem Reißen allmählich ein Schneiden wurde, so vereinigte das Wort schließlich diesen Begriff mit dem nothwendigen Werkzeug.

Wenn nun der Mensch schon in sehr früher Zeit sich zunächst seiner eigenen Thätigkeit mit Hilfe der Sprache klar bewußt wurde, und diese Thätigkeit, namentlich durch das Werkzeug, sich vermannigfaltigte, so gab es wohl wenig Dinge in seiner Umgebung, die für ihn nicht ein Interesse darboten, an denen er nicht seine Thätigkeit ausüben konnte, und die ihm deshalb in vertrautere Nähe rückten. Mit seiner Arbeit waren alle gleichsam gezeichnet, der Baum war für ihn das Entrindete, das Gespaltene, das Thier und sein Fell das Abgezogene und somit gruppirten sich ihm die Dinge nach einem allerdings noch sehr rohen Maßstabe, dem seines direktesten Interesses, aber sie gruppirten sich doch, sie gewannen eine gewisse Ordnung, in der er sich zurecht finden konnte. Auch für die Wirkungen der Naturwesen und Kräfte gewann er eine Bezeichnung: „es friert, es erwärmt" konnte er natürlich nicht sagen, aber doch: „es beißt, es sticht." So gewann die Natur allmählich für ihn eine doppelte Seite, je nachdem sie seinem Thun oder Wirken unterworfen war und je nachdem sie selber auf ihn wirkte. In letzterer Hinsicht dachte er sich dieselbe in naivem Anthropomorphismus sich selber gleichartig. Hieraus entsprang die bis herab auf unsere Tage fortwirkende Geschlechtsunterscheidung der Worte, abermals eine Gruppirung. Denn das ist sicher, daß sich der Lateiner mit seinem calor ursprünglich einen ebenso wesenhaften, bestimmten Wärmer dachte, als der Deutsche in seiner Kälte sich ein bestimmtes Wesen vorstellte.

In diesem Gruppiren, in diesem Binden und Lösen oder, wenn man will, Generalisiren und Specialisiren, liegt die außerordentliche Befähigung der Sprache ein Bild, ein Reflex der Welt zu werden. Denn diese ist in der Unendlichkeit ihrer Bildungen, in den zahllosen stets verschiedenen Combinationen, die außerdem in unendlicher gegenseitiger Bedingtheit von einander stehen durch kein Bild zu fassen als durch ein solches, welches ebenfalls in beständigem Flusse, in fortwährendem Binden und Lösen gleichsam ihre eigenste Natur wiedergibt.

Auch die Natur generalisirt und specialisirt fortwährend. Es

gibt keine Harmonie des Stoffes, die, einmal geschaffen, nicht fortklinge durch Aeonen und neuen Verbindungen und Combinationen als Basis diene. Es gibt keine noch so vollkommene und gleichsam in sich befriedigte Verbindung, zu welcher nicht ein Neues, Anregendes, Veränderndes hinzutreten könnte. Nichts in der Natur, nicht die leiseste Farbennüance, ist bedeutungslos; alles stimmt aufs vollkommenste mit der vorausgehenden Entwicklungsreihe oder mit der gegenseitigen Bedingtheit des neben einander Bestehenden.

Wenn nun die Sprache, wie ich bereits gezeigt, die Eigenschaft hat, das Generelle und Specielle fortgesetzt zu vertauschen, wenn es kein noch so specielles Wort gibt, das nicht im Stande wäre, durch immer größere Erfahrungskreise zu einer Allgemeinheit heranzuwachsen, die zahllose Wesen umfaßt und ebenso wieder umgekehrt das Allgemeine herabzusinken vermag zur Bezeichnung isolirter Wahrnehmung, so erscheint uns die Sprache als ein Organ von wunderbarster Biegsamkeit und Dehnbarkeit, gleichsam geschaffen, der Natur nachzuarbeiten und von Eindruck zu Eindruck voranschreitend endlich zum getreuen Spiegel der Wirklichkeit zu werden.

Wie haben sich nicht Abstractionen, die lange Zeit von einander unbemerkt von verschiedenen Seiten den Berg hinanstiegen, endlich nachdem sie den Gipfel erklommen einander begrüßt und zum Bunde vereinigt — ich nenne nur als Beispiel Wärme und Bewegung!

Wie haben sich nicht Gedanken und Worte, die eine zufällige, unbedeutende Erscheinung vor dem Vergessen retteten, zu Abstractionen erhöht, die Kräfte bezeichnen, welche das ganze Weltall durchklingen; ich nenne nur Elektricität, Magnetismus!

Wie sind nicht Hilfsbegriffe, mittelst deren der Mensch in der verwirrenden Menge der Erscheinungen sich zunächst zurechtzufinden suchte, zusammengesunken in Wesenlosigkeit, nachdem sie vorher als nothwendige Entwicklungsstufen für werdende Erkenntniß gedient hatten. Der Himmel ein Ausgehöhltes (coelum), eine metallene Glocke! Der horror vacui führte zur Erkenntniß des Luftdrucks, das Phlogiston zur Entdeckung des Sauerstoffs. Die Farben der Dinge, in

der ältesten Zeit sehr wichtige Unterscheidungsmerkmale, sie haben ihre Bedeutung verloren, indem sie bei Classificirung organischer Wesen ganz zurücktreten. Und berechtigt uns dies nicht zu der Annahme, daß auch dereinst die vorangeschrittene Erkenntniß dieselben bei den unorganischen Wesen nicht sonderlich beachten, sondern diese nur nach ihren Structurverhältnissen auffassen wird?

Alle sogenannten Abstrakta sind nur Hilfsbegriffe, mittelst deren wir gewisse Erscheinungsformen festhalten, mit dem Vorbehalt, alles was uns mit dieser Form behaftet entgegentritt, unter diese Klasse zu rubriciren. In diesem Sinne ist nicht nur roth und blau ein Abstractum, sondern Eisen, Gold, ferner Römer, Grieche, ja selbst Eigennamen wie Cicero. Das Ziel der Erkenntniß wäre, alle Abstracta als Wesenheiten zu erkennen d. h. das Eisen, das Gold als eine bestimmte Structur des Stoffes zugleich mit dem Wissen, wie viel davon überhaupt vorhanden; ebenso blau und roth als Schwingungen des Aethers mit derselben Kenntniß; mit anderen Worten alles Sein als ein beständiges Werden aufzufassen.

Außerdem möchte ich darauf hinweisen, wie gewisse Worte, die schon in vorhergehender Zeit viel gebraucht werden, erst nachmals in ihrer ganzen Tragweite erfaßt und dann die obersten Begriffe ganzer Wissenschaften werden. Unserem Jahrhundert gebührt das Verdienst Wissenschaften wie die Glottik oder Sprachenkunde, Sociologie oder Gesellschaftslehre, die Descendenz- oder Entwicklungslehre, die Kinetik oder Bewegungslehre u. A. erst begrenzt und damit geschaffen zu haben.

Noch eine Eigenschaft des Wortes möchte ich hervorheben. Es scheint uns eine bestimmte, festgegründete Existenz zu haben und hat sie doch nicht. Es hat die Eigenschaft der Relation, d. h. die Fähigkeit die Ideenverbindung zwischen den einzelnen Menschen herzustellen und insofern muß es frühzeitig ja auch sehr geeignet gewesen sein, die Relationen tausendfältiger Art, welche auch außerhalb des reinen Denkens zwischen den Menschen bestehen, zum Ausdruck

zu bringen. Nun ist in der ungeheuren Erscheinungswelt, wie ich an einer anderen Stelle gezeigt, das Ineinandergreifen der Dinge, die gegenseitige Abhängigkeit und Bedingtheit eine überall hervortretende Eigenthümlichkeit und es ist daher natürlich, daß von menschlichen Verhältnissen das Wort dieselbe auch auf die übrigen Naturwesen übertrug. Nur so erfaßte die Sprache das Anziehen und Abstoßen, die chemische Verwandtschaft, die Familien und Arten, die Reiche der Natur. So erkannte schon früh ein griechischer Denker, daß Haß und Liebe allem Naturwirken zu Grunde liege. Wenn wir von Speise und Trank, von König und Volk, von Jahres- und Tageszeiten, von Erdperioden, von Zeit und Raum, von Ursache und Wirkung reden, so bezeichnen wir nur Relationen.

Je häufiger solche Relationen uns entgegentreten, um so typischer müssen sie für unser Denken werden. Sie werden also zu dem was Kant Kategorien nennt. Das Auf- und Niedergehen der Sonne war für den Urmenschen eine wesenhafte Erscheinung, ein menschenähnliches Wesen, welches erschien und verschwand. In der zweiten Stufe wurde daraus das Abstractum Tageszeit. Mit der Vergleichung unzähliger damit zusammenhängender Erscheinungen bildete sich die Relation oder Kategorie Zeit. Ich habe schon bemerkt, daß das gemeine Denken diesen Begriff noch mit daranhaftender Wesenheit auffaßt.

Aber ich schweife zu weit ab und kehre wieder zu den ursprünglichen Eigenschaften und Wirkungen der Sprache zurück.

Auch in der Sprache herrscht eine fortdauernde, unmerkliche Entwicklung. Jede scheinbar noch so unbedeutende Sinneswahrnehmung geht nicht spurlos vorüber, sondern heftet sich an den wortgebundenen Begriffsinhalt an. So geschieht es denn, daß wir ein geistiges Analogon zu dem Wirken der Natur in dieser merkwürdigen Gabe besitzen.

Die Fähigkeit der Sprache, aus einer Reihe von zeitlich aufeinanderfolgenden Vorstellungen durch das Wort geistige Einheiten zu schaffen, entspricht genau dem Schaffen der Natur, welches eben-

falls verschiedene Einheiten wieder zu einer höheren Einheit verbindet. Das Wort gewinnt demnach ebenso die scharfe Bestimmtheit und Abgeschlossenheit, wie letztere und wir dürfen somit auch unsere Begriffe als regelmäßig entwickelte Naturprodukte betrachten.

Erwägen wir die Folgen dieser Eigenthümlichkeit auf verschiedenen Gebieten. Zunächst auf dem der menschlichen Kunstfertigkeit. Jedes menschliche Kunstprodukt, ein Resultat großer Entwicklung, stellt sich mit dem Worte dem Geiste sogleich in seiner vollen Bestimmtheit dar; es vermag also der Ueberfluß der Geisteskraft an diesem einheitlich Gedachten eine neue Differenzirung d. h. Vervollkommnung anzubringen. Gesetzt das Feuer hätte ursprünglich nur religiösen Zwecken gedient, das Fleisch wäre zur Speise nur durch Schlagen erweicht worden: mit der Zeit wurde die Feuerbereitung — ein ungemein Complicirtes — zu einem einheitlichen Begriff; das Reifmachen des Fleisches desgleichen. Diese beiden Einheiten waren nun im Stande sich gegenseitig zu durchdringen und zu einer höheren Einheit zu verbinden: das F l e i s c h b r a t e n. Ohne die geheimnißvolle Kraft des Wortes ganze Entwicklungsreihen zu verdichten, wäre diese höhere Einheit nicht möglich gewesen.

Hier tritt uns wieder das W e s e n d e r E n t w i c k l u n g, wie ich dasselbe früher nach seiner doppelten Seite hervorhob, entgegen. Man denkt sich diese gewöhnlich so, daß eine in langen Zeiträumen langsam erworbene Befähigung zu immer größerer Geläufigkeit gelangt und dann auch zu neuem Fortschritt veranlaßt. Aber mit der größeren Geläufigkeit tritt nicht nur Zeit- sondern auch Kraftersparniß ein. Das Organ trifft immer sicherer den nothwendigen Punkt. Man kann sich dies an menschlichen Kunstfertigkeiten recht klar machen. Der Holzhacker, der die Axt, der Violinspieler, der den Fidelbogen handhabt, verschwenden von Anfang viele Kraft, indem ersterer eine viel breitere Stelle mit seinem Axthieb erschüttert, als nothwendig ist, bis er endlich den richtigen Punkt trifft, wo seine ganze Kraft erfolgreich wird, der andere z. B. mit zehn Haaren seines Bogens einen Ton hervorbringt, den er mit wachsender Geschicklichkeit zuletzt

mit einem Haare viel reiner und schöner darstellen wird*). Solche Fortschritte macht auch die Menschheit im Großen. Die Feuerbereitung, anfangs ein unendlich mühseliges, complicirtes Verfahren der Reibung vereinfacht sich, indem als geeignetere Stoffe Stahl und Feuerstein angewandt werden. Diese Kunstfertigkeit enthält nicht mehr den ganzen Inbegriff der vorausgehenden Entwicklungsreihe, sondern sie hat sich so differenzirt, daß sie zugleich viel einfacher geworden ist. Dieser Hergang ist, wie ich früher gezeigt, der Schlüssel der Entwicklung und Vervollkommnung der organischen Wesen. Das Wort begleitet nun die Kunstfertigkeit auf ihrem Entwicklungsgange und stellt sie am Schlusse der Reihe in ihrer einfachen Vollkommenheit unserer Seele dar. So gelangte das Wort welches ursprünglich „in Lehm oder Morast panschen" bedeutete in allmählicher Entwicklung zu den Begriffen: aufstreichen, salben, färben, kneten, bilden. Das ist ein wichtiger, wohl zu beachtender Umstand, das Hervortreten des Wesentlichen, die stets zunehmende Einfachheit und Klarheit des Begriffs.

Dies zeigt sich denn auch besonders in den Worten, welche die ethischen Aeußerungen der Menschenseele bezeichnen. Ich nehme an, daß die Empfindung der Reue früher in derselben vorhanden war, als sie durch das Wort fixirt wurde. So lange das Wort fehlte, mußten also andere Vorstellungskreise zusammengebunden werden, um etwa das dunkele zu ersetzen; also: „Zorn, Unwille, Scham erfüllten sein Inneres; er sagte: ich könnte mir selbst Ohrfeigen geben" u. s. w. Sobald nun der Lateiner sein poenitet gefunden hatte, eigentlich „es strafert mich" war der Begriff gebunden, die Lücke ausgefüllt, die einfache, scharfe Differenzirung eingetreten, die Kraftverschwendung vermieden. Nehmen wir den Begriff, das Wort: Ehre. Es bezeichnet ursprünglich den dunkelen Drang, den Genossen, den Mitmenschen zu gefallen. Durch die Erfahrung, daß man nicht Allen

*) In allen Künsten ist die Beschränkung das echte Kennzeichen der Meisterschaft. Die größten Meister haben stets mit den einfachsten Mitteln die gewaltigsten Wirkungen erzielt. Vergl. das Wesen des Classischen S. 33.

gefallen kann, läutert sich diese Empfindung zu dem Bestreben, dem besseren Theile der Menschen es recht zu machen und in fortschreitender Entwicklung gelangen wir endlich zu dem energischen Ausspruch „Mach es nur Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm!“ Es verengt und beschränkt sich demnach bei ethischer Vervollkommnung der Kreis derer, von deren Urtheil wir uns bei unserem Handeln bestimmen lassen, ja er kann ganz verschwinden und das Urtheil der Nachgeborenen, die Billigung unseres eigenen Herzens an seine Stelle treten. Und dies ist dann die edelste und höchste Entwicklungsform des ethischen Motivs Ehre. Das Wort aber begleitet die Sache auf allen Stufen und erweckte zu jeder Zeit die der augenblicklichen allgemeinen Ansicht entsprechenden Vorstellungen. Es gab demnach eine Zeit, wo Ruhm viel mehr und höher war, als Ehre, eine Vorstellung, die ja noch Goethe vorschwebte in seinem schönen Spruch:

> Ehre verloren, viel verloren!
> Suche Ruhm zu gewinnen,
> Da werden die Leute sich anders besinnen!

Und daß es immerfort auch Leute gibt, für die ein solcher sittlicher Begriff noch nicht einmal in der ersten Entwicklungsstufe aufgegangen ist, das beweist der bekannte Monolog Sir John Falstaff's vor der Schlacht, in welchem der große Dichter für alle Zeiten den Katechismus der gemein-sinnlichen Natur, die jeder ethischen Regung unfähig ist, aufgezeichnet hat:

> „Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat sie? Er, der vergangenen Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Todten nicht.“

Trotzdem es zu allen Zeiten solche Käuze gibt, und ihre Zahl ist größer als man gewöhnlich annimmt, glaube ich, wird aus dieser Darstellung Jedem klar werden, welch einen eminenten Einfluß die Sprache auch auf die sittliche Entwicklung des Menschen hat. So lange die sittliche Empfindung nur innerhalb der Vorstellungskreise des Menschen gebunden bleibt, hat sie keinen höheren Anspruch als den der vorübergehenden Aufwallung oder instinctiven Handelns,

und in diesem Sinne können wir dem treuen Hunde oder Pferde sittliche Motive gewiß nicht absprechen. Wo aber Worte wie — Pflicht, Ehre, Vaterland — des Menschen Handeln bestimmen, da herrschen bewußte, klare Motive, die mit allen Vorstellungen und Erlebnissen desselben im Zusammenhange stehen und geradeso, wie gewisse Abstractionen seine Erkenntnißsphäre ordnen, ebenso als oberste, alles Empfinden und Wollen ordnende Begriffe sein ganzes sittliches Leben leiten. Daß sie das vermögen, dazu mußten sie auch eine unermeßlich lange Entwicklungsreihe durchlaufen und das tiefe Gefühl der Beschämung, das heute schon den sechsjährigen Knaben erfaßt, wenn er hören muß: „Du lügst" darf als ein einfaches Seelenmotiv aufgefaßt werden in demselben Sinne, wie etwa die heutige leichte Feuerbereitung, die Worte malen, braten, backen viel einfacher sind, als die Worte, von denen diese Begriffe ihren Ausgang genommen. So bekundet das Gesetz der Entwicklung — durch die Sprache ermöglicht und gefördert — auch auf diesem Gebiete seine überall waltende Eigenthümlichkeit.

Wie verhält sich nun die an das Wort gebundene Begriffsentwicklung den Naturwesen und Naturerscheinungen — der Wissenschaft, dem dritten großen Gebiete — gegenüber? Darüber habe ich schon mehrfach Andeutungen gegeben. Der Begriff bindet zuerst eine Reihe stets gleichzeitig auftretender Vorstellungen, welche er sehr oft in causalem Zusammenhange denkt nach dem alten Kanon, der Quelle so vieler Irrthümer: cum hoc, ergo propter hoc, z. B. „Der Mond macht kalt. Zuerst denken, dann reden" u. s. w. Diese unklaren, tumultuarisch zusammengebundenen Vorstellungskreise, sie erproben sich in fortgesetzter Beobachtung der Dinge, sodaß gewisse Merkmale, Vorstellungsreihen nach und nach ganz aus der Begriffssphäre eliminirt werden müssen z. B. der metallene Himmel, die Bewegung der Sonne, die Willkürlichkeit der Naturerscheinungen u. s. w. Diese fortgesetzte Siebung der Erfahrungen muß zuletzt nur das Nothwendige, Zusammengehörige, d. h. das Einfache, Wesentliche in seinen direkt nothwendigen Verbindungen übrig lassen. Also Worte

ohne Denken sind wohl möglich, ein Denken aber ohne Worte unmöglich, sagen wir, weil wir durch fortgesetzte Beobachtung die Entstehung des Begriffs durch das Wort kennen gelernt haben. Nicht der Mond macht kalt, sondern die Ausstrahlung der Wärme bei wolkenlosem Himmel, sagen wir, weil dieselbe Kälte da erscheint, wo der Mond gar nicht am Himmel ist. Die ganze innere Medicin tappt mit ihrer Symptomatik noch im Finsteren, weil sie die einfachen Gesetze oder Erscheinungen des Lebens noch nicht kennt; sie bindet deshalb die äußeren Erscheinungen zusammen und nennt das Krankheitsbild. Zu diesen dunkelen Gebieten gehören auch jene merkwürdigen Thatsachen, welche Darwin unter dem Namen Correlation der Organe zusammengefaßt hat, worunter zu verstehen, daß anscheinend gar nicht im Zusammenhang stehende Organe sich stets gleichzeitig verändern als z. B. daß erbliche Kahlköpfigkeit mit defecten Zähnen, Blindheit mit eigenthümlicher Farbe der Haare auftritt, daß weiße Katzen mit blauen Augen fast immer taub sind u. s. w. Was thut nun das Wort? Es umfaßt derartige Erscheinungscomplexe, man denke an das Wort Albinos, bleibt an ihnen haften und entwickelt die Vorstellungssphäre mit zunehmender Erfahrung zu stets größerer Vollständigkeit. Mit dieser Vollständigkeit sondert sich aber naturgemäß das Zufällige, rein Aeußerliche von dem Wesentlichen und letzteres schmilzt sich wie in einem Tiegel zu dem einfachen Metall der reinen Erscheinung aus. Also auch hier wieder Vereinfachung das Resultat der Entwicklung. Vereinfachung ist aber auch das wahre Kennzeichen, die sicherste Bürgschaft für die Wahrheit einer jeden naturwissenschaftlichen Erklärung oder Hypothese. Das Ptolemäische System war auf eine sehr complicirte, verschiedene, mannigfaltige Bewegung der Gestirne gebaut, sogar rückläufige Bewegungen mußten angenommen werden. In dem Copernikanischen System dagegen richtet sich der ganze Erscheinungs- und Erfahrungscomplex auf die natürlichste Weise von der Welt ein. So betrachten wir jetzt den Menschen als ein in unendlichen Zeiträumen zu seiner heutigen Vollkommenheit heranentwickeltes Wesen — und alle Erfahrungen

stimmen mit diesem Vorstellungskreise; früher da man ihn als ein von ursprünglicher Vollkommenheit herabgesunkenes Wesen ansah, standen die meisten Beobachtungen mit dieser Ansicht in direktem Widerspruch; es bedurfte eines ungeheuren Aufwands von scholastischer Weisheit, um einige Uebereinstimmung in die Thatsachen zu bringen. Dieser Weg, den ich soeben an großen, umfassendsten Naturansichten nachgewiesen, es ist der nämliche, den alle einzelnen wortgebundenen Vorstellungskreise von Naturwesen und -kräften in normaler Entwicklung durchlaufen. Und das Wort ist es, durch welches dieses Wunder möglich ist. Luft war den Menschen zuerst ein lebendiges unsichtbares Wesen, dann eine Gottheit, dann ein Princip, ein Element, endlich eine Mischung von allgemeinen Grundstoffen. Und die Vereinfachung wird ihren Höhepunkt erreicht haben, wenn auch diese sich als eigenthümliche Aggregationen eines einheitlichen Grundwesens werden dargestellt haben. In dieser Weise entwickeln sich die Begriffe fort und fort zu größerer Richtigkeit d. h. Uebereinstimmung mit den Thatsachen, aber damit auch zu größerer Einfachheit. Denn es ist ja wohl keine Frage, daß jede Einzelerscheinung ein ungeheurer Complex von Bedingtheiten und Eigenthümlichkeiten ist, bei denen man immer fragen kann: warum hier, warum so groß, so gebildet, so gestaltet u. s. w., daß dagegen der Begriff der Erscheinung nur die wesentlichen Eigenschaften umfaßt. Ebenso ist gewiß, daß die Erscheinungswelt für den Menschen anfänglich ein großes Chaos gewesen ist, ein Labyrinth, in welchem seine Interessen und seine Thätigkeit ihm die ersten Fäden zur Orientirung in die Hand gab. Es übt also das Wort und die daran geknüpfte Entwicklung eine doppelte Function 1) die der Vereinfachung der Naturdinge. 2) der fortgesetzten Differenzirung. Dies ist wieder nichts anderes als ein Generalisiren und Specialisiren, ersteres die Wirkung der Abstraction, welche schließlich alles auf ein ursprüngliches Naturwesen zurückführen möchte, letzteres die historische Auffassung, welche jeder Einzelerscheinung ihre bestimmte Begrenzung und Bezeichnung geben möchte, mit der Erklärung warum es grade so und nicht anders geworden.

Die Ziele dieser Bestrebungen liegen in unendlicher, vielleicht unerreichbarer Ferne; die Ausgangspunkte aber auch in ungeheurer Ferne der Vergangenheit. Die höchste Einheit alles geistigen Lebens hatte die theologische Weltansicht, die das Mittelalter beherrschte, in dem Begriff Gott gefunden; die heutige Philosophie sucht eine noch höhere Einheit, in welcher alles Geistige und Körperliche aufgeht — einen mit Empfindung und Bewegung begabten Urstoff. Suchen wir aber in rückwärtsstrebender Forschung die verschiedenen Phasen welche die Abstraction Gott durchlief, so finden wir denselben ein Jahrtausend früher als einen mächtigen Nationalgott, noch ein Jahrtausend vorher als die Personification irgend einer Naturkraft und so gelangen wir schließlich wieder auf den nämlichen Ausgangspunkt, der allem sprachlichen Werden zu Grunde liegt, nämlich daß der Mensch alles auf ihn Wirkende sich assimilirte, als gleichartiges Wesen auffaßte. Umgekehrt specialisirt und charakterisirt sich die einzelne durch das Wort fixirte Erscheinung immer mehr, die Vorstellungen reihen sich in Fülle um das dauernde, immer wiederkehrende Wesen: das anfänglich nur durch seinen Glanz lockende Metall (aes skr. ayas Glanz), es wird zum Brauchbaren durch seine Eigenschaften, es erschließen sich dem Menschen seine Structur, seine Verbindungen, sein Verhalten in Luft und Wasser, sein magnetisches, elektrisches Verhalten, sein specifisches Gewicht, mit einem Worte der Vorstellungskreis wird immer reicher; er wird immer heller beleuchtet durch das Licht welches aus anderen Kreisen auf ihn strahlt und endlich erweckt das Wort Eisen, das zuerst einen ganz kleinen, kaum von anderen Vorstellungen getrennten Kreis enthielt, einen zu einer Fülle von Wahrnehmungen zusammengeschlossenen Complex. Diese Befähigung des Generalisirens und Specialisirens ist der Doppelschritt der Entwicklung in der Geschichte unserer Begriffe, er leitet einerseits zu dem Ursprung der Dinge, dem allgemeinsten Ausgangspunkt aller Naturwesen, andererseits zu der Erkenntniß der höchst complicirten Einzelerscheinung, an welcher Millionen von nur historisch erklärbaren Bedingungen mitwirkend betheiligt sind.

Auf allen Gebieten sehen wir also die Entwicklung der Sprache und der durch sie erzogenen Vernunft den großen Entwicklungsgang der Natur widerspiegeln. Und dies ist nicht zu verwundern; denn abgesehen davon, daß der beständige Contact mit der Naturentwicklung unserem Denken Norm und Richtung verleiht, sind unsere Worte, Begriffe und Gedanken selbst Produkte einer natürlichen Entwicklungsreihe, in welcher die beiden Gegensätze des Dauernden und fortgesetzt Wechselnden in der Erscheinung die Grundkräfte bilden.

Zum Schlusse noch eine recapitulirende Bemerkung über das Wesen der Sprache. Wenn das Wort zuerst die menschliche Bewegung (Geberde) fixirte, so packte es, wie ich bereits bemerkte, den Schlußpunkt einer Entwicklungsreihe; denn dieser Geberde ging eine Vorstellung, dieser Vorstellung eine Empfindung vorher und mit dieser Empfindung ist der dunkle Untergrund des Willens, welcher auf einen anderen Willen wirken will, verwachsen. Dieser Wille, den wir bei allem bewußten Leben annehmen müssen, sucht seine Offenbarung in der Sprache; die Geberde selbst ist aber das einzig Verständliche und findet darum zuerst im Worte ihren weiteren Repräsentanten.

Wenn wir uns diese stetige Umsetzung vergegenwärtigen, welche offenbar dem Drang entquillt, mit welchem der Wille auf den Willen wirken möchte, müssen wir auch hier des hohen Vorzugs der Sprache recht bewußt werden.

Die große Ueberlegenheit, welche die Thiere mit Eintritt des Vorstellungslebens gegenüber den von bloßer Empfindung beherrschten gewinnen, besteht in der colossalen Erweiterung ihrer Wirkungssphäre. Freilich tritt auch eine gewisse Unvollkommenheit zugleich mit auf; noch leiten viel sicherer zum Theil die niederen Sinne — Geruch und Geschmack; aber wenn Gesicht und Gehör auch hie und da t ä u s c h e n, wie enorm ist nicht die Auswahl der Lebensbedingungen gesteigert, und wie vermag das Thier n e u e Elemente zu seiner Vervollkommnung herbeizuziehen!

Mit Geberde und Sprache treten zunächst alle Vorstellungen in

einen direkten Rapport; das Einzelleben steigert und erhöht sich durch seinen Antheil am Gemeinleben; alle Vorstellungen gewinnen eine viel größere Sicherheit, Klarheit und Bewußtheit; es ermöglicht sich die bewußte Tradition, die jede Erfahrung verwerthen kann; die Gesammtheit der Erfahrungen hellt wieder jede Vorstellung zu außerordentlicher Klarheit auf; das Gedächtniß wird erhöht durch Uebung und die Einfachheit des Mittels; die Vorstellungen erweitern sich, gruppiren sich zu wunderbarer Ordnung. Mittels dieser Welt von klaren Vorstellungen leuchten wir dann auch in das dunklere Empfindungsleben hinein, mittels der Symbolik, der Analogie, der häufigsten Beziehung zu ihren Objekten differenzirt, bestimmt, klärt sich auch die Einzelempfindung soweit, daß sie sogar ihren eigenen, einfachen Ausdruck findet: lieben, freuen, schmerzen. Und nun tritt der Wille endlich dem Willen mit einer Klarheit und Sicherheit in Zielen, Mitteln und Stärke entgegen, welche auf einem anderen Wege nicht zu erreichen gewesen wäre.

Die Sprache ist also dem Menschen zugleich das Mittel zu höchster Klarheit und Bereicherung seiner Erkenntniß, welche die ganze Welt soweit sie seinen Organen zugänglich ist, umfaßt (Wissenschaft); zur Mittheilung und stetiger Vervollkommnung seines Empfindungslebens, dem endlich jede Saite der Natur sympathisch erklingt und welches einen stets geistigeren Gehalt und größere Ausdrucksfähigkeit gewinnt (Kunst); zu stets sicherer und bewußterer Aeußerung seines Willens, der sich von immer zahlreicheren Motiven die zugleich an Reinheit und Adel gewinnen, bestimmen lassen kann (Ethik).

So ist denn die Sprache wirklich und wahrhaftig der Mensch selbst.

X.

Zusammenlegung und Gegensatz.

Rerum concordia discors.

Horaz.

Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen und haben's auch nicht nöthig, denn Bezüge gibt es überall und Bezüge sind das Leben.

Goethe.

Daß Wesen der verschiedensten Art, welche in der Entwicklungsreihe noch so sehr divergiren, doch insofern sie von großen, allgemeinen Verhältnissen bedingt sind, in ihren Lebensverhältnissen große Analogieen darbieten müssen, beweist das Verhalten aller Thiere und Pflanzen gegenüber dem periodischen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten.

So geschieht es denn, daß wir von den verschiedenartigsten Dingen gleiche Worte zur Bezeichnung analoger Bedingtheit anwenden: wir reden vom Schlafe der Thiere und Pflanzen, vom Winterschlaf der Erde, Thiere und Pflanzen, vom Athmen und der Ernährung der Pflanzen u. s. w.

Die Polarität, welche aus uns unbekannten Ursachen bei der Generation der Pflanzen und Thiere auftritt, läßt uns sexuelle Unterschiede, männliche und weibliche Organe und Individuen bei Pflanze und Thier annehmen.

Die Einwirkung des Lichtes färbt die Blüten, wie die Oberfläche vieler Thiere mit glänzenden Farben. Die Abhängigkeit der Pflanzen in Bezug auf Befruchtung von den Insekten, das Prinzip der Selection bei den Thieren bewirkt, daß diese Farben in der Folge der Generationen immer lebhafter hervortreten.

Es ist ferner eine wohlbekannte Thatsache, daß die Beschäftigungen des Menschen, die Eindrücke der Dinge, die er täglich sieht, sich auf seinen Gesichtszügen und seinem Körperbau ausprägen.

„Gewisse Ornithologen," sagt Frau von Stael, „haben die Augen von Vögeln, gewisse Jäger den Gang des Wildes, das sie verfolgen. Die Bauern, die Ochsen züchten, sind langsamer, als die, welche Pferde züchten*)." Ich selbst kannte einen Fischhändler, dessen Gesicht deutlich den Typus eines Karpfens repräsentirte. Otto Ludwig macht die Bemerkung, daß die Gesichtszüge von Ehegatten im Laufe des Zusammenlebens einander ähnlich werden. Daß bei den Juden in Norddeutschland vielfach blaue Augen und blonde Haare vorkommen ist bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß Personen, welche schon in vollständig entwickeltem Lebensalter ihren Wohnsitz bei einer fremden Nation aufgeschlagen haben, allmählich den nationalen Typus auch in ihrem Gesichtsausdrucke annehmen.

Das Alles sind Beispiele von Zusammenlegungen.

Zusammenlegung ist auch das Verständige und Vertrauliche, mit einem Worte das Menschenähnliche, welches unsere Hausthiere im Verlauf der Jahrhunderte angenommen haben, sowie die Eigenthümlichkeiten der Culturpflanzen und zu unserer Nahrung dienenden Thiere, insofern der menschliche Geschmack und ästhetische Sinn bei ihrer Züchtung maßgebend gewesen ist. Der Menschengeist, der Beherrscher der Erde, spiegelt sich schon in dem Naturleben der größten Strecken des Landes.

Aehnlich müssen sich die allgemeinen Verhältnisse des Wohnorts in Bezug auf Klima, Länge und Kürze der Tage, Abwechslung von Hitze und Kälte u. s. w. bei der gesammten Pflanzen- und Thierwelt bis zu einem gewissen Grade geltend machen.

Noch viel mehr gilt dies natürlich von den großen Erdperioden, sofern in denselben von den heutigen verschiedene Temperaturverhältnisse walteten.

In Bezug auf das geistige Leben möchte ich zunächst wieder ein

*) Diese Zusammenlegung ist sehr natürlich. Ich führe sie nur an, um auf eine großartige, in unserem Jahrhunderte vollzogene hinzuweisen. Seit der Einführung der Eisenbahnen hat sich sowohl der musikalische Rhythmus, als der militärische Taktschritt notorisch verschnellert.

Beispiel anführen, das ich auf S. 43 als classischen Beleg für die Pangenesis erwähnt habe, nämlich das zur Herrschaft gelangte Christenthum. Ich bitte den Leser, sich hier einmal vorzustellen, wie viele nationale Züge, wie viel uralter Glaube, wie viel besonderes Heidenthum sich unter die Formen des Christenthums geflüchtet, sich mit seinen Formen umgeben oder eigene Formen mit dessen Geiste durchdrungen hat, so daß man einestheils behaupten kann, daß jedes Volk sein besonderes Christenthum hat, anderentheils, daß der Christenglaube als eine große zusammenlegende Kraft gewirkt hat.

Aehnlich wirkte wohl auch die Weltherrschaft der Römer. Die Völker fühlten sich unter dem Drucke der Abhängigkeit von jenem Volke, es mußte daher die nationale Entwicklung der einzelnen sehr gehemmt oder nur nach einer besonderen Richtung ausgebildet werden.

Das in der päpstlichen Hierarchie zu weltlicher und geistiger Alleinherrschaft gelangte Christenthum bedingte alle Lebensformen und Lebenskreise. Staats- und Völkerleben, Rechtsverhältnisse, Kunst und Wissenschaft, Nahrung und Kleidung und die alltäglichen bürgerlichen Arbeiten und Verrichtungen — Alles war von demselben abhängig, in allem spiegelte sich sein Wesen. Die nationalen Sonderungen, die literarische Ausbildung der einzelnen Volkssprachen, die feindselige Stellung, in welche die politischen Interessen die einzelnen Staaten gegen das übermächtige Papstthum brachten: es sind die ersten Regungen und Anstrengungen, welche die zum Selbstbewußtsein erwachende Menschheit gegen jene große Zusammenlegung machte und nach langem Schieben und Drängen begann endlich die große, starre Form, die über das gesammte europäische Völkerleben gelegt war, zuerst leise zu wanken, um dann in ihren Fugen zu erkrachen. 1077 Heinrich IV. in Canossa; 1304 der Papst in Avignon. Welchen Umschwung hatten nicht zwei Jahrhunderte hervorgebracht!

Mächtige, allgemeine Kräfte, welche auf die besonderen Lebensformen in einer solchen Weise einwirken, daß die letzteren, obzwar weit auseinanderstehend, in ihrer Besonderung wieder eine allgemeine

Aehnlichkeit, einen typischen Charakter darbieten; das ist das eine Princip der Zusammenlegung, welches ich hier andeutete.

Es gibt aber auch noch eine zweite Art der Zusammenlegung und ich habe sie auch schon berührt in dem Beispiele der Ehegatten und der Menschen, deren Beschäftigung auf ihrem Gesichte sich ausprägt.

Bei der unendlichen Feinheit der elementaren organischen Gebilde, die dem Bau der höheren Organismen zu Grunde liegen, sind unzählige unserer Beobachtung entgehende Beziehungen zwischen weit auseinanderliegenden Formen möglich. Ist einmal eine solche Beziehung hergestellt, so kann sie durch Fortdauer und summirte Wirkung immer stärker werden und zuletzt deutlich hervortreten.

Daß in der Periode der ersten Entwicklung beim Fötus sowohl wie bei dem jungen Individuum äußere Einwirkungen außerordentlich bestimmend und maßgebend wirken, ist eine längst anerkannte Thatsache. So geht die äußere Welt verschiedenster Formen niemals spurlos vorüber und ihre Wirkung ist um so bedeutender, je mehr Rapport durch die einzelnen Organe möglich ist.

So ist wohl die merkwürdige Uebereinstimmung mancher Pflanzen- und Thierformen in vielen abgesonderten geographischen Bezirken zu erklären (Australien).

Die wichtigste und folgenreichste Art der Zusammenlegung findet statt bei ähnlichen und in ihren Eigenschaften möglichst übereinstimmenden Wesen.

Durch Zusammenlegung und dadurch bewirkte gegenseitige Bedingtheit haben die primitiven Zellen den Baustoff für künftige vollkommnere Pflanzen- und Thierformen geliefert. Sie stellten sich zu vollkommener Einheit zusammen, die Gleichartigkeit war oder wurde so groß, daß sie völlig indifferente Theile eines größeren Ganzen bildeten.

Hierbei ist Eins besonders ins Auge zu fassen. Die ungemeine Contact- oder Rapportfähigkeit, welche zwischen diesen primitiven Lebensformen existirte, stellte zwischen denselben eine solche Solida-

rität, einen derartigen Austausch von Kräften und Stoffen her, daß eine stete Tendenz zur Ausgleichung vorherrschte. Aehnliches bewirkte wohl die Zusammenlegung in Schwärmen, Heerden, Familien, Stämmen bei Thieren und Menschen. Das Heerden- oder Stammleben gleicht die Gegensätze aus und gibt allen Individuen einen gleichartigen Charakter.

Durch die Zusammenlegung ist aber auch die Vervollkommnung ermöglicht und zwar in folgender Weise: Zwei Wesen haben bestimmte Berührungspunkte, welche sie zu gemeinschaftlichem Leben und Austausch der Kräfte befähigen. Es ist nun unzweifelhaft, daß je verschiedener und eigenthümlicher die beiden Individuen geartet sind, eine desto reichere Wechselwirkung möglich ist, um so mehr neue und eigenartige Combinationen sich ergeben werden.

Hier möge zuvörderst auf die Kreuzung und geschlechtliche Sonderung hingewiesen werden. Es ist eine vielbestätigte Erfahrung, daß heftige Liebesleidenschaften nur zwischen Personen vorkommen, deren natürliche Anlagen, Temperament, Fähigkeiten u. s. w. in einem starken Gegensatze stehen. Ebenso ist es bekannt, daß die geschlechtlichen Gegensätze mit der gesteigerten Entwicklung sich bedeutend verschärfen. Die steifen und eckigen Gliedmaßen der Frauen, die uns auf altdeutschen Bildern so oft sonderbar erscheinen und heute noch vielfach namentlich in niederen Sphären bei Bauern und Arbeitern sich finden, sie sind dem männlichen Typus noch viel näher. Die Natur häuft also die Sonderungen wie in einer Spannungsreihe an verschiedenen Polen, um durch ihre Zusammenlegung dann wieder neue und vollkommnere Formen hervorzubringen.

Die großen Beispiele der Zusammenlegung und Kreuzung, wie sie in der Weltgeschichte auftreten, habe ich Seite 37 erwähnt. Abgeschlossene Kasten, aristokratische Geschlechter, Völker erstarren in ihren Formen und verdorren, wenn sie nicht durch neue Elemente aufgefrischt werden.

Neue Beispiele von Zusammenlegung aus dem geistigen Leben: Zwei Sprachen, die sich berühren und gegenseitig durchdringen, z. B.

das Angelsächsische und Französische. Es ist klar, daß sich hier ein größerer Reichthum von Formen ergibt, und daß demnach eine feinere Nuancirung des Gedankens möglich ist. Dieser Vorgang ist kein geheimnißvoller, sondern ein sonnenklarer. Der Normanne dachte sich bei seinem Worte einen bestimmten Complex von Dingen und Eigenschaften, der Sachse hatte ein anderes, dem Inhalt nach diesem ähnliches, aber in manchen Punkten abweichendes; so nahm denn die englische Sprache die beiden Worte auf und mit ihnen zugleich die Mittel zur feinen Differenzirung des Gedankens. So wird es auch begreiflich, wie eine überlegene Cultursprache, wie z. B. die römische, welche alle Gedankenunterschiede schon in sich schließt, viel tiefer stehende Idiome, wie das gallische, celtiberische u. s. w. ganz auffog und verdrängte.

Ein anderes Beispiel, welches nicht weniger durchsichtig sein wird, möge die künstlerische Form darbieten; ich gehe zunächst aus von der Dichtung:

Ein gewisser Rhythmus der Gedanken und Anschauungen, welche sich so zu einem Ganzen gliedern, daß die inneren Theile sich mit Nothwendigkeit zu einem reichen, leicht faßbaren, vollständigen Gesammtbild zusammenschließen, ist das eigentlichste Wesen der Dichtung. Dieser Rhythmus, diese Harmonie der Gedanken tritt bei dem hochbegabten, geistig innerlichen Volke der Hebräer ohne sinnlich äußerliche Unterstützung durch den Klang des Wortes hervor. Der Parallelismus der Glieder ist das künstlerische Princip der hebräischen Poesie:

a. Da Israel aus Aegypten zog,
a. Das Haus Jakobs aus dem fremden Lande;
b. Da ward Juda sein Heiligthum,
b. Israel seine Herrschaft.

Bei den Griechen umwob sich die innere Rhythmik auch mit dem äußeren harmonischen Kleide, die Länge und Kürze der einzelnen Silben stellte in ihrer Aufeinanderfolge eine symmetrische Reihe dar, welche sich zu höchst kunstmäßig geordneten Ganzen verband.

Die germanische Dichtung verband gleichartig anlautende Worte

und bildete ihren Rhythmus durch eine regelmäßige Folge von hochtonigen Silben.

Der Reim ist wahrscheinlich von der orientalischen Poesie durch Vermittlung der Spanier und romanischen Völker in die abendländische Dichtung eingedrungen.

Alle diese verschiedenen Formen, die ihre geistige Bedeutung durch isolirte Ausbildung innerhalb ihres Entstehungskreises vertieften, haben sich in der modernen Poesie vereinigt und durchdrungen, sie sind zusammengelegt worden und indem jede einzelne zur Geltung gelangte, erschlossen sich neue Gebilde, die an Schönheit und Ausdrucksfähigkeit die früheren übertrafen.

Eine beliebige einfache Strophe wird diese Wahrheit dem denkenden Leser einleuchtend machen. Man nehme z. B. das Rückertsche Gasel:

„Flammt empor in euren Höhen, Morgensonnen, lobt den Herrn,
Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!"

und man wird finden, daß diesen wenigen Worten jene vierfache Entwicklung zu Grunde liegt.

Wer recht darüber nachdenkt, der wird sich bald überzeugen, welch ein ungeheurer Formreichthum, welche Mannigfaltigkeit sich in der modernen namentlich deutschen Poesie aus der Zusammenlegung jener verschiedenen Formen ergeben hat. Diese Mannigfaltigkeit ist so groß, daß man kühn behaupten kann, daß kein Vers dem anderen — auch in der äußeren Form — vollkommen gleich ist. Das accentuirende Princip verlangt, daß bald diese Silbe, bald jene mehr hervorgehoben werde, je nachdem es der Wort- oder der Satzaccent erheischt. Dagegen macht sich wieder der aus der griechischen Poesie überkommene Rhythmus, der aus Länge oder Kürze seine Formen schafft, geltend und es wird z. B. in dem Verse:

Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt

das Wort unermeßlich eine etwas stärkere Betonung auf der Silbe meß verlangen, wodurch das Wort einen Doppelaccent erhält, der eigenthümlich malerisch wirkt. Wie aber der Parallelismus der

Gedanken sich mit dem Accent verbündet und der regelmäßige Wort-Accent und Rhythmus nur noch nebenher geht, gleichsam in der Tiefe rauscht, — wie ja auch unser Herz noch rhythmisch schlägt, wenn wir auch in fieberhafter Aufregung sind, — das möge der Leser an folgenden Versen nachdenkend erwägen:

Mir war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Macbeth mordet den Schlaf, ihn den unschuldigen
Schlaf, der des Grams verworrenes Gespinnst entwirrt,
Den Tod von jedem Lebenstag, das Bad
Der wunden Müh, den Balsam kranker Seelen,
Das köstlichste Gericht beim Festmahl der Natur!
Stets rief es: Schlaft nicht mehr durchs ganze Haus,
Glamis mordet den Schlaf, und drum wird Cawdor
Nicht schlafen mehr, Macbeth nicht schlafen mehr.

Daß es mit allen Künsten so ist, daß bei allen große Zusammenlegungen und gegenseitige Durchdringungen stattgefunden haben, das beweist die Kunstgeschichte aller Zeiten, in denen das Verständniß für die großen Leistungen der Vergangenheit auserwählte Geister zu bedeutenden Neuschöpfungen befähigte in welchen die Vorbilder mit ihren eigenartigen Ausdrucksweisen zu gemeinschaftlicher Geltung gelangten. Einseitige Nachahmung dagegen eines noch so großen Meisters hat stets nur eine künstliche Treibhausblüte hervorgebracht, wie denn die moderne nazarenische oder religiöse Malerei bewiesen hat. So können denn Herrn Jordans alliterirende Nibelungen höchstens den Anspruch eines literarischen Curiosums erheben. Und es sagt daher mit Recht Herder: „Wer sich an Eine Zeit, gehöre sie Frankreich oder Griechenland, sclavisch anschließt, das Zweckmäßige ihrer Formen für ewig hält und sich aus seiner eigenen lebendigen Natur in jene Scherbengestalt hineinwähnet, dem bleibt das Ideal, das über alle Völker und Zeiten reicht, fern und fremd.“ Dieses Ideal ist in fortwährendem lebendigem Flusse, weil von fortwährender Entwicklung bedingt.

Die wirkungsvollsten Zusammenlegungen sind diejenigen, in welchen das Princip des Gegensatzes waltet. Und man darf sich jedesmal, so oft eine hochbedeutende Erscheinung in der

Kunst- oder Literaturgeschichte auftritt, die Frage stellen, welche Gegensätze denn in jener Zeit zusammentrafen und durch ihre Berührung, Kreuzung, Hervorkehrung gebundener Kräfte jene außerordentliche Wirkung hervorbrachten.

Das Zusammentreffen europäischer und kleinasiatischer Griechen in Troja's Gefilden erschütterte mächtig die Phantasie der ganzen Folgezeit und erschuf die wunderbaren homerischen Gedichte. Homer selbst war höchst wahrscheinlich ein Aeolier, der sich zu den Joniern begeben hatte, wie vor Kurzem Th. Bergk bewiesen hat; denn die Verbindung von äolischen und jonischen Elementen macht sich auch in der Sprache geltend. „Der äolische Stamm, besonders Thessalien, war die Wiege der Poesie; von da wurde dieselbe in den regsameren, entwickelteren jonischen übertragen, aus dieser Verbindung entstand sofort Außerordentliches." Als griechische Literatur und Kunst bei den Römern Aufnahme fand, da entwickelte sich aus der Durchdringung beider Volksgeister die schöne Blüte der römischen classischen Zeit. Das Zusammentreffen der christlichen Ritter mit dem wunder- und farbenreichen Orient erweckte die mittelalterliche, romantische Dichtung. Inmitten einer politisch aufgeregten, wildgährenden Zeit, inmitten der schreienden Gegensätze zwischen der Gewaltherrschaft der Hierarchie und dem Reich, das zu gründen Christus in die Welt gekommen; von der Ahnung ergriffen, daß das tausendjährige Reich in seinen Grundfesten leise zu zittern beginne und schon von den ersten Strahlen berührt, die, allen übrigen ungesehen, aus ferner Zukunft auf sein einsames Haupt fielen, dichtete Dante sein gewaltiges Lied, in dem alle Gelehrsamkeit, aller religiöse Ernst, alle Triebkräfte und Ideale des Mittelalters sich zu einem ungeheuren Bau vereinigen, der als Markstein und Grenze zweier scharf gesonderten Jahrtausende, hoch emporragt über Alles, was die Jahrhunderte vor und nach ihm Großes gedichtet. In Frankreich berühren sich die Gegensätze der zerfallenden mittelalterlichen und neu aufsteigenden Zeit in dem gewaltigsten Spötter der modernen Welt, Rabelais, der, wie ein Meteor glänzend und sprühend, Tageshelle ausgießt über die

Schlupfwinkel und Spukgestalten der Nacht. Welch eine Fülle von Gegensätzen einen Dichter wie Shakespeare erweckten und in seinem reichen Schaffen sich vereinigten, das kann in kurzen Worten nicht gesagt werden. Sein Zeitgenosse Cervantes schuf sein unvergängliches Meisterwerk aus dem tiefen Quell des Humors, welchen der Gegensatz der phantastischen Schattengestalten der Romantik zu dem bereits in festen Formen gegründeten modernen Staatsleben in seiner Seele unversiegbar sprudeln ließ. Der Gegensatz des Rousseauschen Naturevangeliums, der frohen Botschaft der Humanität mit welcher die Genien des achtzehnten Jahrhundert „Friede den Menschen auf Erden" verkündeten, zu der Tyrannenlaune, den starren, despotischen und socialen Formen erweckte die glühende Seele unseres Schiller zu titanischem Ringen, welches sich nachmals zu dem begeisterungsvollen Wirken und Dichten des Apostels der Humanität läuterte und verklärte.

In unserem gesammten Geistesleben ist das Princip des Gegensatzes wirksam. Schon in dem ersten Schaffen des Menschengeistes, der Sprachbildung, waltet dasselbe unverkennbar und in bedeutender Stärke. Die Extreme wurden früher wahrgenommen, als die leiseren Grade der Eigenschaft. So erweckt denn in unserem Bewußtsein das Wort und der Begriff sofort seinen Gegensatz und es ist eine ganz gewöhnliche Art, einen Begriff zu definiren, daß wir vom Gegentheil ausgehen. Groß und klein, kalt und warm, licht und dunkel, hart und weich, schwer und leicht, hoch und nieder — alle diese Begriffe stehen in einer innigen Correlation. Die lebhaften Contraste waren die Ausgangspunkte der Erkenntniß*), die feineren Unterscheidungen sind erst das Ergebniß der Entwicklung d. h. eines ausgebildeteren Sinnes, einer vervollkommneten Auffassung, einer höheren Sittlichkeit. Den tiefsten Grad sittlicher Verwahrlosung be-

*) Gewisse Gegensätze müssen schon in dem dunkeln Empfindungsleben der Urzelle gewirkt und sich später auf das vervollkommnete Leben in höherer Potenzirung vererbt haben. Solche Gegensätze sind z. B. Lust und Unlust, die Empfindung des Ich und der Außendinge, gesteigertes Leben und Erlöschen.

zeichnen wir damit, daß wir von einem Menschen sagen, er könne Gut und Bös nicht unterscheiden. Wenn es nun lauter Gegensätze sind, innerhalb deren unser ganzes Erkennen sich bewegt und wenn die feineren Unterschiede oder Contraste erst nach und nach zur Auffassung oder bewußten Wahrnehmung gelangen, so muß auch hieraus wieder auf das Gesetz der Entwicklung ein eigenthümliches Licht fallen. Die erhöhte Reizbarkeit des einzelnen Nerven, seine verfeinerte Ausbildung ist es, welche durch fortgesetzte Uebung da noch Unterscheidungen auffaßt, wo das gröbere Organ nur Gleichartiges sieht; so auch das Geistige, der Schönheitssinn, das Gefühl für Recht oder Unrecht, die Anforderungen unserer Erkenntniß an die Erklärung der Erscheinungen. Von dem höchsten Interesse für die Wissenschaft der Entwicklungslehre muß es demnach sein, in gründlicher und vorsichtiger Forschung zu ermitteln, welche Gegensätze in dem Bewußtsein des Menschen zum frühesten sprachlichen Ausdruck gelangt sind, welche andere in historischer Folge sich daran anreihten und wie der menschliche Geist nach zwei Richtungen hin — einerseits die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge nach ihren feinsten Unterscheidungen sich zu erschließen bemüht ist, andererseits nach rückwärts strebend alle zahllosen Gegensätze unter zwei große polare Gegensätze unterzuordnen, sie als verschiedene Manifestationen derselben aufzufassen ringt. Diese beiden großen Gegensätze sind das Innere und das Aeußere der Dinge, E m p f i n d u n g und B e w e g u n g, beide gleichmäßig in dem die ganze Welt erfüllenden Stoffe vertheilt, beide durch fortgesetzte Differenzirung, d. h. Entwicklung zur unendlichsten Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen voranschreitend. Jede dieser beiden Grunderscheinungen ist nur durch sich selbst verständlich, Empfindung n u r durch Empfindung, Bewegung n u r durch Bewegung zu erklären. Und doch gibt es auch hier einen Punkt, wo die einfachsten Bewegungscombinationen einmal begonnen haben das ursprünglichste Empfindungsleben zu erwecken. Von dieser Erkenntniß sind wir aber — wenn sie überhaupt menschlichem Forschen zugänglich sein sollte — durch ungeheure Fernen geschieden: wir erkennen einstweilen nur die

großen Gegensätze, nämlich aus der Bewegung der unendlich complicirten Formen des Stoffes, wie sie als Thiere und Menschen uns entgegentreten, schließen wir auf die Gefühle und Empfindungen, wie sie den unsrigen ähnlich, in diesen Wesen walten mögen. Wie beschämend dürftig und roh muß uns nicht, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, unser gesammtes Wissen erscheinen!

Wie bei den materiellen Kräften der Gegensatz bindend, hervorkehrend und verstärkend wirkt, so daß in einer Spannungsreihe die größten Wirkungen der scheinbar flüchtigsten Kraft sich ansammeln, gerade so geschieht es auch im geistigen Leben. Schon Hesiod rühmt die segensreichen Folgen der Eris und unser Dichter sagt von den menschlichen Kräften: „Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund." Nirgends zeigt sich dies deutlicher, als im politischen Leben, wo der Widerstreit der Parteien, Stände, Genossenschaften, so lange ihr Streben auf die Förderung des Gemeinwohls gerichtet ist, das gesunde Leben erhält und zu unglaublicher Kraftäußerung befähigt, wie dies die Geschichte Roms in der guten Zeit der Republik beweist. Den Wirkungen der Gegensätze entspricht die Ausgleichung der Kräfte, wie denn leicht einzusehen ist, wenn man erwägt, daß der Thatendrang der Jugend durch die reife Erfahrung und Ruhe des Alters, das Ungestüm der Reformer durch die Festigkeit der conservativen Interessen, die banausische Schätzung der Lebensgüter durch den Stolz und die höheren Anschauungen der edleren Geschlechter in eine Art von ruhigere und mittlere Strömung geleitet wird. Die Himmelskräfte, welche auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen, sie sind bei allen Organismen wirksam und organische Wesen im höchsten Sinne des Wortes sind Völker und Staaten.

Wer sich das Wesen des Gegensatzes recht klar macht, der wird finden, daß es eigentlich nur ein relativer Begriff ist, wie denn z. B. Kälte und Wärme, hohe und tiefe Töne u. s. w. genau dieselben Dinge darstellen, nur in verstärkter Bewegung. Gegensatz findet nur bei gleichartigen Wesen statt; zwischen Pflanze und Thier, Thier und Mensch sind Unterschiede, aber keine Gegensätze, so wenig als zwischen

elektrisch und elastisch. So allein sind die Wirkungen der Gegensätze und ihre Folge, die Ausgleichung, zu erklären. Das ist in der Erziehung, in der Auswahl der Menschen, mit denen wir verkehren von großer Bedeutung. Temperament, Gemüthsart, geistige Begabung sind drei grundverschiedene Aeußerungen und ein noch so hochbegabter Mensch wird z. B. das phlegmatische Temperament eines anderen nicht anregen, wenn er selbst mit diesem Temperamente behaftet ist. In dem Leben des Volkes wirken demnach die Gegensätze sowohl als Regulatoren der Bewegung in ruhigen, normalen Zeiten, als auch in Ausnahmszuständen in der Weise, daß einer der beiden Pole das Uebergewicht erhält und dem Ganzen z. B. im Kriege die ungestüme Bewegung der Jugend, in gefahrvoller Zeit die ruhige Entschlossenheit und ausdauernde Kraft des Mannesalters verleiht.

Insofern der Gegensatz als Reiz wirkt, dem unser Wille entgegenzuarbeiten sucht, hat er eine Erhöhung der Kraft, soweit diese sich zu erneuen vermag und nicht erschöpft wird, zur Folge. Diese Thatsache, die wir täglich an unserem geistigen Leben beobachten können, muß auch in der Entwicklung der Organismen von unermeßlicher Wirkung gewesen sein. Mit jedem neuen Siege, den wir über eine äußere Hemmung oder innere Trägheit erringen, wächst unser Kraftgefühl und unsere moralische Stärke; aus der Anhäufung der kleinen Wirkungen erwächst der stahlharte männliche Charakter. Gerade so stählen und härten sich die körperlichen Organe in steter Anspannung gegen die von Außen her wirkenden Gegensätze und so ist es begreiflich, wie in der Aufeinanderfolge der Generationen die einzelnen Organismen zu stets größerer Thätigkeit und Kraft sich entwickelt haben. Jeder Organismus hat mit der Umgebung der äußeren Medien einen fortwährenden Kampf zu bestehen, denn es ist das Bestreben der äußeren Kräfte durch ihre Ueberlegenheit Alles auszugleichen und wieder in die ursprünglichen unorganischen Formen zu verwandeln.

Es ergeben sich daraus vier Möglichkeiten und besondere Fälle, 1) Die Gleichgewichtslage der inneren und äußeren Gegensätze wäre

für den Organismus Ruhe und Harmonie; 2) das Ueberwiegen der inneren Kraft über den äußeren Gegensatz bringt Vervollkommnung; 3) das Ueberwiegen eines inneren Gegensatzes gegen die übrigen führt zur Einseitigkeit und Deterioration; 4) das Ueberwiegen der äußeren Kräfte gegen die inneren zu Auflösung und Zerstörung.

Suchen wir diese Gesetze zunächst aus der Welt der großen Organismen, dem Völker- und Staatenleben zu begründen. Der erste Satz wird nunmehr für das deutsche Reich eine Wahrheit, seitdem es nach langer Demüthigung eine seiner hohen Bildung und Kraft entsprechende Stellung in Europa einnimmt und sobald es den inneren Feind, der aus mittelalterlichen Burgen und Asilen ihm den kleinen Krieg erklärt hat, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen haben wird. Den zweiten Satz bestätigt die Weltgeschichte fast in jedem Jahrhundert; stets ist es das Gefühl überwiegender oder exuberanter Kraft, was die Völker zu Eroberungskriegen getrieben hat: Alexander, die Römer, die germanischen Völkerstämme. Das Kraftgefühl des modernen Staates und sein Gegensatz gegen die ohnmächtige, zerfallende Form des alten Reichs befähigte Friedrich und sein kleines Preußen zum erfolgreichen Kampf gegen das mächtige Oesterreich. Und so war es denn eine Naturnothwendigkeit, daß Rußland den orientalischen Krieg, Frankreich den italienischen anfing; wie nicht minder, daß Deutschland in zwei gewaltigen Kriegen den ihm zukommenden Einfluß sich wieder eroberte. Den dritten Satz mögen alle die Staaten illustriren, denen die Uebermacht der Hierarchie die gesunde Lebenskraft ausgesogen und sie ihrem Untergang entgegengeführt hat — also Spanien, Italien, Oesterreich. Ebenso diejenigen in welchen eine nur auf ihre Privilegien und herrschende Stellung eifersüchtige Aristokratie sich den bewegenden Zeitideen verschloß und in starrem Festhalten an den alten Formen die natürliche Entwicklung hemmte: Carthago, Rom zur Zeit der Optimaten, Polen, Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. Dagegen ist das republikanische Rom der guten Zeit und England ein Beispiel gesunder Ausgleichung der Gegensätze. In der Kunst ist das Vorherrschen

subjektiver Eingebungen, willkürliches, schrankenloses Geniethum eine Aeußerung dieses Gesetzes. Hierher gehört denn auch der Cäsarismus und sein Bund mit den gemeinen, niedrigen Leidenschaften der Massen. Ferner der Byzantinismus mit seinem seelenlosen Formelthum, Hofetikette und Beamtenschablone. Der vierte Satz findet hauptsächlich seine Anwendung bei alternden und verfallenden Staaten welchen die Fähigkeit der Accommodation oder des erfolgreichen Widerstandes gegen neue, mächtige Ideen und Kräfte abgeht. Roms Auflösung war zum Theil eine Folge der von allen Seiten hereinströmenden Nationalitäten, welche das feste innere Gefüge der alten auf eigener Nationalkraft beruhenden Verfassung durchsickernd untergruben. Ein solches Geschick war allen Universalmonarchieen beschieden. Byzanz führte ein mumienhaftes Dasein, solange der äußere Feind es verschonte. Siegreiche Ideen, weil neue Entwicklungsstufen, waren das Christenthum, die Reformation, die französische Revolution. Die Völker, welche diese Ideen in sich aufnahmen und ihr inneres Leben darnach gestalteten, siegten über diejenigen, welche ihre Macht auf die alten überlebten Formen zu stützen vermeinten. In der Kunst wird dieser Gegensatz äußerer Kräfte durch das Vorherrschen des Zeitgeschmacks dargestellt, gegen welchen die Künstler nicht ankämpfen wollen oder können. Dahin gehören denn die rhetorischen oder theatralischen Richtungen der Verfallzeit. Dahin gehört das Virtuosenthum, welches sich in unseren Tagen so breit macht. Dahin gehört der Dilettantismus und die literarische Ueberproduktion, die den äußeren Reizen unmittelbar gehorcht und dem inneren Reifen und schöpferischen Gestalten immer mehr entfremdet wird. Dahin gehört ferner auf socialem Gebiete die Hast, um jeden Preis reich zu werden und zu genießen, welche die ernste, sittliche Kraft des Bürgerthums und die opferfreudigen, entsagungsvollen Tugenden des Arbeiterstandes zerfrißt, und zerstört und wie eine nivellirende, auflösende äußere Gewalt wirkt, welche die schönen, gesunden organischen Bildungen des bürgerlichen Lebens vernichtet. Das Ueberwiegen der äußeren Kräfte ist bei dem individuellen Leben das Uebermaß des

Elends, welches die Spannkraft des Entgegenkämpfens zerbricht und das Gefühl unausgleichbarer Gegensätze bis zur Verzweiflung und Selbstvernichtung schärft. Dieses Uebermaß des Elends kann auch Völker betreffen und dann den ganzen Bau socialer und politischer Organisation zertrümmern und den alten wilden Naturzustand, das Auflösen in die elementaren Kräfte wieder eintreten lassen:

Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur!

Alle diese Verhältnisse lassen sich mit Leichtigkeit auf das Gebiet des organischen Lebens übertragen und finden dort als an einfacheren Verhältnissen ihre Bestätigung.

Von größter Bedeutung wird ferner das Princip des Gegensatzes für das bewußte Leben; ja man kann sagen, daß das Bewußtsein nur durch den Gegensatz erweckt wird, während das unbewußte Leben auf der Ausgleichung beruht. Darüber wird mehr zu sagen sein, wo ich von dem Unbewußten, jener in unseren Tagen so viel mißbrauchten und zu mystisch-scholastischer Philosophie herausgeputzten Theorie reden werde.

Es wird aber auch schon der Mühe verlohnen, die Bedeutung des Gegensatzes nach dieser Seite hin sich an recht großen und compleren Erscheinungen klar zu machen, um daraus einen Rückschluß auf einfache, sich unserer Beobachtung entziehende zu machen.

Ich wähle wieder ein geschichtliches Beispiel. Wie das deutsche Nationalbewußtsein durch den Druck der französischen Herrschaft erst recht erweckt wurde, wie die Gegensätze der fremden Art in der Schätzung und Behandlung der Lebensgüter dem deutschen Volke erst recht klar werden ließ, was es früher in unbewußtem Dahinleben nicht kannte und nicht beachtete, das haben die Jahre des unerträglichen Drucks der Fremdherrschaft und der glorreichen Erhebung hinreichend bewiesen.

Ein interessantes psychologisches Beispiel eines Doppelgegensatzes und darum fast krankhaft erhöhten Bewußtseins bietet uns der deutsche Dichter Chamisso, der bekanntlich ein geborner Franzose,

folgende merkwürdige Aeußerung that: „Ich fühle mich nirgends mehr als Franzosen, als in Deutschland, nirgends mehr als Deutschen, als in Frankreich und bin darum niemals zufrieden!"

Jeder angeborene Trieb und Drang wird durch die Hemmung bewußt. Dieses Bewußtsein dauert so lange, bis die Ausgleichung stattgefunden hat.

Wir sind demnach zu dem Schlusse berechtigt, daß jede, auch die leisefte sinnliche Wahrnehmung, jedes innerlich erwachende Bewußtwerden einer Störung der Indifferenz des Lebens, der Ausgleichung, der Ruhe, des Traumlebens oder der Nirwâna ihren Ursprung verdanken.

Was ist denn nun aber Wohlgefühl?

Ein Gefühl der Aufhebung jener Hemmungen. Der ermüdete Fußgänger, der Kranke, dem die Kräfte wiederkehren, der Gefangene, dem die Ketten abgenommen werden, der Schulknabe, der wieder hüpfen darf, sie empfinden bewußt, was andere in gleicher Lage — ohne die vorausgehende Hemmung — nicht einmal ahnen.

Also — unser Fühlen ist eine Reaction gegen eine äußere Hemmung durch körperliche Gegensätze, unser Hören gegen Schallwellen, unser Sehen gegen Aetherschwingungen. Die ungeheure Mannigfaltigkeit der Triebe und Tendenzen in dem Mikrokosmus Mensch bewirkt Gegensätze und Verstärkungen innerhalb dieser Sphäre. Jede Gewissensfrage erweckt Bewußtsein und Reflektiren.

In dem Reflexionsgebiet sammeln und vereinigen sich die Vorstellungen und wirken durch den dunkeln Untergrund des Gefühlslebens auf unseren Willen ein. Einen anderen Weg unser Handeln zu bestimmen gibt es nicht.

„Hängt die Philosophie, kann sie nicht schaffen eine Julia!" ruft Romeo und eigentlich hat er Recht. Was nützt dem Hungernden, dem in Fieberglut Verschmachtenden die Betrachtung der Eitelkeit sinnlicher Erregung? Daß Hunger und Durst bewußt werden, daß sie in unserer lichten Erkenntniß sich reflektiren, das ist einzig das Resultat einer Reihe von Hemmungen, die ihre Ausgleichung suchen.

Sind wir nun im Stande aus dem Vorstellungsleben heraus auf unser Gefühlsleben in der Weise zu wirken, daß ein Gegensatz bewirkt wird, daß z. B. ein stärkeres Motiv erwacht und in dieser Weise eine Ausgleichung stattfindet, so dürfen wir von einem Erfolg unseres vernünftigen Denkens oder unserer sittlichen Kraft reden.

Ich besuchte eines Tages einen armen Knaben, der von einem Baume herabgefallen war und unter unsäglichen Schmerzen sich auf seinem Krankenlager wand. Er stöhnte und jammerte laut, da trat sein Vater zu ihm und sagte: „Franz, deine Mutter liegt krank im Nebenzimmer; kannst du, mein lieber Sohn, so vermehre nicht ihre Schmerzen.“ Da biß der Heldenknabe seine Zähne übereinander und kein lauter Schrei ward mehr gehört bis zu seinem letzten Seufzer.

Das war die Liebe zur Mutter, welche über die namenlose körperliche Qual triumphirte. Hierin liegt eine Aufklärung über die Aufgabe der Erziehung. Ist harmonische Ausbildung die Hauptsache, so muß dieselbe darauf gerichtet sein, excessive Triebe zu bändigen, indem sie die schwächeren verstärkt. Die Ausbildung des Ehrgefühls wird die Neigung zu phantastischen Lügen ersticken. Der vernünftige Erzieher weiß aber, daß die ganze Reflexionsthätigkeit nichts vermag, wenn sie nicht das Gefühlsleben weckt und hier durch Gegensatz zu Ausgleichung führt. Erwecken edlerer, sittlicher Motive, das ist die ganze Kunst der Erziehung. Bei Annahme des sogenannten „freien Willens“ gäbe es weder eine Kunst der Erziehung noch eine Wissenschaft vom Menschen.

Auch die Leidenschaften sind sehr belehrend über das Wesen des Gegensatzes. Rahel sagt: „Wenn wir einen all unseren besten Anforderungen entsprechenden Gegenstand fänden, würde nur Liebe, nie Leidenschaft entstehen; die Anstrengung, die uns noch übrige Liebe anzubringen, ist Leidenschaft.“ Diese Leidenschaft ist natürlich die heftigste, weil in ihr der ganze Mensch mit all seinen Kräften und Trieben eine Ausgleichung sucht. Welche Wahrheit in den einfachen Worten Othello's:

Doch da wo ich mein Herz als Schatz verwahrt, —
Wo ich muß ganz sein oder gar nicht sein,
Der Quell aus dem mein Leben strömen muß,
Sonst ganz versiegen —!

Die Langeweile ist ein Gegensatz, eine Hemmung der Verwerthung unserer Kraft. Der wahrhaft beschäftigte Mensch kennt sie nicht. Sie ist ein Kind der halben oder der Scheinbeschäftigung. Sie hat den gleichen Ursprung in dem Drang nach Thätigkeit, wie die Leidenschaft in der Liebe. Ich habe Schüler sagen hören, daß ihnen in einer griechischen Stunde der Angstschweiß aus allen Poren heraustrieb.

Weinen und Lachen sind oft Zeichen ausgeglichener Gegensätze. Mit der rinnenden Thräne fühlen wir die Reinigung der Leidenschaft d. h. schwingt sich die edlere Kraft empor und verzehrt wie die hochauflodernde Flamme den Rauch, so die irdischen, sinnlichen Schlacken und niederen Triebe. Die Thräne ist auch ein Zeichen der Sympathie und diese vermag die brennendsten und dumpfsten Schmerzen zu lindern. Der thränenlose Schmerz ist der härteste; sobald das Mitleid der Anderen eintritt, gleicht sich der Gegensatz des eigenen Leids, das uns allein so schwer drückt, schon einigermaßen aus. Wer weint, bemitleidet sich selbst und appellirt an das Mitleid der Anderen. Mit dem Lachen gleicht unser Verstand Widersprüche und Gegensätze aus, die wie ein Zauberbann, von dem sie sich nicht zu befreien vermögen, auf Anderen liegen und deren Nichtigkeit uns urplötzlich klar wird.

Auf diesem ungeheuren Gebiete vermochte ich natürlich nur anzudeuten. Der Gegensätze in uns sind so viele, als Anlagen und Fähigkeiten. Rechnet man noch hinzu das Verhältniß des Einzelmenschen zur Gesammtheit, so steigern sich dieselben ins Unermeßliche. Denn schon die ganze Existenz des Einzelnen beruht auf einem gewissen Gegensatze zu der Gesammtheit und ist doch zugleich wieder Zusammenwirken.

Nur von einem großen Gegensatze, der zugleich wie eine polare Kraft aus dem Zusammenwirken aller unserer geistigen Kräfte resul-

tirt, will ich zum Schlusse noch reden; ich will ihn kurz bezeichnen als den Gegensatz des Denkens und des Gemüths.

Die Eigenthümlichkeit unseres Denkens ist ein unaufhörliches Erneuen, Zersetzen, Verbinden und Wiederauflösen, das Suchen nach einer Einheit, einem festen Punkt, auf welchem wir all unsere Erkenntniß aufbauen könnten und doch je mehr wir uns demselben zu nähern glauben, um so mehr entschwindet er uns. Die Quelle und der Ausgangspunkt unseres reflektirenden Denkens sind die Gesichtsvorstellungen, die wie in einem Spiegel in den vorderen Theilen unseres Gehirns sich fortwährend erneuern, erwecken, fliehen und verdrängen. Wie die Tageshelle die finsteren Spukgestalten der Nacht verscheucht, so vermag das klare Denken oft über die unklaren Regungen unseres Gefühlslebens, das die Phantasie in ihren Dienst nimmt, Herr zu werden. Und wenn uns das größte Unglück betroffen, so hebt und bewegt, beschaut und vereinigt der denkende Geist noch immer die Trümmer, bis er endlich erlischt. Das Denken eröffnet dem strebenden Menschengeschlecht wie den Individuen die Aussicht in die unendliche Ferne. Aeonen werden verfließen, der Enkel des Prometheus wird bauen und fortbauen; so lange noch ein Pulsschlag durch seine Adern vibrirt, wird auch ein neuer Gedanke in seiner Seele aufblitzen.

Der andere Pol ist die Macht des Gemüths, welches sich mit Vorliebe an das Vorhandene, bereits Aufgenommene anschließt und so dem zerstörend und verschmähend weiter eilenden Denken Fesseln anlegt; das Gemüth ist das conservative Element unseres Geistes. Alles was einmal Geltung hatte, was der Verstand einmal anerkannt hatte, das bewahrt es durch seine schützende Macht vor Spott und übereifriger Zerstörung. Ja, je älter und unscheinbarer der Gegenstand, um so heiliger wird er durch den Zauberschein, mit welchem das Gemüth ihn umgibt; die Kinderjahre, die Erinnerungen der Jugendzeit, die Vorzeit, die guten Alten und vor allem die wunderbaren Erinnerungen des ganzen Menschengeschlechts — der Gesang der Engel, der Erlöser unter Palmen wandelnd — und jene

urälteste Andacht, welche erweckt wird beim Aufsteigen der Sterne, die geheimnißvolle Ahnung unseres dunkeln Ursprungs aus den Naturgewalten. Unzählige Gegensätze weben und wirken hin und her zwischen Verstand und Gemüth. Das kränkliche, häßliche, mißachtete Kind, das Kind, welches mit unsäglichen Schmerzen und Nachtwachen erkauft — es ist der Mutter das theuerste. Der geschmähte, geschändete, gelästerte, verfolgte religiöse Glaube — mit immer tieferen Wurzeln hat er sich in die tiefen Gründe des Gemüths eingegraben: dem Gotte, der sein auserwähltes Volk unter dem Druck, dem Haß, der Verachtung der Fremden im Stiche ließ, ihm sang dieses nämliche Volk mit Begeisterung: „Es ist kein Gott, wie unser Gott!" An das Leben, an die Vergangenheit, an die Gräber der Verstorbenen, an den wankenden Thron, an die zerfallenden Altäre bindet den Menschen mit tausend Banden die Macht des Gemüths. Der Verstand kann das ihm werthlos erscheinende Leben wegwerfen, das Gemüth vermag das im Glanze der eigensten Seelenwärme lieblich schimmernde Leben einzusetzen und aufzuopfern für ein höheres Gut, es vermag getreu zu sein bis in den Tod.

An diesen Gegensatz von Denken und Gemüth schließt sich ein anderer, mit demselben vielfach verwachsener, ja analoger, der namentlich in dem Gebiete der Sprache, der Ethik, wie des politischen Lebens zu großer Bedeutung gelangt, nämlich der Gegensatz von Physis und Thesis oder Natur und menschlicher Satzung oder auch Wesentlichem und Zufälligem.

Eigentlich gehört die letztere mehr dem menschlichen Denken an; wie denn z. B. in dem sittlichen Leben des Menschen gar oft das Denken irreleitet, menschlichem verkehrtem Urtheile unser Handeln unterordnet, während uns die natürliche Stimme sagt, daß wir anders handeln sollten. Es ist alsdann das dunkle Gefühl, die Macht des Gemüths, welches sich gegen die durch das Denken ausgeklügelte gesellschaftliche Verpflichtung auflehnt; es ist der einfache, unverfälschte Naturtrieb, welcher rasch und sicher das Richtige ergreift, während der in tausend Rücksichten und Erwägungen sich verirrende Wille

des hochgebildeten Culturmenschen oft gegen die nächsten und natürlichsten Verpflichtungen sich verfehlt und so sich des Dichters Wort bestätigt:

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Dieser Gegensatz wird größere Verständlichkeit gewinnen in den folgenden Abschnitten, wo ich von dem unbewußten Leben und der ethischen Entwicklung des Menschen reden werde, wie er denn auch selbst dem Abschnitte über den Idealismus als Voraussetzung dient.

Man kann sich den Gegensatz von Physis und Thesis am klarsten machen durch irgend ein Beispiel aus dem Sprachleben. Der Begriff des Sehens ist bei allen Sprachen durch ein Wort ausgeprägt; dieses Wort ist aber seiner Lautform nach in den verschiedenen Sprachen sehr verschieden. Das Vorhandensein des Begriffs, das Bewußt werden desselbenund Fixiren durch ein Wort erscheint demnach nothwendig, natürlich, zum Wesen des Menschen gehörig, d. i. Physis; die Form des Wortes als lautliches Gebilde dagegen zufällig, mehr von der Willkür oder nicht direkt dem Begriff entstammenden Verhältnissen abhängig, es ist mehr Thesis. Wenn nun die Erfahrung bestätigt, daß aus dem Begriffe sehen bei allen Sprachen der Begriff wissen sich ableitet, so ist dies wieder etwas Natürliches, Nothwendiges, Physis: Daß dagegen das Lateinische scio sich aus der Wurzel, die dem deutschen schauen zu Grunde liegt, das deutsche Wissen von der Wurzel von video herleitet, das ist wieder etwas scheinbar von Zufällen Abhängiges, es ist Thesis.*)

*) Ich bitte mich hier nicht mißzuverstehen. Gewiß ist die Bildung dieser Worte auch durch unwillkürliches Sprachwerden, also Physis, entstanden. Ich wollte nur den Gegensatz des Wesentlichen oder scheinbar Zufälligen auf einer frühen Stufe nachweisen. Wer sich die äußersten Gegensätze von Physis und Thesis vorstellen will, der möge sich einerseits die Worte Laplace's vergegenwärtigen: „Ein Geist der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kännte, welche in der Natur wirksam sind und die gegenseitige Lage aller Wesen, aus denen sie besteht, würde die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen; nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig. Das astronomische Wissen bietet

(Geiger.) Die Frage, ob die Sprachen unmittelbares Naturwerden oder aus der bewußten Absichtlichkeit der Menschen hervorgegangen seien, hat von jeher die Denker beschäftigt; eine nur einigermaßen ernste Betrachtung muß ergeben, daß dieses größte Wunder der Menschheit fast nur als ein Naturprodukt angesehen werden darf, daß der bewußten Schöpfung nur eine verschwindend kleine Stelle zukommt.

Abstractionen, Systeme, conventionelle Schönheiten in der Kunst, viele gesellschaftlichen Formen und Vorurtheile, staatlicher Mechanismus, Schablone und Phrasenthum in der Literatur, inhaltsleere Ceremonien und äußere Werkheiligkeit in dem religiösen Cultus, Privilegien bevorzugter Stände, Zunftwesen und tausend andere Dinge müssen wir in die Kategorie der Thesis einbegreifen; d. h. wir nennen sie willkürliche, menschliche Satzungen. Alle diese Dinge waren ursprünglich so gut Naturerzeugnisse, wie alles Andere, sie gehören aber einer früheren Entwicklungsstufe an und die fortgeschrittene Cultur hat sie des Lebenssaftes, des harmonischen Zusammenklangs mit den mittlerweile erstarkten und selbständig fortgebildeten anderen Theilen beraubt. Das Wort, welches einst aus der Tiefe des Gemüths in lebenswarmer Triebkraft hervorsproßte, es ist heute inhaltsleere Phrase, das Gesetz, welches früher den Verhältnissen angepaßt heilsam und fördernd sich erwies, es steht heute in Widerspruch mit dem ganzen Lebensinhalt der Zeit, das Pflichtgebot welches in uralter Zeit den Arm des Menschen mit dem Opfermesser bewaffnete, um den Feind oder gar den eigenen Sohn seinen Göttern darzubringen, die heutige Menschheit wendet sich mit

ein schwaches Abbild solcher Erkenntniß." Dagegen halte er die bekannte Bemerkung, daß an dem spanischen Hofe Alles dermaßen durch die Etikette geregelt war, daß man mit astronomischer Gewißheit auf hundert Jahre voraussagen konnte, was die spanischen Könige in jeder Stunde des Tages thun würden, so wird er dort die ganze Welt als Physis, hier die kleine Welt als pure Thesis aufgefaßt finden. — Wer diesen Gegensatz für die Pädagogik verwerthet wissen möchte, der wird vielleicht zu dem Resultat kommen, daß es viel, viel mehr ist, wenn der Schüler weiß, wann und wie Eine Stadt gegründet wird, als wenn er die Namen von zweitausend Städten kennt, und wenn er weiß, was Ein Cäsar gewesen ist, als wenn er deren hundert an den Fingern herzählen könnte.

Grausen davon ab — diese und viele andere Dinge erscheinen uns heute als willkürliche, der Natur und Vernunft widersprechende Satzungen.

Der Gegensatz tritt aber erst dann hervor, wenn die unteren Schichten, die tieferen Harmonieen, das unbewußte Leben herangewachsen sind und nun das einseitig Ausgebildete, das Ueberfeinerte in Denken und Empfinden, die Exclusivität bevorzugter organischer Theile nicht mehr mit der Totalität des Organismus harmoniren kann. Das Aufblühen des Bürgerthums im Mittelalter, sein Widerstand gegen die Adelsgeschlechter und Fürsten, die Reformation, die Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur, die französische Revolution, sie waren alle stürmische Kämpfe der Physis gegen die Thesis. Werthers Gefühlsprotestation gegen die gesellschaftliche Zwangsjacke, Faust's Verzweiflungsqualen über den methodisch langsamen Gang und den abstracten Formelkram der Naturforschung, was sind sie anders als dichterisch verklärte, typische Gestalten dieses inneren Drangs, der des Ursprünglicheren, Einfacheren, Aelteren bewußt wird und nun eine neue Welt der Ausgleichung und Gleichberechtigung gründen will auf den Trümmern des Ausgelebten und Ueberlebten?

XI.

Das Unbewußte.

Sie suchen das Nothwendige der Natur aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen sie Schritt vor Schritt zu der mehr entwickelten hinauf, um endlich den verwickeltsten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erschaffen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen.

Schiller an Goethe 23 August 1794.

„Da hast Recht, Vetter, es wird heutzutage ein solcher Schwindel mit Empfindungen getrieben, daß ein ehrlicher Kerl sich ordentlich schämen muß gerührt zu sein!" So schrieb der zärtliche Wandsbecker Bote an seinen Vetter Andres zur Zeit der Empfindsamkeit und Schwärmerei. Und doch war die Entdeckung dieser allgemeinen Empfindsamkeit das unsterbliche Werk unseres größten Dichters und doch waren „Werthers Leiden" ein unvergleichlicher Akt, ein gewaltiger Wendepunkt, welcher dem echten Gefühl Berechtigung seine Berechtigung in der Poesie zurückeroberte, die es verloren hatte unter der conventionellen französischen Salonpoesie, die in dem „Englischen und Zierlichen" aufging. Und doch war der freilich [illegible] selbst eine empfindungsselige Natur, der mit [illegible] [illegible] Wehmütigkeit [illegible]. Woher also diese [illegible]?

Weil eine jede noch so große und geniale Schöpfung, jedes noch so ideale und erhabene Gebilde von der Menge zu einem Zerrbild und von den [illegible] — den [illegible] oder literarischen [illegible] — zu einem Popanz gemacht wird.

Welch pfiffig, schönes Gefühl hat nicht der gewaltige [illegible] des achtzehnten Jahrhunderts in den Schriften so vieler sogenannter „Philosophen" ausgebeutet! Welche Greuel und welcher Wahnsinn wurden nicht unter dem „Règne de la Raison" nicht schmähliche Tyrannei unter der „Liberté und Fraternité" aus-

„Du hast Recht, Vetter, es wird heutzutage ein solcher Schwindel mit Empfindungen getrieben, daß ein ehrlicher Kerl sich ordentlich schämen muß gerührt zu sein!" So schrieb der redliche Wandsbecker Bote an seinen Vetter Andres zur Zeit der Gefühlsseligkeit und Schwärmerei. Und doch war die Veranlassung dieser allgemeinen Empfindsamkeit das unsterbliche Werk unseres größten Dichters und doch waren „Werthers Leiden" eine literargeschichtliche That, ein gewaltiger Wendepunkt, welcher dem reinen tiefen Gemüthsleben seine Berechtigung in der Poesie anwies gegenüber der verstandesdürren, conventionellen französischen Salonpoesie, die in dem „Schicklichen und Zierlichen" aufging. Und doch war der treffliche Claudius selbst eine empfindungsselige Natur, der wir zuweilen etwas mehr stahlharte Männlichkeit wünschten. Woher also diese Aeußerung?

Weil eine jede noch so große und geniale Schöpfung, jeder noch so ideale und erhabene Gedanke von der Menge zu einem Fetisch und von den Chorführern — den Verstandes- oder literarischen Pfaffen — zu einem Popanz gemacht wird.

Welch plattes, seichtes Geschwätz hat nicht der gewaltige Emancipationsdrang des achtzehnten Jahrhunderts in den Schriften so vieler französischen „Philosophen" ausgeheckt! Welche Greuel und welcher Wahnsinn wurden nicht unter dem „Règne de la Raison", welch scheußliche Tyrannei unter der „Liberté und Fraternité" aus-

geübt! Wieviele unreife Buben, wieviel einer ernsten Lebensführung unfähige Liederlichkeit, wieviel einer erfolgreichen Anstrengung nicht gewachsene Impotenz haben nicht hinter der Rolle kraft-genialer Urmenschen, Faustischen Weltschmerzes, Wertherschen Unverstandenseins ihr klägliches Dasein gefristet! Das Gesetz der Electricität, welch eine wüste Masse unverdauter Naturphilosophie ist nicht aus ihm entsprungen! Das Absolute, das Ding an und für sich — wie viele Jahrzehnte hat nicht süffisante Anmaßung und eitle Selbstüberhebung die große Masse gebildeter und ungebildeter Nachbeter mit diesen Worten zum Besten gehabt, bis man endlich sich zu gestehen wagte, daß hinter diesen Wortschaften kein Sinn verborgen sei! Und wie klar muß nicht heute einem jeden, der sich zur monistischen Weltanschauung aufzuschwingen vermag, der Gedanke sein, daß mit all derartigen negativen Begriffen für uns nichts anzufangen ist. Man versuche es doch einmal alle die Eigenschaften des Nichtseins zusammenzustellen — ich bin überzeugt man wird dicke Bände zusammenschreiben können, deren sich die Scholastik nicht zu schämen hätte, es wird aber nur leeres Stroh gedroschen sein eben weil das Nichtsein — nicht ist. Ganz unter dieselbe Kategorie gehört aber das Unfaßliche, das Unbegreifliche, das Absolute — lauter negative Begriffe. Verweilen wir einen Augenblick bei letzterem, weil er seinem äußeren Wortlaute nach etwas Positives zu enthalten scheint und darum wohl auch so viel Köpfe verwirrt hat — was bedeutet denn absolut? Doch so viel als unbedingt. Das aber ist doch wohl gewiß, daß unsere gesammte Erkenntniß nur dadurch möglich wird, daß wir selbst von den Dingen und zwar möglichst viele Eindrücke erhalten, also von ihnen bedingt werden. Nur gerade so viel vermögen wir von den Dingen zu erfassen, als wir selbst von ihnen bedingt werden und als wir in einer fortgesetzten Reihe dieselben eins von dem anderen bedingt annehmen dürfen. Geht nun unser Denken in fortgesetztem Causalitätsrückschließen in eine noch so dunkle Vergangenheit zurück, gelangt es zu noch so einfachen Verhältnissen, aus welchen sich allmählich die unendliche Mannigfaltigkeit der Er-

scheinungen gebildet hat, immer können wir gerade nur so viel fassen und erkennen, als uns bedingt d. h. in einem ursächlichen Verhältnisse zu stehen scheint. Die Grenze unserer Vernunft und unserer Erkenntniß ist da, wo beide ermatten, wo wir uns sagen: Der Stoff war von Ewigkeit! Keinen anderen Werth haben die Worte: Das Absolute oder das Ding an sich. Sie sind beide negative Begriffe, sie bezeichnen was wir nicht zu fassen im Stande sind, sie existiren für uns nicht. Ebenso verhält es sich mit dem Begriffe unendlich, mit welchem schon so viel gespielt, gerechnet und phantasirt worden ist. Nur das was sich in diesem beschränkten Mikrokosmus, dem menschlichen Geiste, wie in einem Focus sammelt von den Dingen außerhalb, das allein vermögen wir zu begreifen. Die Myriaden von Welten, deren Licht aus Entfernungen kommt, die es nur in Millionen von Jahren zurückzulegen vermag, sie geben uns einen Maßstab für noch viel zahlreichere Welten, deren Licht auf dem ungeheueren Wege vielleicht ganz erlischt, für Welten, die, in einer unbegreiflichen Menge vorhanden, vielleicht gar kein Licht ausströmen, für Räume, die noch jenseits aller dieser Dinge in ungeheuren Fernen liegen, „wo die kühne Seglerin Phantasie ein muthloses Anker" werfen muß. Das Eine ist gewiß, daß es in dem Wesen unseres Geistes, eines endlich beschränkten, nur den Wirkungen von Außen zugänglichen Theils des Alls liegt, nur gerade soviel begreifen zu können, als auf ihn einwirkt. In dem Wesen der Erkenntniß, des Begreifens liegt es also, daß nur das Begrenzte für sie existiren kann. Alles Uebrige liegt außerhalb ihres Bereichs; was damit ist, können wir niemals erfahren, weil wir damit das Mittel der Erkenntniß, dessen Voraussetzung die Begrenzung ist, aufheben müßten. Wir vermögen mit unserer Phantasie jene äußerste Grenze, woher noch Licht zu unserem Auge und in unsere Seele dringt, ins Ungemessene zu erweitern; aber damit vermögen wir von dem Unendlichen auch noch nicht ein Theilchen abzubrechen, weil dies eben ein negativer Begriff ist und, so wenig wie das Reich des Nichtseins durch das Sein, reducirt oder beschränkt werden kann. Es ist also kein unauflösliches

Mysterium, in welchem wir uns beständig bewegen, sondern einfach eine Grenze unseres eigenen Wesens, die wir mit jenem Worte bezeichnen.

Es ist mit derartigen Worten, bei denen man sich doch immer etwas Bestimmtes denken müsse, wie man wähnte, auch viel Schwindel getrieben worden und hat man mehr als einmal versucht, mit negativen Begriffen positive Data und Thatsachen aufzulösen und zu erklären, was natürlich niemals gelingen kann. Etwas ganz Verwandtes ist es, was ich in diesem Aufsatze besprechen will. Wenn Schopenhauer in seiner genialen Unterscheidung zwischen Willen und Intellect einen Jahrtausende alten Irrthum der Menschen zuerst siegreich widerlegte, den Irrthum nämlich, daß alles menschliche Thun mit Bewußtsein geschehe, so hat es nicht lange gedauert, bis eine Zahl von Nachtretern und Nachbetern diesen genialen Gedanken in eine scholastische Formel verwandelten, mit der sie alle möglichen Dinge zu erklären vermeinten, ohne etwas anders zu thun, als leere Worte an die Stelle unbekannter Erscheinungen zu setzen.

Das Unbewußte, die Lehre vom Unbewußten ist es, die ich im Auge habe. Das ist auch nichts weiter als ein negativer Begriff, der die Sphäre aller der Erscheinungen unseres Geistes ausschließt, bei denen bewußtes d. h. reflektirtes Denken das Resultat unseres Empfindens und die Triebfeder unseres Handelns ist. Aber wenn ich sage: das Unbewußte thut dies, das Unbewußte thut jenes, was in aller Welt ist damit für uns erklärt oder aufgeschlossen? Diesen negativen Begriff, diese unbekannte Sphäre gilt es in bestimmte, positive Einzelheiten aufzulösen, wenn erreicht werden soll, daß wir mit unserem lichtdurstigen und lichtgewohnten Auge nicht in einen dunkeln Raum hinabstarren, in welchem wir gar nichts zu erkennen vermögen! Dieses in Kürze und möglichst klar darzustellen, soll im Folgenden versucht werden.

Ich erinnere mich, wie ich nach sechswöchentlicher Ferienreise in meine Wohnung zurückkehrte, an welcher zwei Stufen vor dem Eingange durch eine einzige ersetzt worden waren, daß ich mehrere

Monate beim Herausgehen einen falschen Tritt that. Woher dieses? Mein Fuß wußte oder glaubte zu wissen, daß eine niedere Stufe unmittelbar an die Schwelle anschließe. — Dies nennt man, sich dabei beruhigend, Gewöhnung; es ist unbewußtes Leben, welches in einer früheren Zeit durch die bewußte und aufmerksame Geistesthätigkeit angeeignet wurde:

Hieher gehört die enorme Menge aller unserer mechanischen Körperthätigkeiten, die wir als Kinder mit vieler Mühe bewußt erlernt haben. Auffallend werden uns derartige unbewußte oder mechanische Bewegungen nur, wenn sie durch irgend einen Zufall zweckwidrig wirken, wie in obigem Beispiele oder wie wenn wir ein Gefäß, das wir für voll hielten, leer emporheben und wir es mit übertriebenem Ruck emporschnellen. Bekannt ist ja auch, daß alle mechanischen Verrichtungen leichter von Statten gehen, wenn sie nicht durch Denken gestört werden, wie wir ja z. B. über die Orthographie eines Wortes unsere mechanisch schreibende Hand um Aufklärung ersuchen.

Die Wunderkraft der Einübung zu mechanischer Fertigkeit mögen wir bei genauem Aufmerken in vielen Fällen staunend erwägen. Der Clavierspieler, der Auge und Hand so trefflich in langer Uebung geschult hat, daß er ein Musikstück prima vista zu spielen und sich dabei noch mit Anderen zu unterhalten vermag — welch classisches Beispiel der unbewußten Thätigkeit!

Ich selber bin ziemlich zerstreut, Schulmeister haben dies Privileg. Nun ist es mir mehr als einmal begegnet, daß ich einen Schüler seine Lection abhörte, ihn corrigirte — wohlgemerkt auch wenn es ein mir ganz fremder Lesestoff war — und daß ich dabei an etwas ganz anderes dachte, was mich aufs Höchste überraschte, wenn mein Geist von seiner Abwesenheit zurückkehrte. Und es ist mir dabei immer sehr klar geworden, wie doch das Schulmeistern zu einer mechanischen Thätigkeit werden, wie das Organ des Schulhaltens zu functioneller Thätigkeit sich ausbilden kann oder mit anderen Worten, wie der Schulmeister Gefahr läuft, wie das Volk so treffend

sagt, eine Maschine zu werden. Ich berichte dieses als ein immerhin sehr merkwürdiges Ineinandergreifen wohlgeübter Organe: daß der Klang lateinischer und französischer Worte und Satzbildung — ohne durch das Bewußtsein zu gehen, im Stande ist, die adäquaten Worte und Satzbildungen im Geiste wach zu rufen, sie zum lautlichen Ausdruck zu bringen, während das bewußte Leben mit etwas ganz anderem beschäftigt ist.

Diese Beispiele mögen genügen. Jeder denkende Leser wird sie durch zahlreiche, analoge Fälle aus seinen eigenen Erlebnissen zu vervollständigen im Stande sein. Wie gesagt, am anschaulichsten wird immer das Beispiel des gewandten Klavierspielers sein, bei welchem das notenlesende Auge in solchen direkten Rapport mit der tastensuchenden Hand gezüchtet ist, daß die geistige Bewußtheit, das Centralorgan, dabei gar nicht oder doch nur sehr wenig in Mitleidenschaft gezogen wird.

Die Theorie des Unbewußten ist eine durchaus nothwendige Ergänzung, ein integrirender Theil der Entwicklungslehre. Dies wird sich aus folgender Betrachtung ergeben.

Bei den primitivsten Formen des animalischen Lebens, wie wir dieselben S. 152 als zusammenhängende einfachen Zellen angenommen haben, tritt ein gewisser Grad von bewußter Empfindung und damit zusammenhängend ein gewisser Wille in die Erscheinung. Das centrale Leben ist durchaus noch nicht vorherrschend. Zerreißt man die Zellenverbindung, so lebt jeder einzelne Theil ein gleichartiges selbständiges Leben weiter.

Die Steigerung des centralen Bewußtseins ist eine Folge der Entwicklung. Sobald der Zellencomplex sich z. B. an der Peripherie differenzirt, muß nothwendig die Bewußtheit der centralen Zellen ebenfalls eine wenn auch noch so unmerkliche Modification erleiden. In dem Maße wie das peripherische Leben für die äußeren Reize empfänglicher, in dem Maße wie dasselbe den inneren Impulsen durch Bewegungsreactionen zu gehorchen befähigter wird: in demselben Maße erhöht sich das centrale Bewußtsein. Die Einheit dieses

Bewußtseins entspricht ganz genau der jeweiligen Entwicklungsstufe des Organismus.

Lassen wir das helle Licht unseres heutigen, menschheitlichen Voranschreitens auf jene dunkle Urzeit fallen. Jeder Fortschritt wird bedingt durch folgende drei Factoren: Störung der Indifferenz unseres Bewußtseins durch einen von außen wirkenden Druck; Bewußtwerden einer Unvollkommenheit unseres Seins; Anspannung unserer Kräfte durch den Willen, um diese Unvollkommenheit auszugleichen. Ist das Ziel erreicht — man mißverstehe mich nicht, es braucht keineswegs ein klar gewußtes zu sein —, ist die neue Befähigung erworben, so tritt diese in das unbewußte Leben ein; wir d. h. der einzelne Mensch oder die Gemeinschaften thun so, weil wir nicht anders wissen und können, es ist ein mechanisches oder besser organisch anererbtes und angewöhntes Leben. Consuetudo fit altera natura, das war den Menschen schon instinctiv erkannte Wahrheit. So erhalten Generation um Generation neue Aufgaben, die in dem bewußten Leben sich reflektiren, bis sie erfüllt sind, um dann in das unbewußte Leben zurückzutreten, als Befähigung, instinctives Thun u. s. w. zu wirken. Jeder Schritt hat aber zugleich eine allgemeine Wirkung, nämlich gesteigerte Helligkeit des Bewußtseins und gesteigerte Kraft zum Weitervoranschreiten.

Das bei aller Entwicklung waltende Gesetz, daß eine jede erworbene Befähigung immer geläufiger, einfacher, rascher, vollkommener in den folgenden Generationen sich vollzieht, dieses nämliche Gesetz ist auch die einfache Erklärung des unbewußten Lebens, des Fundamentalprincips körperlicher und geistiger Fortentwicklung.

Von Stufe zu Stufe hat der stets vom Einfachen zum Complicirten voranschreitende Organismus mit dem Grade geistigen Bewußtseins, der ihm auf jeder Stufe eigen war, dies oder jenes Organ zu größerer Vollkommenheit gezüchtet, es zu stärkerer Gegenwirkung gegen die umgebenden Medien, zu größerer Harmonie mit den übrigen Organen herangebildet. Das mit Bewußtsein Erreichte trat nachmals immer mehr in das unbewußte Leben ein und wurde schließlich

zur Function. Es sind demnach die allerursprünglichsten körperlichen Thätigkeiten des vielgegliederten Organismus am meisten in das Dunkel des Unbewußtseins eingehüllt.

Gerade so ist es bei den gesellschaftlichen Organismen mit den Sitten, nationalen Eigenheiten, u. s. w.

Ich will versuchen, dieses Gesetz durch ein Bild zu veranschaulichen. Ich stelle mir den Lebensgeist des Menschen in seinem gesunden, indifferenten Verhalten vor wie einen Kapellmeister, der ein Musikstück executiren läßt. In größter Seelenruhe taktirt er, hie und da den einzelnen Instrumenten das Zeichen zum Einfallen gebend, man bemerkt kaum eine Anstrengung oder Aufregung an ihm; denn erstens sind seine Musiker in alter Tradition erzogene, ausgezeichnete Künstler, zweitens hat er sie in den Einzelproben vortrefflich einstudirt und es geht jetzt in bester Harmonie und ausgezeichnetem Zusammenwirken. Nur hie und da wird er etwas lebhafter mit mit seinem Taktstock wenn ein animato oder accelerando verlangt wird (Arbeit und Anstrengung) oder wenn eine fermate, eine Pause oder sonstige Figur das ganze Orchester vom Taktstock abhängig macht (Körperliche Bedürfnisse). Aber sieh! auf einmal wird er unruhig, seine bisher so gelassenen Gesichtszüge werden erregt, er wendet sich zu den Posaunen, mit aller Macht taktirt er dorthin, er ruft ihnen zu, seiner Anstrengung gelingt es endlich, diese eine Zeitlang durch schleppendes Spiel das Ganze bedrohenden Instrumente wieder in den richtigen Rhythmus zu bringen und nun gewinnt er wieder seine alte Ruhe und Sorglosigkeit.

Der letzte Fall tritt ein, wenn durch eine Störung des harmonischen Spiels unserer Organe, durch Krankheit, die unbewußte Function gestört wird; dann macht sich das leidende Organ geltend, die aufgehobene Harmonie läßt das Unbewußte durch Schmerzgefühl wieder zu unserem Bewußtsein gelangen. „Haben Sie einen Magen?“ so fragte mich einst ein kräftiger Rheingauer Weinproducent, „ich bin achtzig Jahre alt geworden und habe niemals erfahren, daß ich einen besitze!“

Um denn doch auch das sexuelle Leben, mit welchem die Lehre vom Unbewußten am meisten paradirt, nicht ganz zu übergehen, will ich kurz folgende drei Fälle gegenüberstellen: 1) Die Unbefangenheit, mit welcher das Kind die durch gesellschaftliche Anstandsbegriffe verpöntesten Dinge sagt. Naivetät des Naturmenschen. 2) Die süße Befangenheit, das zarte Schamgefühl, das stillsehnende Verlangen welches sich in dem Erröthen, dem träumerischen Gefühlsleben der aufblühenden Jungfrau kundgibt. Herrschaft des Unbewußten. 3) Die Prüderie, die Aengstlichkeit mit der so manche fromme Seelen z. B. im Unterrichte um geschlechtliche Dinge herumgehen, zeugt laut dafür, daß die Wollust schon mit brennenden Farben die Bilder der Unzucht in ihr Bewußtsein gemalt, da jede leise Erinnerung im Stande ist, dieselben zu erwecken. Bewußtes Leben.

Es ist nun eigentlich natürlich, daß das Meiste von allem dem was wir thun und sind, gerade im unbewußten Leben liegt; das Wenigste, wie Schopenhauer sich ausdrückt, erst durch den Intellect in den Willen übergeht. Ja ich bin fest überzeugt, daß noch vieles, was dieser Philosoph als bewußt-reflektirtes Thun ansah, noch innerhalb des Gebiets des Unbewußten zu setzen wäre. Das Denken mit Worten, das Reden, das Uebersetzen aus Einer Sprache in die andere, wie oft geschieht es nicht auf eine durchaus gedankenlose, mechanische Weise! Sind wir nicht im Stande, ein ganzes Buch durchzulesen, während unser Geist mit etwas Anderem beschäftigt war? Daß uns in einem bestimmten Falle gerade dies besondere Wort einfiel, welches unser Denken erleuchtete, das war wohl von unserem Willen unabhängig, stammt also doch auch aus dem unbewußten Leben. Ja die ganze Sprache mit ihrem enormen Wortreichthum und der noch viel, viel gewaltigeren Masse von daran geknüpften Vorstellungen, sie ruhen in unserem unbewußten Leben und sie treten nur in einzelnen Theilen und besonderen Complexen vor unser Bewußtsein. Alles dieses aber was in uns lebt und wirkt, von dem dunkelsten Empfinden an bis zu den specialisirten Gefühlswahrnehmungen der höheren Organe, von der einfachen Vorstellung

des Gefühls oder Gehörs bis zu der scharfen, mathematisch abgewogenen Wortidee — es war einmal auf einer früheren Stufe bewußtes Leben, welches so wirkte, daß es den Centralwillen bestimmte oder das Bewußtsein ausschließlich beherrschte.

Bei der ungeheueren Ausdehnung dieses Gebiets wird es gut sein, sich an das Einzelne zu halten um daran die Wirksamkeit des Gesetzes sich recht zu veranschaulichen. Wir erhalten die Nachricht, daß ein uns theures Wesen, ein Vater oder ein geliebter Freund plötzlich gestorben ist. Die Nachricht wirkt wie ein gewaltiger Schlag in das unbewußte Leben in seiner Gesammtheit, jede Fiber und Faser, die einst durch Sympathie erregt ward, wird leidend mit erschüttert. Aber der Schmerz ist, wie wir sagen, ein dumpfer oder stumpfer. Nun aber beginnt Tag um Tag sein Haupt zu erheben, jede Stunde, jede Minute erinnert uns an das was dieser Vater, dieser Freund uns war, aus der Tiefe des Unbewußten steigt der Verlust hervor und wird jedesmal zu einem bewußten nagenden Schmerz. Ja selbst die Sonne, die emporsteigt, versucht vergeblich, das Dunkel unserer Seele zu erleuchten; wir sagen mit Göthe: „Der einz'ge Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen“.

Bei jeder Gewöhnung, bei jeder Leidenschaft, bei jeder durch eine normale Wiederkehr zu einiger Bedeutung gelangten Disposition unseres Wesens wirkt diese Kraft. Hier gilt das französische Sprichwort: Il n'y a que le premier pas qui coûte; denn jeder erste Schritt wirkt mit der Kraft des Unbewußten auf den zweiten ein und in dieser Summirung und Häufung vermögen die einzelnen Schritte ein bedeutendes Uebergewicht in unserem Willen zu erlangen. Da mag schon mancher, der sich eine üble Gewohnheit abthun wollte, verspürt haben, was Mephistopheles meinte:

'S ist ein Gesetz der Geister und Gespenster,
Wo sie herein sind müssen sie hinaus.

Daß dies die wahren Mächte sind, die unser Leben beherrschen, das hat Göthe an einer anderen Stelle besonders anschaulich ausgesprochen: „Ich habe in der Welt viel versucht und immer ge-

funden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menschen; selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermissen wir ungern. Ich quälte mich einmal eine Zeit lang mit einer Wunde, die nicht heilen wollte und als ich endlich genas, war es mir höchst unangenehm, als der Chirurg ausblieb, sie nicht mehr verband und das Frühstück nicht mehr mit mir einnahm". Und den sittlichen Verfall Roms kennzeichnet Tacitus in seiner kernigen Weise in folgenden Worten: Subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo et invisa primo desidia postremo amatur. Der Sclave gewöhnt sich an die Ruthe, er vermißt sie, wenn er freigelassen wird.

Gar mancher dichterische Reichthum, gar manches Zaubergärtlein der Romantik verdankt dem Bewußtwerden durch Verlust oder Gefahr des Verlustes seinen Ursprung.

Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!

so schildert Klopstock einen Augenblick, wo er auf der Eisbahn dem Ertrinken nahe war. Die Helden der Vorzeit, die gute alte Zeit, die Herrlichkeit des Mittelalters, die Erinnerungen der Kinderjahre, der fromme Glaube, der einst die Menschen beseligte, die Einfalt und Kindlichkeit des Landlebens — sie treten in das Bewußtsein und nehmen dichterische Gestalt an, wenn in dem Voranschreiten der Entwicklung diese früheren Stufen überwunden sind und uns als verlorene Güter erscheinen. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß der höchste Lebensreiz in dem Gefühl der Vergänglichkeit liegt, welches uns das Glück der Gegenwart allein zum Bewußtsein führt und bin darin in vollem Einklang mit Rückert, wenn er sagt:

Die Seele vom Genuß, o Freund, ist dessen Kürze,
Die Furcht des Todes ist des Lebens starke Würze.

Die Sage vom goldenen Zeitalter — sie ist das natürliche Ergebniß einer Epoche, in welcher die socialen Verhältnisse festere Form annahmen und damit das Bewußtsein einer früheren natürlichen Unabhängigkeit, eines Gemeinbesitzes, einer größeren Gleichheit der

Menschen hervortrat. Die homerischen Lieder von den gewaltigen Heroen der Vorzeit, sie erwachen erst, da mildere Sitten jene alten Zustände in einem romantischen Zauberlichte erscheinen lassen. Die Lieder vom König Artus, der Hauptinhalt der mittelalterlichen Poesie, sie enthalten die wehmüthige Klage um die verlorene celtische Nationalität, die vor der Kraft und Energie der germanischen Einwanderer immer mehr zurückweichen mußte. Dagegen singen die Ritter des Mittelalters nur ausnahmsweise Turniere und Kämpfe, Kreuzfahrten und kühne Abenteuer, das war der Inhalt ihres Lebens, er spiegelte sich darum nicht in dem Reflex des Bewußtseins, wohl aber singen sie den Winter und sein Leid, den Sommer und seine Freude und variiren in ziemlicher Eintönigkeit das Thema der Minne. Der Glanz des Ritterthums, seine Herrlichkeit und seine Großthaten durchdringen erst das poetische Bewußtsein der modernen Welt, welche eine neue Ordnung der Dinge anerkannte und von Ariosto's Meisterwerk bis auf Walter Scott herab spiegelt sich die vergangene Zeit in wunderbaren Farben in dem gegensätzlichen Lichte der jenen Zuständen entfremdeten Menschheit. Daß das deutsche Nationalbewußtsein unter dem Drucke der Fremdherrschaft erstarkte, sich sammelte und schließlich siegreich hervorbrach, habe ich schon erwähnt und es hat nach dieser Auffassung die oft erwähnte Thatsache nichts Wunderbares, daß die deutsche Einheit zuerst durch das Wort und Lied seiner Denker und Dichter vorbereitet wurde, bevor ihr die gewaltige Sehnsucht des deutschen Volkes auch in der politischen Gestaltung des Reichs den thatsächlichen Ausdruck in der Wirklichkeit verlieh.

Die hohe Freude der Wiedergeburt unseres Volkes, wir haben sie mit Bewußtsein erlebt. Und ich möchte hier als ein analoges Gegenbild des individuellen Lebens anführen, wie nach langer Krankheit der Genesende in dem allmählichen Wiederkehren der geschwächten Kräfte, in der wieder sich erneuernden früheren Thätigkeit und Antheilnahme an den äußeren Dingen auch ein zweites Werden, eine zweite Geburt erlebt, indem alle die einzelnen Fähig-

keiten, die früher in dem unbewußten Leben zusammenwirkten, von ihm mit Bewußtsein wieder angeeignet werden.

Wir hätten demnach das große Naturgesetz nach seinen Haupterscheinungen etwa folgendermaaßen zu formuliren: In dem thierischen Leben erwächst jede neue Differenzirung, insofern sie eine Vervollkommnung und Weiterbildung ist, aus dem Gesammtbewußtsein der vorausgehenden Stufe der Bildung. Das Neu-Erworbene wird allmählich durch Gewöhnung zu einer functionellen Thätigkeit, es tritt in das unbewußte Leben ein, harmonirt alsdann mit allen übrigen Organen und Functionen, sowie mit der umgebenden Außenwelt. Jede Störung dieser Harmonie vermag die unbewußte Thätigkeit wieder bewußt werden zu lassen. Die Grade des Bewußtseins sind natürlich außerordentlich verschieden. Wir müssen annehmen, daß die ersten und einfachsten Thierformen eben nur ein leise aufdämmerndes Empfindungsleben haben, daß diese Empfindung wohl auch das plastische Leben umfaßt, daß das Gemeingefühl der zusammengelagerten Zellen außerordentlich schwach ist, daß vielmehr ein möglichst diffuses Empfinden anzunehmen ist. Auf der Bahn der voranschreitenden Entwicklung treten nun allmählich höher entwickelte und differenzirte Organe hervor, in denen ein feineres Empfinden und zugleich ein vollkommneres Bewegen im Dienste des Centralwillens sich ausbildet. Stets reichere Berührung mit der Außenwelt und stets gesteigerte Centralisation des Empfinden und Wollens sind ja offenbar die Zielpunkte jeder Entwicklung. Wie wir nun als die charakteristische Eigenschaft des Empfindens die Solidarität des Ganzen und der Theile angenommen haben, so ist einleuchtend, daß die jeweilige Vervollkommnung eines Einzelorgans nur durch die auf dies bestimmte Ziel gerichtete Thätigkeit des Gesammtorganismus ermöglicht werden kann. Wir müssen uns also die voranschreitende Entwicklung als ein stufenweises bewußtes Erziehen denken, wobei wie hin der Erzieung des Menschengeschlechts, einzelne Eigenthümlichkeiten in bestimmten Zeiten hervortreten, während die übrigen mehr im Hintergrunde bleiben, theilweise modificirt werden, zur Erreichung

des augenblicklich Gewollten ihre Kraft einsetzen und sich accommodiren. Ist nun dieses Ziel erreicht, ist das Organ bis zu der gewollten oder erreichbaren Grenze vervollkommnet, so tritt es, wie gesagt, in das unbewußte Leben ein, da die Aufmerksamkeit des Centralwesens nun auf eine andere Vervollkommnung sich richtet, wobei nun seinerseits das eben vervollkommnete Organ mit in den allgemeinen Dienst eintritt.

Ist diese Auffassung richtig, so geht daraus zweierlei hervor, nämlich:

1) Daß gewisse Functionen und Empfindungen als frühere Stufen mehr in der Tiefe des unbewußten Lebens gebettet sind, als andere. Die wichtigen Organe der Ernährung und Assimilation — Magen, Lunge und die Organe des Blutumlaufs — sie fungiren so, daß von einem Bewußtwerden und Einfluß des Willens durchaus nicht die Rede ist. Denn auf diesen ehemals bewußten Thätigkeiten haben sich im Verlaufe von enormen Entwicklungszeiten neue und immer neue Befähigungen aufgelagert, welche ebenfalls in das unbewußte Leben eingetreten sind. Aufgabe der Wissenschaft ist es nun mit Hilfe der zahllosen, vielgestaltigen Thierformen zu constatiren, in welcher Reihenfolge die Einzelorgane und Befähigungen des Organismus sich herausgebildet haben, so daß unser Wissen in der Entwicklung nicht nur die Verschiedenheiten der äußeren Formen, sondern gleichzeitig des dadurch bedingten geistigen oder Empfindungslebens allmählich sich anzueignen lerne.

2) Ebenso klar ist, daß das unbewußte Leben in seiner von Stufe zu Stufe vervollkommneten Thätigkeit eine Gesammtwirkung haben muß, welche sowohl das Centralbewußtsein zu stets höherer Klarheit steigert, als auch die Befähigung der schützenden, erhaltenden, vervollkommnenden Willensäußerungen immer mehr erhöht.

Beispiele: Der Sprachvorrath, der in unserem unbewußten Leben ruht, er wirkt in einer Weise erhellend und erleuchtend, daß sobald ein bestimmtes Wort vor unser Bewußtsein tritt, dieses Wort alsbald von einer Zahl von Worten und Vorstellungen beleuchtet wird —

sie hat die Vorwelt, das Volk, die nächste Vergangenheit, die Eltern, wir selbst zur Geläufigkeit heranentwickelt — die zwar nur an der Schwelle des Bewußtseins stehen, die aber trotzdem ein bedeutendes Licht ausstrahlen und unser Bewußtsein befähigen, dahin oder dorthin sich zu wenden, um noch stärkeres Licht aus der Tiefe hervorzuholen.

Der wohlgezüchtete Formsinn des Architekten, das wohlgeübte Auge des Malers, das feingebildete Ohr des Musikers — sie erfassen in einem Moment, welcher Fehler an diesem Hause, diesem Gemälde, diesem Tonstücke ist. Der Laie kann sich lange abmühen, bis er es findet.

Der Schlachtenlenker hat das Bewußtsein der numerischen Stärke seines Heeres, der physischen und moralischen Leistungsfähigkeit seiner Soldaten, der taktischen Befähigung der einzelnen Truppentheile, der Wirkung der einzelnen Waffengattungen u. s. w. Er wird also in entscheidenden Augenblicken einen bestimmten Angriff, eine zweckmäßige Bewegung anordnen, die aus dem Ueberblick über die Lage und der Fühlung mit all den einzelnen Factoren hervorgeht.

Dies letztere Beispiel mag auch ein Bild der selbständigen Bewegungsfähigkeit der einzelnen Theile, des Partialbewußtseins geben. Einer Truppenabtheilung ist eine besondere Aufgabe, die von der Centralleitung nicht vorgesehen wurde, im Drange der Verhältnisse zugefallen. Sie wird diese nun mit aller ihr innewohnenden — durch langjährige Uebung herangebildeten — Leistungsfähigkeit ausführen. Damit sind zu vergleichen alle die unwillkürlichen Bewegungen welche wir zweckmäßig ausführen, ohne daß unser Centralbewußtsein dadurch in Anspruch genommen wird, wie wenn wir beim Falle die Arme vorstrecken, mit den Augenlidern blinzeln u. s. w. Ich erwähne nur die auffallendsten Dinge, denn es gibt derartiger unwillkürlicher Bewegungen eine Unzahl, von denen wir gar nichts wissen, weil sie in der Tiefe des unbewußten Lebens vorgehen.

Das Partialbewußtsein regulirt als unbewußtes Leben nicht nur die Thätigkeit und Functionen der einzelnen Organe, es reflektirt

auch auf unser Centralbewußtsein in verschiedener Weise, wofür ich wieder besondere Fälle anführe.

1) Hat der Theil einen bestimmten Bewegungstrieb, der ihm aus früheren Stufen angezüchtet ist und widerspricht dieser Trieb einem von dem Centralbewußtsein gewollten Zwecke, so gelangt er selbst zum Centralbewußtsein und wird durch den Willen umgezüchtet. Das wissen die Klavierspieler, welche aus der sympathischen Bewegung der linken Hand eine vollständige Unabhängigkeit derselben von den Bewegungen der rechten Hand heranbilden wollen. Das beweisen auch die religiösen Kämpfe, welche mit Strömen Blutes zuerst das alte Heidenthum dem Christenglauben unterwarfen und dann die neue reformatorische Idee gegen die starren Traditionen des Autoritätsglaubens beschützen mußten. Wie viel schöne Sitten, Gebräuche, Gesetze u. s. w. sind zu Unsinn und Plage geworden, weil sie als partiales, unbewußtes Leben in eine neue Entwicklungsstufe hineingetragen wurden, mit der sie in direktem Widerspruch standen. Da gilt das Wort Goethe's: Weh dir, daß du ein Enkel bist!

2) Nicht bloß zu gehorsamer Ausführung der gewollten Zwecke des Centralbewußtseins — also nicht bloß zu vollkommenster Bewegungsfähigkeit — sind die Theile da. Unsere Sinnesorgane nehmen auch in jeder Secunde eine Fülle von Wahrnehmungen auf, die sie dem Centralorgan zuleiten. Es muß stets eine gewisse Stärke der Motive vorhanden sein, damit letzteres seine ganze Aufmerksamkeit d. h. das volle Bewußtsein auf diese Wahrnehmung richte. Wir können unbewußt uns aus einer unbequemen Stellung oder Lage entfernen, unbewußt essen oder trinken, unbewußt reden und Befehle geben, wenn wir gerade mit einem bedeutenden Problem beschäftigt sind. Fühlen wir aber plötzlich einen stechenden Schmerz, sehen wir ein Feuer u. s. w. so treten diese Partialempfindungen augenblicklich in die volle Helle des Centralbewußtseins. So ists denn auch in den größeren Organismen, den Völkern und Staaten. So lange friedliche Zustände sind, vermögen die Theile in ruhiger, angewöhnter Bewegung gleichsam ein unbewußtes, unabhängiges Leben zu führen.

Tritt aber ein Nothstand, ein äußerer Feind auf, so suchen sofort alle Theile ihren Halt in dem Mittelpunkte des Ganzen, welcher in energischer Sammlung alle Kräfte dieser Theile zu einheitlicher Wirkung und Entladung nach außen verwendet. Da tritt also ein Totalbewußtsein hervor, indem das Centralbewußtsein sich aller ihm zu Gebote stehenden Theile erinnert und jeder einzelne Theil seine Kraft in dem Zusammenhange mit dem Ganzen findet.

3) Das Partialbewußtsein kann auch so mächtig werden, daß es die Harmonie des Ganzen stört, daß das Centralbewußtsein beeinträchtigt oder verdunkelt wird, daß ein falscher Mittelpunkt sich geltend macht. In dem individuellen Leben gehören hierher die sittlichen Verirrungen, Leidenschaften u. s. w. Ferner die verschiedenen Formen des Wahnsinns, fixe Ideen, Monomanie u. s. w. Im staatlichen Leben hätten wir hieher zu zählen das Ueberwuchern der Parteien — Carthago, die Gallier, die modernen Franzosen —, das parasitische Anwachsen einzelner Körperschaften — Hierarchie, polnische Aristokratie — und Armeen wie jene Wallensteinische von der Schiller sagt:

> Fremdlinge stehn sie da auf diesem Boden,
> Der Dienst allein ist ihnen Haus und Heimat,
> Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland ....
> Doch alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
> Ein Einziger durch gleiche Liebe und Furcht
> Zu einem Volke sie zusammenbindend.

Durch solche Heere verlor das alte Rom seine Freiheit. So lang es in Italien Kriege führte, war es leicht, die Feldherrn zu beaufsichtigen und die Heere blieben in lebendigem Zusammenhang mit dem Vaterlande. Die Kriege in fernen Erdtheilen ließen das heimatliche Gefühl ersterben, gewöhnten die Soldaten an die Person des Feldherrn, der ihnen Alles ward und so wurden die Heere Werkzeuge der Ehrgeizigen zur Unterdrückung des Vaterlandes.

Eine wichtige Aufklärung fällt aus dieser Theorie des Unbewußten auch auf das Princip der Kreuzung, wie ich dasselbe S. 37 kurz skizzirt habe. Verschiedene Individuen, Organismen,

Gemeinschaften eignen sich in ihrer individuellen Entwicklung besondere Formen des unbewußten Lebens an. Je mehr auf diese Formen sich aufbaut, je mehr daraus sich weiter entwickelt, um so fester werden dieselben, um so mehr gehören sie zu dem innersten Wesen der Individuen und Gemeinschaften. Das Entgegentreten einer grundverschiedenen Entwicklung, eines nach einer anderen Seite ausgebildeten unbewußten Lebens erweckt Reflexion und bringt durch den Gegensatz das Unbewußte wieder in den Kreis des Bewußtseins. Dafür wieder verschiedene Beispiele.

Die Fruchtbarkeit der Sprachstudien für den jugendlichen Geist liegt hauptsächlich in Folgendem. Wir sind gewohnt, in einem bestimmten Worte, das wir von Kind auf in der Muttersprache erlernt haben, einen gewissen Complex von Vorstellungen, Anschauungen u. s. w. zusammen zu binden. Die Gewöhnung läßt dies Wort nun so mit unserem unbewußten Leben verwachsen, daß wir glauben, es könne gar nicht anders gedacht werden. Nun tritt uns in der fremden Sprache ein zwar ähnliches, aber durchaus nicht congruentes Wort entgegen; die beiden messen sich aneinander, die Folge ist ein bewußtes Auflösen und Wiederzusammenbinden der in dem Worte zusammengefaßten Merkmale. Mit anderen Worten, die unbewußten Denkformen treten aus ihrem Dunkel hervor in die Helle des Bewußtseins.

Unbewußte Lebensformen, welche durch Gewöhnung zu Eigenheiten, Sonderbarkeiten, verschrobenen Ansichten werden können, treten meist in höherem Alter und bei solchen Menschen auf, die die Einsamkeit lieben. Der Gegensatz im Verkehr mit anderen Menschen läßt die Einseitigkeit nicht aufkommen, weil dieselbe zum Bewußtsein gebracht wird.

Hieher gehört denn auch die Auffrischung der Geschlechter und Stände durch Heiraten in andere Familien und Berufsarten, wodurch eine gewisse Tiefe des unbewußten Lebens aufgeregt und sowohl dem Bewußtsein wieder erschlossen als auch zu neuen und mannigfaltigeren Bildungsformen befähigt wird.

Am wichtigsten ist aber das Zusammentreffen großer, abgesonderter Culturspbären. Das unbewußte Leben in gesellschaftlichen, staatlichen, religiösen, künstlerischen Formen hat seine Vorzüge, aber gewiß auch seine Einseitigkeiten und großen Mängel. Soll es nicht in diesen Formen erstarren und versteinern, so muß es durch ein Ferment in neue Gährung versetzt werden, zu neuen Combinationen schöpferisch sich umgestalten. Dies wird aber nur möglich, wenn dem abgeschlossenen Culturkreis ein anderer wesentlich verschiedener entgegentritt. Da erzittert in der Tiefe das unbewußte, d. h. instinctive, angewöhnte Leben und Denken und indem das Vollkommnere bei anderen Völkern auffällig sich darstellt, wird das Eigene, welches bisher als natürlich und selbstverständlich galt, einer bewußten Prüfung unterworfen. Der Aufenthalt Voltaire's in England war ein solches Ferment und Montesquieu fand keine schönere und passendere Form, die Verkehrtheiten und Unsitten seiner eingebildeten Pariser zu züchtigen, als durch Briefe, die er einen jungen Perser aus der Hauptstadt schreiben läßt, wobei denn dieser, den die Franzosen doch für einen Halbbarbaren halten mußten, aus einem Erstaunen in das andere fällt, über die Tollheiten der hochgebildeten Pariser.

Daß die Verrichtungen des unbewußten Lebens mit einer viel größeren Sicherheit und Festigkeit ausgeführt werden, als wenn das Bewußtsein sie leitet, habe ich schon bemerkt und ist nur natürlich. Denn Erwägungen und Bedenklichkeiten fallen weg und trüben nicht die reine Mechanik der Function. Somnambülen gehen mit geschlossenen Augen gefährliche Stege, von denen sie herabfielen, wenn sie erwachten.

Daß das Unbewußte aber auch die mächtigste, unser Gefühl und Handeln bestimmende Kraft ist, daß es namentlich das jünger Erworbene, wenn gleich in unserem Bewußtsein sich Spiegelnde bedeutend überwiegt: das geht sowohl aus dieser Darstellung wie auch aus dem im vorigen Kapitel erörterten Gegensatz zwischen Physis und Thesis und aus zahlreichen Erfahrungen des täglichen Lebens hervor. Auch diesen Satz mögen Beispiele begründen.

Sogar im Denken wirkt das Unbewußte. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß Bilder und Gedanken der frühesten Kindheit am festesten für alle Zeit in unserer Seele haften. Dies erklärt sich nicht nur aus der frischen lebendigen Urkraft der Kindesseele, sondern auch dadurch daß diese Gedanken ins Reich des Unbewußten tretend den Untergrund bilden, auf welchem die übrigen sich aufbauen und daß jene demnach bei jeder neuen, bewußten Gedankenbildung, wieder in Schwingung versetzt werden.

Ebenso wird das von den Eltern Vererbte in dunklen Tiefen unseres Denkens bestimmend wirken. Gewisse Ideen aber haben wir, wie das bei den apriorischen Ideen S. 176 dargestellt wurde aus unendlich weiten Fernen der Entwicklungsreihe animalischer Formen herzuleiten. Diese Ideen traten zuerst als dumpfe Ahnung in dem Lebensinhalt der primitiven Zellen — Causalität, Zeit u. s. w. — auf, um dann durch eine unendliche Stufenleiter immer klarerer Empfindung endlich in den hellen Kreis unseres bewußten Denkens zu treten. All das auf früheren Stufen Erworbene wirkt jedoch als Unbewußtes maßgebend, determinirend, befestigend fort.

Der feierliche Chorgesang und Glockenklang, der des Osterfestes erste Feierstunde begrüßt, erinnert Faust an die goldenen Tage seiner Jugend, wo der Himmelsliebe Kuß auf ihn herabstieg in ernster Sabbatstille, wo ein unbegreiflich holdes Sehnen ihn trieb durch Wald und Wiesen hinzugehn — alle diese in wunderbarer Zartheit und Reinheit vom Schleier der Dichtung umwobenen Bilder, was sind sie anders, als unbewußtes Leben, welches durch die christlichen Jahrhunderte und heidnischen Jahrtausende hindurch als religiöse, fromme, naturgeoffenbarte, mystische Empfindung von längst entschlafenen Geschlechtern bewußt durchlebt wurde und das nun in der Seele des Spätgeborenen in zartesten Melodieen wieder zu erklingen beginnt.

Die Befriedigungslosigkeit, welche das Herz des modernsten Typus, Faust, zernagt, entstammt dem Gefühl, daß alle Naturkräfte auch heute noch direkt und unmittelbar in unserem Wesen wirken

und walten, daß wir aber die unmittelbare Fühlung verloren haben, weil wir nur auf methodischem Wege, nur in dem Reflex des Bewußtseins die Geheimnisse der Natur zu ergründen vermögen. Jenes direkte, nicht erst durch das Denken vermittelte Naturempfinden ist die Bedeutung seiner magischen Studien. Es ist demnach die Resonanz des Unbewußten, welches in ferner Vergangenheit, als ausschließlicher Lebensinhalt, die unvollkommneren Lebensformen, unsere Ahnen, in innigerem Zusammenhang mit den Naturwesen hielt und die uns heute noch mit heißer Sehnsucht erfüllt, rückwärts gekehrt alle die Sprossen der unendlichen Leiter wieder zu durchmessen,

an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralische Sonne!

Das Unbewußte ist das, was ehemals bewußt war. Ich bin überzeugt, daß dieser Satz, den ich in diesem Abschnitte nur skizzenhaft umrissen habe, von ganz enormer Bedeutung und Fruchtbarkeit auf allen Gebieten des Geisteswissens sein wird. Ich überlasse es besseren Kräften, als die meinige ist, denselben zu verwerthen; nur ein recht specielles Beispiel aus dem eigenthümlichst Menschlichen, was wir kennen, will ich noch anführen. Auch in der Sprache waltet schöpferisch Bewußtes und Unbewußtes. Sprachgefühl ist das Bewußtsein des bestimmten Werthes und der Bedeutung einer bestimmten Form: z. B. bei fruchtbar haben wir das Bewußtsein des eigentlichen Werthes der zweiten Silbe verloren, während in fruchtbringend, frugifer wir der einzelnen Theile vollkommen bewußt sind. Doch walten auch bei solchen aus dem Sprachbewußtsein entrückten Theilen noch uralte Gesetze, die wir als das unbewußte Leben der Sprache bezeichnen dürfen. Ja es kommt vor, daß jenes uralte Bewußtsein noch einmal aufleuchtet, wie folgendes Beispiel beweisen mag. Die heutige Sprachforschung hat erwiesen, daß Präpositionen wie intra, infra, extra u. s. w. uralte Comparative sind, was die lateinische Sprache vergaß, indem sie auf die Comparativform noch eine zweite aufpfropfte wie interior, exterior u. s. w.

(ähnlich wie der Franzose mon cher monsieur sagt). Nun findet sich bei Ovid in der Erzählung von Phaethon eine Stelle — infra quam solet esse fuit — er befand sich tiefer, als er zu sein pflegte. Dies ist ein Wiederaufleuchten alten Sprachgefühls.

Nun noch eine Bemerkung. Ich bin darauf gefaßt, daß die Kritik mir den Vorwurf machen wird, daß ich, in den Fehler, den ich Eingangs dieses Abschnittes gerügt, selbst verfallen, daß ich, in der Befangenheit eines glücklichen Fundes, dem Gegenstand eine viel zu große Bedeutung beimesse, daß in meiner Darstellung manches Wahre sei, daß ich aber die Tragweite desselben bedeutend überschätze. Darauf antworte ich:

Wenn in der Auffassung der Dinge unser Wissenstrieb nur dann eine Befriedigung findet, wenn er im Stande ist, alle Formen auf einen einheitlichen Grundstoff zurückzuführen, der sich in zwei Grundeigenschaften — äußerlich als Bewegung, innerlich als Empfindung manifestirt, so ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit, daß jeder complicirteren Bewegung, bei welcher das Empfindungsleben einmal thätig mitwirkte, ein bestimmter Grad von Bewußtheit entsprechen muß. Vervollkommnung d. h. noch höhere Complicirtheit bei gesteigerter Lebenseinheit hält gleichen Schritt mit erhöhtem Bewußtsein. Letzteres ist dann gleichzeitig der Hauptfactor der nächsteintretenden Vervollkommnung. So wenig aber die früheren Formen der Bewegung verloren gehen, sondern nur theilweise in den höheren Stufen sich verändern, andere Richtung annehmen, theilweise aber auch ihre ersten elementaren Eigenschaften bewahren; ebenso muß es mit der Empfindung, dem Bewußtsein sich verhalten. Dies Bewußtsein der früheren Stufen liegt als dunkele Vorstellung in der Tiefe des Gemeingefühls gelagert; es ist überhaupt nur darum dunkel, weil viel helleres Licht im Laufe der Entwicklung in das Centralorgan unseres Bewußtseins eingetreten ist. Von dem unbewußten Leben kann sich übrigens nur soviel erhalten, als sich in Einklang und Harmonie mit den höheren Stufen der Entwicklung zu setzen vermag; was in Gegensatz zu diesen tritt, wird nothwendig erlöschen.

XII.

Worte und Thatsachen.

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten,
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
Goethe.

Unter Organ versteht man den Theil eines lebendigen Wesens, welcher eine bestimmte Function der Erhaltung, Ernährung, Fortpflanzung u. s. w. auszuführen hat.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Orchideen ihre Befruchtung nicht selbst ausführen können, da der Blüthenstaub nicht an den Stempel zu gelangen vermag. Solche Pflanzen sind deshalb von gewissen Insekten abhängig, die, indem sie den Honig aufsuchen, die Befruchtung ausführen. Das Insect wäre demnach in diesem Falle ein Organ der Pflanze, obgleich kein Theil derselben.

Daß bei den Cirripedien die Geschlechtstrennung so durchgeführt ist, daß ein verkümmertes, höchst unvollkommen ausgebildetes Männchen sich auf dem Rücken des Weibchens befindet, ist ebenfalls bekannt. Dieses Wesen ist gleichsam nur ein geschlechtliches Organ, es ist aber von dem größeren Thiere getrennt, ohne seinen Theil zu bilden.

Werkzeuge, Kleidung u. s. w. sind im weitesten Sinne Organe des Menschen, denn sie vertreten was bei den Thieren Klauen, Haare u. s. w., welche nach obiger Definition auch Organe genannt werden müssen.

Umgekehrt nimmt der Embryo unzweifelhaften Antheil an dem ganzen Leben des Mutterthieres, er ist ein integrirender Theil desselben und doch bezeichnet man ihn nicht als Organ.

Unter Organ versteht man den Theil eines lebendigen Wesens, welcher eine bestimmte Function der Erhaltung, Ernährung, Fortpflanzung u. s. w. auszuführen hat.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Orchideen ihre Befruchtung nicht selbst ausführen können, da der klebrige Blütenstaub nicht an den Griffel zu gelangen vermag. Diese Pflanzen sind deshalb von gewissen Insecten abhängig, die indem sie den Honig aufsuchen, die Befruchtung ausführen. Das Insect wäre demnach in diesem Falle ein Organ der Pflanze, obgleich kein Theil derselben.

Daß bei den Cirripedien die Geschlechtstheilung so durchgeführt ist, daß ein verkümmertes, höchst unvollkommen ausgebildetes Männchen sich auf dem Rücken des Weibchens befindet, ist ebenfalls bekannt. Dieses Wesen ist gleichsam nur ein geschlechtliches Organ, es ist aber von dem größeren Thiere gesondert, bildet keinen Theil desselben.

Werkzeuge, Kleidung u. s. w. sind in gewissem Sinne Organe des Menschen, denn sie bewirken was bei den Thieren Klauen, Wolle u. s. w., welche nach obiger Definition auch Organe genannt werden müssen.

Umgekehrt nimmt der Embryo unmittelbaren Antheil an dem ganzen Leben des Mutterthiers, er ist ein integrirender Theil des letzteren und doch bezeichnen wir ihn nicht als Organ.

Noch nach der Geburt ist das Junge ein wesentlicher Theil des Lebens der Mutter; ja diese kann siechen und sterben, wenn ihr Junges ihr genommen wird; obgleich also dies letztere individuell gesondert ist, dient es doch zur Erhaltung des Lebens, es wird aber Niemanden einfallen, es deshalb ein Organ zu nennen.

Ebenso könnte man zweifelhaft sein, ob die Milchdrüsen ein Organ der Mutter oder des Jungen sind; denn obgleich ein Theil der ersteren dienen sie doch ausschließlich der Ernährung des letzteren.

Die Pflanzen allein sind im Stande, die unorganischen Stoffe des Bodens in organische Stoffe zu verwandeln, sie müssen diese Umwandlung vollziehen, damit das Thierleben daraus seine Substanz ziehen kann. In diesem Sinne wären die Pflanzen Organe der Thiere.

Diese Beispiele mögen genügen, um etwas festzustellen, was wohl heute von Niemanden mehr bezweifelt wird, nämlich daß die Worte niemals sich mit den Thatsachen decken, sondern daß sie nur dazu dienen innerhalb des ewigen Wechsels und der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen das Gleiche zusammenzubinden, um es festzustellen, uns zu orientiren und wie Schiller eben so schön als treffend sagt

den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht

zu finden. So wenig als der Haufe des Eubulides — er fragte, wie viel Körnchen sind ein Haufe, zwei, drei, vier u. s. w. und wenn der Antwortende bei einer bestimmten Zahl ja sagte, erwiderte er mit Recht: das Eine Körnchen kann nicht entscheidend sein — so wenig hat irgend ein Wort eine scharfe Begrenzung.

Man hat die Socialwissenschaft zu verspotten und in Frage zu stellen geglaubt, indem man sie dahin definirte, es sei eine Wissenschaft, von der man nicht wisse wo sie anfange, noch wo sie aufhöre. Wenn man genau zusieht, ist's mit allen Wissenschaften, ja mit jeder einzelnen menschlichen Erkenntniß ebenso.

Im Anfange herrschte der Sinnenschein, der heute noch im

Kinde waltet, wenn es den Mond heruntergeholt haben will. Als Ganzes, Zusammengehöriges, Abgeschlossenes — als eine Monade, wie ich sie im nächsten Abschnitte definiren werde, faßte der Mensch nur sich selbst. Wenn ich sage, er faßte sich, so will ich eigentlich damit ausdrücken, er fühlte sich, wie ich ja schon bei der Urzelle das Ichgefühl angenommen habe. Denn das Fassen trat erst ein, als durch den Gegensatz und die Gleichheit vieler anderen Individuen ihm seine Individualität durch Reflexion bewußt wurde. Die Absonderung seiner Gliedmaßen, Hände, Nase, Kopf ist schon als eine späte Abstraction zu denken; denn wie ich in dem Abschnitte über die Sprache dargelegt, bezeichneten die ältesten Worte Thätigkeiten und wir begreifen sehr wohl, wie es es auch in der Natur der Sache liegt, daß die Werkzeuge, mit denen einzelne Thätigkeiten ausgeführt wurden, früher als die natürlichen zum Gesammtmenschen gehörenden Organe individuell d. h. gesondert aufgefaßt werden mußten. Die bilderreiche Sprache der Naturmenschen beruht auf der Kraft des anthropomorphischen Individualisirens, eine Kraft, welche die Sprache auch heute nicht ganz verloren hat; sagen wir doch noch der Brenner, der Stiefelknecht, der Fußwärmer ꝛc. und der Engländer recht hübsch the sleeper, die (im Boden schlafende) Eisenbahnschwelle. So verstand der Römer gewiß unter calor den Wärmer, unter sopor den Einschläferer u. s. w. Wie wäre denn sonst auch die in der Sprache durchaus herrschende Geschlechtssonderung zu erklären?

Dieses in den ältesten Sprachen sich spiegelnde vielfach auf's Gerathewohl nach dem Sinnenschein gegliederte und gesonderte Universum hatte eine doppelte Wirkung. Die in Worten gefesselten und gebundenen Erscheinungen wurden zu bestimmten Positionen, Festungen, von welchen aus die werdende und wachsende Vernunft es unternahm, immer größere Gebiete der Erscheinungswelt zu erobern. Man lese, was ich darüber in meinem „Pädagogischen Skizzenbuch" S. 107 gesagt habe, indem ich an einzelnen Beispielen nachwies, wie selbst die irrthümliche Auffassung wie ein negatives Bild oder

eine Matrize die Quelle werden kann, aus welcher das Richtige sich erst ergibt. Auch hier waltet eben das große Gesetz der Entwicklung. Andererseits aber wirkt auch diese Gebundenheit als eine feste Tradition weiter, wohl gestalten sich die Begriffe um, erhalten größeren mit der Wirklichkeit übereinstimmenderen Inhalt, aber die Worte halten doch immer die Erscheinungscomplexe in bestimmte Grenzen eingeschlossen und da ist es denn doppelt schwierig, das gewöhnte Denken von seinem Irrthum zu befreien. So gehörte denn eine große Geisteskraft, eine mächtige Abstractionsgabe dazu, diese Fesseln zu zersprengen und z. B. die Kräfte der Natur als unbeseelte, Kälte, Zeit, Raum u. s. w. nicht als wirkliche Dinge sich vorzustellen. „So sehen wir denn, wie Geiger sagt, zu allen Zeiten das Denken mit den Worten ringen; oft auch viele Jahrhunderte, ja die ganze uns bekannte Zeit bis auf diesen Tag die Natur von Wesen suchen, die keine andere Wirklichkeit noch selbständiges Dasein haben, als in den Anschauungen einer fernen Vergangenheit, wie sie in jenen wunderbaren Lauten leben."

In letzterer Hinsicht — obwohl eine Unvollkommenheit enthaltend — gewinnt die Sprache für uns ein ungemeines historisches Interesse, das ich durch ein Beispiel veranschaulichen will. Manche Sprachen — vorwegs die französische und englische — haben eine historische Schreibung, d. h. die Schrift hat nicht gleichen Schritt gehalten mit der lautlichen Entwicklung, sie deckt dieselbe nicht mehr, es sind Zeichen da, die gar nicht mehr ausgesprochen werden, wie die Plural-Endung der dritten Person — ent, andere, die eine durchaus verschiedene Aussprache erhalten, wie beau, beauty u. A. Und doch — oder gerade darum ist uns diese historische Schreibweise höchst interessant, da sie uns Kunde gibt, wie in alter Zeit gesprochen wurde, welche Laute sich regelmäßig, welche sich ausnahmsweise verändert haben, wobei wir außer der klaren und unzweifelhaften Anlehnung an die Muttersprache auch noch charakteristische Kennzeichen gewinnen, die uns in Stand setzen zu entscheiden, wann, in welchem Jahrhundert das eine oder andere Wort in die Sprache aufgenommen wurde.

Gerade so ist es mit dem menschlichen Reden. Es trägt ein entschieden historisches Gepräge, unser Denken ist an die kindliche Logik vergangener Jahrtausende noch vielfach gebunden und es gilt diese Bande zu erweitern, an die Stelle der tumultuarisch entstandenen Begriffe andere, wissenschaftlich begründete zu setzen und doch ist uns das Licht, welches die Sprache aus vergangenen Jahrtausenden in unsere Zeit wirft, als eine Aufklärung über das Denken der Menschheit in seiner Entwicklung vom allerhöchsten Interesse, da sich hier wie nirgend anders der Werdegang der menschlichen Vernunft — dieses zuerst personificirten, dann als eine absolute Naturkraft von den französischen Revolutionsmännern und deutschen Scholastikern vergötterten und erst in unseren Tagen als das was es ist, ein Entwickeltes, aufgefaßten Räthsels — abspiegelt. Eine unendliche Fülle von Anregendem, Belehrendem, ja ich muß sagen Entzückendem liegt, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, in den Sprachstudien und ich zweifle nicht, daß in hundert Jahren man kaum begreifen wird, wie in unseren Tagen die Jugend unserer Bildungsanstalten mit todtem Quark und leerem Formelkram gefüttert wurde, als schematischen Regeln, Namen und Jahreszahlen, geistloser griechischer und lateinischer Wortklauberei, während der lebendig quellende Born, die Alterthumswissenschaft der Menschheit, die Entwicklung der menschlichen Vernunft, wie sie sich so wunderbar in der Vergleichung der Sprachen entsiegelt, die Culturgeschichte, die in allen einzelnen Völkern das Wesentliche ihres Lebensinhalts, ihren Beitrag zu der großen Arbeit der Menschheit aufsucht, so unbeachtet und übersehen bei Seite gelassen wurde*), jener Born, an welchem die dürstende Ju-

---

*) Soll ich ein Beispiel anführen? Eine der wichtigsten Schriften des 18. Jahrhunderts ist Diderot's Lettres sur les aveugles. Sie bezeichnet den Wendepunkt in den philosophischen Ansichten dieses tiefsten und geistreichsten der französischen Encyclopädisten, seine Bekehrung vom Deismus zur spinozistischen Weltansicht. Sie enthält demnach die idée-mère der ganzen folgenden Geistesbewegung, welche freilich in Frankreich in den Materialismus und Sensualismus verflachte. Ihr Grundgedanke ist eine Untersuchung über die Physiologie der Sinne und die durch deren größere Vollkommenheit bedingte Natur des

gend mit ebenso innigem Behagen und wahrer Gier trinken würde, wie sie es heute am Robinson thut. Wahrhaftig, unsere Nachkommen werden, wenn sie von uns reden, das Bild wiederholen von dem Pferd auf öder, dürrer Haide —

Also jene uralte Sonderung und Bindung der Erscheinungen durch Wortbegriffe genügt dem vorangeschrittenen Denken nicht mehr; die Wissenschaft bildet sich neue Begriffe, indem sie nach der tieferen Erkenntniß das viel größere Erfahrungsmaterial aufs neue ordnet und unterordnet. Statt der vierfüßigen Thiere bedarf die Zoologie den Begriff Säugethiere, denn sie muß ja auch die Vierhänder und den Walfisch darin unterbringen, den sie aus der volksthümlichen Rubrik „Fisch" ausstreicht, sie muß die großen Gegensätze Mensch und Thier vereinigen, den Begriff Schwämme dagegen zerreißen und die Theile in die beiden ungeheuer auseinanderliegenden Reiche von Pflanzen- und Thierwelt einfügen. Was Krankheit war, wird Pflanze oder Thier, was Auflösung war, wird Verbindung (Feuer, Rost), was ein bestimmtes Wesen war, wird zum negativen Begriff (Kälte, Tod) oder zur bloßen Relation (Zeit, Raum, Wärme), was nichts war, wird zur Substanz (Aether im leeren Raume). Und doch sind auch die wissenschaftlich gereinigten Begriffe weit entfernt, die Erscheinungen zu decken oder dieselben scharf abzugrenzen, wie aus den diesem Abschnitte vorangestellten Beispielen erhellt. Gleichwohl sind

Menschengeistes. Sie steht offenbar in Zusammenhang mit einer Thatsache, welche damals die Geister lebhaft bewegte, der Operation eines erwachsenen Blindgeborenen durch den englischen Chirurgen Cheselden (1728). Diese Operation gewährte einen merkwürdigen Einblick in das Werden und Wachsen des Menschengeistes durch einen plötzlich eröffneten Sinn; es war ein lehrreiches Stück bewußter mittheilungsfähiger Entwicklung, die auch von Herder vielfach verwerthet wurde. Wer erwähnt heute jenes Buch, diese Thatsache? Und doch sind sie welthistorisch trotz ihrer Unscheinbarkeit. Dafür erhalten wir weitläufige Abhandlungen über Fehler der Abschreiber, Genealogieen hochgräflicher Geschlechter, dicke Bücher die sich mit dem Auflösen von Rebus wie Caspar Hauser, Rastatter Gesandtenmord und andere Aufgaben der historischen Klatschschwestern würdig beschäftigen! Und die Naturgeschichte des Menschengeistes, dieses interessanteste und wissenswürdigste von allen Problemen, wie leer geht es aus!

es diese wissenschaftlichen Begriffe allein, welche uns von der Herrschaft des Sinnenscheins befreien und verhängnißvolle Irrthümer endgiltig beseitigen, indem wir uns klar bewußt werden, aus welcher Urzeit sinnlicher Befangenheit dieselben stammen wie z. B. daß man dem ab- und zunehmenden Monde durch Analogie Wirkungen auf das Wachsen und Abnehmen der Thiere und Pflanzen zuschrieb, daß die Astrologie mit ihrem ganzen System auf der Ausdeutung der Namen der Planeten beruhte, mit anderen Worten, daß die Menschen von jeher geneigt waren, das Wort für die Sache zu nehmen und alles sich aus jenem zu erklären. Hat sich doch über zwanzig Jahre das hochgebildete Deutschland an dem Hegel'schen Narrenseil herumführen und mit bloßen Worten füttern lassen!

Einer der unanzweifelbarsten Begriffe scheint uns durch das Wort Individuum ausgesprochen zu werden und zwar um deswillen, weil wir uns selbst als Individuen fühlen und empfinden. Und dennoch gibt es in der Natur nichts derartiges, weder ein wahres Individuum, noch eine besondere Art und Gattung. Die Wiege unserer Vernunft freilich steht da, wo dem Menschen zuerst der Gegensatz seines Ich zur Außenwelt aufging, wo er sich als ein bestimmtes Eins auffaßte und dieser Fundamentalsatz unseres Denkens Ich bin, der keinen Beweis zuläßt und auch keinen verlangt, wurde zur Norm und zum Maßstab, mit welchem wir alle Dinge außer uns auffaßten. Ist es nun also ein Grundirrthum, daß wir aus so unzähligen organischen Bildungen und Bewegungen zusammengesetzte, von einer so unermeßlichen Vergangenheit und von so ungeheuren Einwirkungen der Außenwelt bedingte Wesen uns gewissermaßen als Individuen d. h. als unbedingte Wesen zuerst fühlen, dann vorstellen und zuletzt denken, so muß der Entwickelungsproceß unserer Vernunft der sein, daß wir uns allmählich von diesem Grundirrthum, der doch der einzige Ausgangspunkt, ja das einzige Mittel ist, mit welchem wir überhaupt zu erkennen vermögen, befreien. Und dieser Proceß, er ist uns in dem Entwicklungsgange der menschlichen Vernunft, soweit wir denselben aus Sprachforschung, Alterthümern

der Menschheit, Beobachtung der Wilden, der Kinder und der Thiere zu überschauen vermögen, deutlich genug wahrnehmbar.

Das Erkenntnißleben des Menschen geht aus von der reinsten anthropomorphischen Vorstellung der Natur, soweit sie in seinen Sinnenschein fällt. Wille gegen Wille, Empfindung gegen Empfindung, Person gegen Person — so denkt oder fühlt er Alles was ihm entgegentritt, er assimilirt sich Alles, er überträgt alle seine einfachen Verhältnisse auf die Dinge außerhalb. Die naive Bildersprache der Kinder, die uns so oft überrascht und poetisch anmuthet, sie ist nichts weiter, als ein Ausdruck dieses Grundzugs und Andersens Märchen sind die reflektirte Wiedergabe dieser ursprünglichen Weltanschauung.

Auf dem Wege der Vernunft nach der Emancipation von dem Sinnenscheine oder der Abstreifung des subjectiven Irrthums haben wir große Etapen zu verzeichnen. Zunächst die philosophische Weltanschauung der Griechen, welche an die Stelle des Persönlich-Willkürlichen in den Erscheinungen große allgemeine Principien zu setzen versuchte. Waren diese auch noch mangelhaft und unvollständig, weil das Erfahrungsmaterial ihnen nur kärglich zugemessen war, so liegt in den Ansichten der griechischen Philosophen doch schon die Ahnung der großen Kräfte, mit welchen auch die heutige Wissenschaft zu rechnen angewiesen ist. Wenn demnach Thales die Welt aus dem Wasser entstehen läßt, Anaximenes die Luft als Grundprincip der Schöpfung und des Lebens annimmt, Heraklit Alles in einem ewigen Werden und Formverändern sieht, Demokrit die Entstehung der mannigfaltigen Formen auf die Atome zurückführt, die eleatische Schule das Universum als das Eine und All auffaßte, Pythagoras die Zahlenverhältnisse den Harmonieen aller Wesen zu Grunde liegend fand — so müssen wir bescheiden zugestehen, daß wir wohl im Einzelnen große Fortschritte der Erfahrung aufzuweisen haben, daß wir aber noch keine über jene Grundansichten hinausgehende höhere Theorie der griechischen entgegenzustellen haben.

Die zweite große Etape ist das Copernicanische Weltsystem.

Seine Wirkung war eine ungeheure aus zwei Ursachen. Erstens stellte dasselbe ein Werden nach einfachen Grundgesetzen unzweifelhaft fest und zwar für Erscheinungen, welche von einer Größe und hohen Wichtigkeit waren, daß ihnen gegenüber die Fragen nach dem organischen Leben, den Thieren und Menschen in den Hintergrund traten oder erst in zweiter Linie kamen. Die Schlußfolgerung lag nahe: Gehorchen die Planeten, die ungeheueren, dem Anschein nach ewigen Weltkörper einfachen Gesetzen, wie sollte es mit den kleinen Menschen, die einen winzigen Punkt einnehmen, eine Spanne Zeit leben und dabei ganz von einem dieser Planeten abhängen, anders sein? Zweitens war hier ein subjectiver Irrthum, eine Sinnentäuschung, welche die Menschen, seitdem sie auf Erden existirten, befangen hielt, welche für alle als eine ausgemachte, unbezweifelbare Wahrheit galt, glänzend widerlegt und jeder Tag, an dem die Menschen das aufsteigende Gestirn erblickten, mußte sie an den hunderttausendjährigen Irrthum erinnern, ihnen den Gedanken nahelegen, dem Sinnenschein nicht zu vertrauen. So wurde der Zweifel, der in den Zeiten des unfehlbaren Kirchenglaubens schüchtern sich versteckt hielt, zu einer gewaltigen Macht, die aller und jeder Tradition, kirchlicher und staatlicher nicht nur, sondern sinnlicher und geistiger die Kritik entgegenzusetzen wagte. Das Copernicanische System wirkte als eine große Thatsache, ein großes Beispiel, ein glänzender Erfolg der menschlichen Vernunft, welche sich mit ihrem Denken sogar über die Grenzen dieses irdischen Schauplatzes in die Tiefen des Universums zu versenken vermochte.

Die dritte Etape steht in innigem Zusammenhang mit der vorausgehenden, der Weg führte direct von der einen zur anderen. Ihr Grundgedanke ist der der monistischen Philosophie. Geboren wurde er zuerst in dem Haupte des großen einsamen Denkers Spinoza und lautet in dessen etwas scholastischer Ausdrucksweise: daß es nur eine Substanz gebe, der zwei Attribute eigen sind, nämlich Ausdehnung und Denken. Es sind die beiden Grundeigenschaften, welche die monistische Philosophie als Bewegung und Em-

pfindung aufstellt. „Zwei Substanzen, so lautete Spinoza's Beweis, welche verschiedene Attribute haben, haben nichts mit einander gemein. Zwei Dinge aber, die nichts mit einander gemein haben, können in keinem Causalitätsverhältnisse stehen". Nun sehen wir aber überall das Empfinden aus dem Ausgedehnten, dem Bewegten hervorgehen und auf dieses zurückwirken.

Diese spinozistische Weltansicht ist die Seele der ganzen nachfolgenden Philosophie. Wir sehen diese nur dann abirren und sich verwirren, wenn sie nach dem einen oder anderen Extrem zu sehr hinneigt. Ebenso, wenn sie Anschauungen aus der früheren Zeit mit herübernimmt und Dinge vermitteln will, die sich gegenseitig ausschließen, z. B. der englische Deismus. Extreme Ansichten sind dagegen der reine Materialismus und der reine Spiritualismus. Ersterer machte sich besonders in den Schriften der französischen Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts breit und erlebte eine unerwartete Wiederauferstehung in den Werken K. Vogts, L. Büchners u. A. Ihm ist das Empfinden ein Nebensächliches, Zufälliges, eine Function, wie eine andere auch. Consequenz dieser Einseitigkeit ist, daß das Schöne, das Sittlich Gute, das Wahre keinen ewigen Werth hätten. Das Geistige, welches aus der Bewegung erschlossen, seiner selbst bewußt wird und von höheren Harmonieen getragen, diese zu bewahren versteht und stets zu steigern, das Geistige, welches als eine mächtige Potenz auftritt und von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Siegeslauf fortsetzt über die bewußtlose, rein mechanische Bewegung, das Geistige, welches seinen eigenen Gesetzen folgend die eine große Seite, die innerliche, der Naturwesen immer herrlicher offenbart: es ist kein Zufälliges, es ist ein Wesentliches. Ihm gehört die Herrschaft, ihm der endgiltige Sieg. Allen Zeiten und Völkern war dieser Gegensatz bald mehr, bald weniger klar bewußt: Nostra omnis vis in animo et corpore sita est: animi imperio, corporis servitio magis utimur, so drückte es der praktische Römer aus. Consequenzen, wie sie schwachsinnige oder unaufgeschlossene Geister zogen: „Wenn der Geist des Menschen kein selbständiges Wesen ist, dann sind

Tugend und Laster, Liebe und Freundschaft, Ehre und Gewissen leere Worte, dann ist der thierischen Leidenschaft das Feld eröffnet, dann gilt nur das Gesetz des crassen Egoismus", kennzeichnen die Einseitigkeit des Materialismus, wie er sowohl seinen erschrockenen Gegnern, als auch seinen die alten Ketten zerbrechenden und die Freiheit mißbrauchenden Anhängern sich darstellte. Ja, dieser rohen Einseitigkeit, wie sie in den Orgien der Sinnlichkeit und Grausamkeit der französischen Revolution, sowie in der Verhöhnung der edelsten Triebe in der Menschenbrust durch die modernen Materialisten uns entgegentritt, darf man getrost ein zwar leicht zu mißdeutendes Wort entgegenschleudern: „Ihr glaubt nicht an ein höheres Wesen; ihr glaubt nicht an das Geistige in der Natur!"

Das entgegengesetzte Extrem ist der reine Spiritualismus. Seine Schwäche liegt darin, daß er sich mit einem unlösbaren Problem abquält, daß er seinen Ausgangspunkt von einem Satze nimmt, der durch jede tagtägliche Erfahrung widerlegt wird und mit welchem noch außerdem wissenschaftlich nichts anzufangen ist: die selbständige, eigenartige, durchaus unabhängige Existenz des Geistes. Diese Richtung, deren Hauptvertreter die schottischen Philosophen Reid, Dugald Steward u. A. gewesen sind, zählt ernste und tiefe Geister unter ihren Anhängern, steht aber, wie gesagt, unter dem Banne des unauflöslichen Widerspruchs von Wort und Thatsache, wie sich leicht aus folgender Betrachtung ergeben wird. All unser Erkennen ist von Gegensätzen ausgegangen; des Bewußtseins erste Dämmerung erleuchtete den Gegensatz des Ich gegen die Außenwelt. Dieses Ich bewahrte auf der ganzen Stufenleiter stets vollkommnerer und klarerer Erkenntniß seinen exclusiven Charakter, faßte aber anfänglich alles Uebrige, ihm Entgegenstehende, als durchaus gleiche, ebenfalls icherfüllte Naturen auf. Nachdem nun in der großen Aufeinanderfolge soviele Wesen, die man früher für durchgeistigt gehalten, eins um das andere in der Auffassung des Menschen ihren Geist verloren hatten, so blieb stets jener äußerste Pol des Gegensatzes zu der übrigen Erscheinungswelt, stets übertrug sich von Geschlecht zu Geschlecht der

Contrast zwischen Geist des Menschen und Körperwelt, in welch letztere man auch seinen eigenen Körper einzureihen gelernt hatte. Und ich glaube der Gegensatz hätte auch fortgedauert, wäre niemals überwunden worden, wenn das Unmögliche möglich gewesen, daß der Mensch als Einzelwesen fortexistirt hätte. Aber er lernte mit der Zeit sich identificiren mit seinen Mitmenschen, an deren geistigem Inhalt er wohl auch lange nicht zweifelte, er fand die Brücke, welche ihn mit den Thieren und durch diese mit den übrigen Naturwesen verband, er erkannte seine Abhängigkeit von den allgemeinen Naturkräften und so erhob er sich allmählich zu der kühnsten Abstraction, sein Denken und die Körper nicht mehr als durchaus verschiedene Wesen, sondern nur als Gegensätze einer und derselben Reihe, als relative Gradunterschiede, wie hoch und niedrig, hell und dunkel und all die primitiven Gegensätze seines frühesten Erkennens aufzufassen, seine eigene Individualität nur als das Zusammenwirken derselben Stoffe und Bewegungen, welche im Weltenraume als Aetheratome und Abstoßung vorhanden sind, anzusehen. Die sich zu dieser Anschauung nicht aufschwingen können, denen der Geist noch immer als etwas Grundverschiedenes, Ureigenes gilt, die Spiritualisten, in ihnen wirkt jener urälteste Gegensatz, der unserem Denken und Reden zu Grunde liegt, noch immer fort, sie stehen, wie gesagt, noch unter dem Banne des Worts, des in grauer Vorzeit gebundenen Erscheinungscomplexes, der zuerst in seiner augenfälligsten Erscheinung als Hauch, Athem, das Leben des Mitmenschen, bezeichnet wurde und dann durch Reflexion oder Uebertragung den eigenen Geist symbolisirte.

Wer sich über die unserem Denken als eigenste und uranfängliche Form eingeborenen und eingewachsenen Begriffe zu erheben vermag, wer die Bande mit denen der Sinnenschein und anthropomorphische Anschauung ihn umwinden bis zur äußersten Grenze zu erweitern im Stande ist, für den wird der Gedanke der Entwicklung — über den Alles beherrschenden Schranken von Zeit und Raum schwebend — eine großartige Ruhe und Klarheit des Denkens hervorbringen, in welchem sich die letzten Gegensätze — Bewegung und

Empfindung, Körper und Geist zu einer erhabenen Einheit verbinden, vor welcher der platte Materialismus und der einseitige Spiritualismus in Nichts versinken. Diese Abstraction ist freilich für unser heutiges noch an die nächsten Zwecke und geläufigen Worte gebundenes Denken ungemein schwierig und ich will deshalb versuchen, dieselbe durch eine vorbereitende Betrachtung zu erleichtern.

„An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu" meint der tiefsinnige Grübler Hamlet. Und in der That, wir sehen dieselben Handlungen je nach Zeit und Verhältnissen als Muster höchster Tugend preisen oder als schwarze Verbrechen verdammen. Die fromme Einfalt, welche ein Reisigbündel zu Hussens Scheiterhaufen herbeischleppte und die fanatisirte Menge, welche mit den Blutströmen der Bartholomäusnacht der Ketzerei ein Ende machen wollte, sie glaubten ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk zu thun und heute gilt jener Huß als ein edler Martyr der heiligen Sache der Menschheit, jene Blutnacht als ein unauslöschlicher Schandfleck auf der Geschichte des französischen Volkes. Wir müssen eben jede menschliche Handlung in ihrem Zusammenhang mit Vergangenheit und Folgezeit auffassen, d. h. auf der Stufe welche sie in der Entwicklungsreihe einnimmt. Dann wird unser Urtheil noch davon abhängen, auf welches Ziel wir die Handlung beziehen, welchem Großen und Ganzen wir dieselbe förderlich oder nachtheilig halten. Der Familienvater kann seiner Familie zu Liebe das Gemeinwesen schädigen, eine im Interesse der Nation begangene That kann ein Verbrechen an der Menschheit sein. Ein Auge, das nun im Stande wäre, den großen Entwicklungsgang der Menschheit zu überblicken, müßte an jede einzelne Handlung den großen, menschheitlichen Maßstab anlegen, es müßte in dem Volke das opferfreudig und begeistert um seine eigene Existenz kämpft nichts weiter sehen als eine Summe von Entwicklungsgedanken, die der Menschheit noch zu Gute kommen werden, es müßte in so vielen Tausenden, die als Verbrecher am Kreuze oder in den Flammen für ihre Ueberzeugung starben, Blutzeugen künftigen Sieges der Wahrheit erkennen — mit einem Worte,

es müßte jedes individuelle und generelle Leben abschätzen nach dem Maße der Förderung, welche dadurch der gesammten Menschheit erwachsen ist. So überschaute denn dieses Auge mit großem Blicke die Aufeinanderfolge der Dinge, alle Schranken, alle Sonderung der Individualitäten der Völker und der Einzelnen wären aufgehoben und es stellte sich ein großer harmonischer Zusammenhang her, in welchem alle Gegensätze ausgeglichen wären, da das Resultat unleugbar die hohe Culturstufe geistiger Erkenntniß und sittlicher Vervollkommnung der heutigen Menschheit ist.

Ich bitte nun die Leser den Grenzpunkt der Vergangenheit von dem ersten Auftreten der Menschen zurückzuführen in unermeßliche Fernen und zwar dahin, wo zuerst das Empfinden in seinen ursprünglichsten, kaum merklichen Anfängen in irgend einem höchst einfach gestalteten animalischen Organismus aufdämmerte. Wie werden wir uns diesen welthistorisch denkwürdigsten Augenblick vorzustellen haben? Es ist der Anfangspunkt einer Kette, deren Schlußpunkt die heutige Menschheit ist. So schwach, so klein — vielleicht vom Zufall geboren, allen Zufällen anheim gegeben, ein Tropfen Geistiges in einem Ocean von feindlichem Unbewußtem, Unbelebtem? Ja, aber dieses Wesen hat eine ungeheuere Ueberlegenheit gegenüber der unermeßlichen Außenwelt des Stoffs — es empfindet, es ist Ich, es sucht sich in seiner Form zu erhalten, suum esse conservare, wie Spinoza sagt. Dieses Ich, dieses Empfinden ist das kleine Fünkchen, welches die ganze ungeheure Außenwelt, die Oceane und Erdmassen, die in schweigender Einsamkeit daliegen mit der Flamme des Empfindungslebens zu durchdringen vermag. Es ist die innere Eigenschaft des Stoffs, welche durch günstige, zusammenwirkende Ursachen zum erstenmale erwachte, von nun an nicht mehr vergehen, sondern von Jahrtausend zu Jahrtausend sich steigern, erhöhen und zugleich weiter verbreiten wird. Du allgewaltig herrschende unorganische Welt, beende den Kampf, der dir droht, in einem Augenblicke, erdrücke das schwache, ohnmächtige Pünktchen! Sie that es nicht, sie vermochte es nicht, denn sie war die bewußtlose, starre, unaufgeschlossene Welt

und darin liegt die große Ueberlegenheit, der künftige Sieg des lebenden Pünktchens gegenüber den Riesenkräften des Alls. Hier war Empfindung, hier war Wille. Von nun an begann der Kampf der belebten beseelten Welt gegen die willenlose, unbeseelte. Es war aber ein Kampf wie ihn die Römer führten gegen die anderen Völker, er erhöhte die Kraft, durch die Uebung sowohl wie durch die gesteigerte Erfahrung — (und auch jene primitivsten Zellen machten Erfahrungen, die sich fortpflanzten) — und den Willen — denn die Römer wollten kämpfen, kriegen, herrschen, während die meisten Völker Friede, Ruhe, Genießen wollten; er assimilirte den fremden Stoff, zum eigenen Leben ihn erhöhend, wie die Römer die fremden Völker zu Römern, zu Streitern in ihren Heeren sich heranbildeten. Und es erfüllte jenes primitive Leben seine Mission ebenso vollständig, wie die Römer die ihrige; denn wenn man heute sagen kann, es sei ein Gesetz der Natur: Wo Leben sich entfalten kann, da dringe es hin, wenn wir alle Erdenräume und alle Tiefen der Gewässer mit organischem Leben erfüllt sehen, das im ewigen Wechseltanz entsteht und vergeht, so dürfen wir uns wohl an jene große Zusammenlegung erinnern, welche alle Völker der Erde mit dem staatlichen und Culturgeiste der Römer durchdrang und nun ein neues, förderndes und belebendes Element erwartete, welches zu einer künftigen Neubildung befähigte. Dieses Element war der christlich-germanische Geist, welcher das gleichartige Völkermaterial durchdrang und endlich die höheren Organismen der Völkerindividuen mit eigenartiger Entwicklung erschuf.

Jenes erste Erwachen der inneren Eigenschaft des Stoffs — der Empfindung — war ein Resultat seiner äußeren Eigenschaft, der Bewegung.

Diese Bewegung war, wie ich im 6. Abschnitte zu beweisen versuchte, eine molekulare, Bewegung der Atome. Hier müssen wir unseren Geist zu folgender, dem Anscheine nach außerordentlich schwierigen Abstraction, die sich aber doch dem tiefer Denkenden mit zwingender Logik aufdrängt, erheben:

Das erste Erwachen der Empfindung war die Grenzscheide zweier Welten, war ein Reflexionswinkel, unter welchem die bisher rein mechanische Bewegung nach einer anderen Richtung zurückgestaut wurde, in welchem ein neues Gesetz auftrat, welches aus der erwachten Empfindung sich herleitet und welches in einer unendlichen Entwicklungsreihe die stete Erhöhung und Verallgemeinerung der Bewußtheit zur Folge hat.

Denn jene erste Empfindung — ob sie nun das Resultat zufälliger Bewegung oder selbst der Schlußpunkt einer vorausgehenden Entwicklung des unorganischen Stoffes war*) — sie mußte nothwendig mit ihrem Erwachen auf die Bewegung reagiren. Sie trat als Wille auf, sie wurde zu einem schöpferischen Princip. Gerade so wie ich heute nicht willenlos der Wirkung äußerer Bewegung folge, sondern der Unlust mich entziehe, dem Angenehmen mich zuwende — ganz genau gerade so mußte jene erste durch mechanische Bewegung erschlossene Empfindung augenblicklich eine wenn auch noch so infinitesimal kleine Gegenbewegung gegen die bloß mechanische Wirkung der Bewegung der umgebenden empfindungslosen Stoffe machen. Es war also ein Ich- oder Empfindungspartikelchen von unendlicher Kleinheit, durch welches die große jetzt so allgewaltig wirkende Kraft des Bewußtseins in die Wirklichkeit trat.

Wann dieses zuerst geschah und wo, das wird wohl ein ewiges Räthsel bleiben. Eine Frage aber, welche uns beschäftigen darf, ist die, ob das Empfinden früher oder erst nach der Zeit auftrat, wo die organischen Stoffe die wunderbare Befähigung erhielten, sich

---

*) Diesen Gedanken werde ich im 15. Abschnitt durchführen. Einstweilen genüge folgendes Raisonnement: wir müssen tief unter jener ersten aufdämmernden animalischen Empfindung, die uns bis jetzt als das dunkelste Bewußtsein erscheint, noch eine viel tiefere Stufe des allerdunkelsten Bewußtseins im Stoffe annehmen. Es ist nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich. Unsere dunkelste Erdennacht hat ja auch immer noch Licht. Und dieselbe Lichtempfindung, die uns in der Mondnacht schneeweiß erscheint, würde bei der Sonnenhelle den Eindruck des schwärzesten Sammets machen. All unser Erkennen ist subjectiv.

selbst zu erneuern, d. h. ob die Empfindung mitthätig war als schaffendes Princip, damit diese wunderbare Fähigkeit ermöglicht wurde oder ob dieselbe erst eine Folge von in zahllosen Generationen wirkenden, summirten Wirkungen war, ob wir, mit anderen Worten, mit Ernst Häckel ein Protistenreich anzunehmen haben, von welchem dann durch Mitwirkung des Princips der Empfindung das Thierreich sich abzweigte, während die Pflanzenwelt in direkter Linie voranschritt, da in ihr dieses neue Element der Entwicklung nicht zur Wirkung gelangte.

Ich glaube, diese Frage dürfte nicht schwer zu beantworten sein, wenn wir wieder das Wesen unserer heutigen Geistesthätigkeit zur Vergleichung heranziehen. Wenn es wahr ist, was ich S. 91 behauptete, daß es Dinge giebt, welche nur durch Zeit, durch eine endlose Vergangenheit möglich sind, daß keine Allmacht im Stande ist die Wirkung der Zeit anders als im gleichen Zeitverlauf zu bewirken, so dürfte dies im vollsten Maße für die Entwicklung des Empfindens bis zur hochgesteigerten Bewußtheit des Menschengeistes gelten. Erfahrungen, Erlebtes können nicht mitgetheilt werden, sie müssen erfahren, erlebt werden. Täuschung ist es, wenn wir glauben, ein Anderer theile uns seine Erlebnisse mit, wir fassen davon nur soviel auf, als wir selbst erlebt haben. Unsere ganze Geisteskraft ist aber weiter nichts als das Produkt aller unserer Erfahrungen und Erlebnisse, die wir als Individuen und als Theile der Gattung gemacht haben. Dies wird sofort Jedem klar sein, wenn er den Europäer mit dem Indianer vergleicht, der auf einer tiefen Stufe stehen geblieben ist, nichts mehr weiter erfahren und erlebt hat. Es spricht also Alles dafür, daß das einigermaßen bedeutsame Empfinden ein gewisses Alter, eine gewisse Vergangenheit und damit auch einen gewissen Inhalt haben mußte, somit erst durch eine Reihe von Generationen summirt und potenzirt werden konnte.

Ist diese Auffassung richtig, so gab es überhaupt keinen anderen Weg, jene innere Eigenschaft der Dinge, die Bewußtheit zu ermöglichen, als der, welcher wirklich auf dieser kleinen Erde von der pri-

mitivsten Empfindungsdämmerung bis zu der Entfaltung des Menschen geführt hat, wie er dasteht

an des Jahrhunderts Neige
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit.

Und ist es mir von diesem Gesichtspunkte aus verstattet, der Ansicht des vortrefflichen Häckel entgegenzutreten, der in dem ganzen weltgeschichtlichen Verlauf nur einen mechanisch-chemischen Proceß erblickt? Für die Pflanzenwelt ist diese Auffassung zulässig, obgleich wir auch hier nicht wissen, was in dem Inneren der Pflanze vorgeht; aber für die gesammte Thierwelt möchte ich diese bestreiten. Denn mit dem Augenblicke, wo jene innere Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung, durch mechanisch-chemische Wirkungen zuerst erwachte, ward dieses Bewußtsein eine wirkende Kraft. Das Atomtheilchen, welches bei der Pflanze mechanisch-chemischer Attraction und Repulsion unmittelbar gehorcht, es wird durch die erwachte Empfindung in seinem Laufe gehemmt oder beschleunigt. Und dieser erste, unscheinbare Proceß, er setzt sich fort, er vervielfältigt sich, es steigert sich die Kraft von Stufe zu Stufe, bis endlich ein Höhepunkt erreicht wird in dem zu reicher Sinneswahrnehmung und mannigfaltiger Bewegung organisirten Thier.

Und von da an erwacht mit dem Ursprung der Sprache ein neuer Organismus, er heißt Menschheit. Es bildet sich zuerst in kleinen Zellencomplexen, die zu erhöhtem Gemeinbewußtsein gelangen, dann sich zu größeren Ganzen zusammenschließen, die ihre Kräfte austauschen und verstärken. Der Leib der Menschheit wächst und ihr Bewußtsein, ihre Kraft steigert sich in einigen Centralorganen zu ungeahnter Klarheit und Stärke, welche sich allmählich auch den übrigen Organen mittheilt. Die Seele der Menschheit wird zu einem tiefen See, in welchem sich der Mikrokosmus der Erde spiegelt und auch die ewigen Gestirne des Himmels ihren fernen Schein hinabsenden.

Der ursprünglich nur bewegte Stoff, er wird von Jahrtausend zu Jahrtausend immer mehr bewußt.

Mögen folgende Fälle als Beispiele dienen für die verschiedenen Grade des Bewußtseins, wie sie noch heute beim Menschen nebeneinander fortwirken: Wenn ich Wärme empfinde, so bin ich mir großer Bewegungsgeschwindigkeiten bewußt, d. h. ich fühle sie. Dunkelstes Bewußtsein. Wenn ich Farben sehe, Töne höre, so fasse ich große Bewegungsgeschwindigkeiten mit meinen Gesichts- oder Gehörnerven deutlich auf. Helleres Bewußtsein *). Wenn ich weiß, wie viele Schwingungen die Molecülen meines Körpers, oder die Nerven meines Gehör- und Gesichtsorganes machen, wenn ich den bestimmten Ton, die bestimmte Farbe wahrnehme, so bin ich mir dieser Erscheinungen — nach heutigem Dafürhalten — am vollständigsten bewußt. Höchste Stufe.

Hier haben wir zwei Grundirrthümer des gewöhnlichen Denkens zu vermeiden und uns derselben zu entledigen, damit wir nicht durch den Widerspruch von Worten und Thatsachen in das Labyrinth des Pessimismus oder der oben bezeichneten Einseitigkeiten herein gezogen werden. Der eine ist, daß der Stoff sich feindselig oder gleichgiltig gegen das Empfindungsleben verhalte, eine Ansicht, die sich uns immer aufdrängt, wenn wir erleben, wie ein ausgezeichneter Mann, der das Geistesleben mächtig hätte fördern können, das Opfer eines schnöden, heimtückischen Zufalls wird. Daraus schließen wir dann, daß wir selbst, unser ganzes Geschlecht eine Beute des finstern Zufalls sind, daß uns ein grausamer Zauber an dem öden Gestade dieses Lebens ausgesetzt und dann preisgegeben habe. Dem ist nicht so. Der Stoff ist so wenig gleichgiltig gegen das Empfindungsleben, daß er sich an alle Pforten die ihm offen stehen zudrängt, um durch

---

*) Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Schiller.

dieselben in das Reich des Bewußten zu gelangen. Ein anderes Mittel, als durch die Lebensformen, gibt es freilich nicht. Und der Stein, der einen Menschen zufällig tödtet, er ist noch blind, empfindungslos, er weiß nicht was er thut, er gehorcht dem Gesetz der viel tieferen Stufe der mechanischen Bewegung. Dieser nämliche Stoff, wenn er zur Antheilnahme an einem höheren Leben berufen gewesen, hätte sich ganz anders verhalten. Also unser Dasein ist kein rein zufälliges, kein preisgegebenes, das wir nur heimlich und verstohlen vor den feindlichen Angriffen der Natur zu sichern haben, sondern es ist eine wesentliche Eigenschaft des Stoffs, welche durch unsere Existenz wie die der ganzen Thierheit sich zu äußern, in die Erscheinung zu treten bestrebt ist. So wenig aber der Mensch plötzlich aus dem unorganischen Stoffe hervorgehen konnte, ebenso wenig vermochte der Stoff anders als durch die unendliche Entwicklungsreihe organisirter Körper zum Bewußtsein und stets hellerer Erkenntniß zu gelangen. Daß die Geistes- oder Empfindungswelt von dem Tage an, wo sie zu sein begann, zu stets höherer Vollkommenheit geschritten ist, daß demnach das neu aufgegangene wesentliche Princip der Empfindung ein welt-gestaltendes und -umgestaltendes geworden ist, das wenigstens sagt uns die Erfahrung. Und sie läßt uns also auch die Erwartung als eine berechtigte erscheinen, daß dem geistigen Fortschritt kein Ziel gesetzt ist, daß immer heller und selbstgewisser die menschliche Vernunft sich entwickeln werde und daß in fern-dämmernden Jahrhunderten Ziele und Fähigkeiten verborgen liegen, von denen das heutige, kurzsichtige Geschlecht noch keine Ahnung hat.

Ist demnach die stete Vervollkommnung des geistigen Bewußtseins die deutlich erkannte Tendenz der irdischen Entwicklung, so haben wir uns doch vor dem anderen Grundirrthum zu hüten, als sei dem Stoffe als solchem dies eine bewußte Absicht, oder als leite die Menschheit eine unsichtbare Hand zu den stets klareren Zielen dieser Entwicklung. Dieser anthropomorphische Irrthum tritt in der griechischen Philosophie zu Tage, wenn Anaxagoras den νοῦς, Plato

die Ideen als bei der Weltbildung thätig annimmt; mehr noch in der griechischen Mythologie, welche die Entwicklung, das post hoc, als ein von Göttern vorausgesehenes und gewolltes, also direkt von ihnen veranlaßtes ansahen, so daß z. B. Ceres die Menschen Ackerbau, Gesetze, mildere Sitten lehrt, Prometheus, um dieselben aus der Abhängigkeit der Götter zu befreien, das Feuer vom Olymp stiehlt und es seinen Lieblingen schenkt. Der Stoff ist heute ein zur Erreichung der stets größeren Entfaltung des Bewußtseins gegliederter, das Centralorgan ist die Menschheit; wie früher das Leben, so dienen heute bereits die todten Stoffe diesem Centralorgan zur Verwirklichung jener Aufgabe. Nicht dem unmittelbaren Befehle, wie die Magie des Mittelalters wollte, aber den Zauberformeln der Wissenschaft gehorchen Dampf, Licht, Electricität. „Du machst die Winde zu Deinen Boten und die Feuerflammen zu Deinen Dienern!" Geist der Menschheit, das vermagst du, aber nicht unter der Führung einer höheren Macht, die dich leitet und gängelt, nicht unter der des todten Stoffs, der dir vielmehr nur als Sclave dient und durch dich erst seine Erlösung finden wird, sondern durch eigenen Willen, durch eigenes Forschen und Tasten, Ringen und Kämpfen, Leben und Sterben!

Jener Grundirrthum, dem wir auch heute noch bei unserm gewöhnlichen Denken begegnen, indem wir die Dinge umkehren und z. B. sagen, die Vernunft habe die Sprache hervorgebracht, das System der Schrift sei eine absichtliche Erfindung des Menschen, indem wir andere Fortschritte, die sich aus nächstliegenden Ursachen vollzogen, mit dem Lichte ihrer unermeßlichen Folgen beleuchten z. B. die Buchdruckerkunst, er würde in diesem besonderen Falle sich also formuliren: „Der Stoff will zu hellem Bewußtsein gelangen und hat darum den Menschen entwickelt." In spiritualistischer Fassung würde er lauten: „Der Weltgeist hat die Dinge so geordnet, daß sein Abbild, der Menschengeist, daraus hervorgehn konnte." Im ersteren Falle dürften wir es allerdings dem Stoff, im letzteren dem Weltgeist sehr übel nehmen, daß so viele herrliche Kräfte jammervoll zu Grunde gehn!

Die speculative Philosophie aber hat das Recht mit dieser anthropomorphischen Ansicht ihre deductiven Seiltänzereien zu treiben, und nachzuweisen, daß die ursprüngliche Potenzialität in die Actualität übergetreten, daß nach der prästabilirten Ordnung der Dinge der der Schöpfung immanente Urgrund sich in dem Menschengeist zur idealen Realität gestaltet habe und wie die Herrn von der Feder und vom Katheder alle nach ihrem großen Vorbilde in Göthe's Faust weisheittriefend verkünden:

Der Philosoph kommt hinter drein,
Und lehret euch, das müßt so sein.
Das Erst' wär so, das Zweite so
Und drum das Dritt' und Vierte so.
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär,
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr
Das preisen die Schüler denn aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.

XIII.

Die Monaden.

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleih'n
Und uns eines Folge-Lebens erfreu'n.
Goethe.

Es sind wenige und einfache Sätze, welche als Ergebnisse der menschlichen Weltanschauung in meiner bisherigen Darstellung Verständniß gegeben zu haben. Es scheint mir zweckmäßig, dieselben an dieser Stelle zu recapituliren.

1) Grundbestandtheile der Schöpfung sind gleichartige, mit gleicher Bewegung begabte Atome. Diesen Atomen ist als innere Eigenschaft die Fähigkeit der Empfindung zuzuerkennen.

2) Die höchste uns bekannte Steigerung der Bewegung finden wir in den Schwingungen des Aethers und der Molecülen, die uns als Licht, Wärme, Electricität u. s. w. bekannt sind, und deren Quelle unsere Sonne ist.

Die höchste uns bekannte Steigerung der Empfindung tritt in dem Organismus Menschheit hervor. Diese Organismus gliedert sich aus allen vergangenen Geschlechtern und gleichzeitigen Generationen, Völkern und Individuen. Die höchsten Momente welche das Empfindungsleben in seiner Entwickelung hat, in welchen das Leben der Menschheit als solcher zum Selbstbewußtsein gelangt, welche

Ihr Wohl und Weh auf einem Leben häufen
Und so ihr eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern

können. Denn es ist ebenso gewiß, was Dante sagt, daß je vollkommener ein Wesen, es Freude und Schmerzen um so mehr empfindet.

3) Der Mittelpunkt der menschlichen Erkenntniß ist das Bewußtsein mit dem ganzen Bereich seines inneren Geisteslebens. Als Mensch erkennt er durch den Verstand. Er erblickt sich deshalb durch den Weg seines eigenen Ich, d. h. er sieht auch alle Erscheinungen

Es sind wenige und einfache Sätze, welche als Grundideen der monistischen Weltanschauung in meiner bisherigen Darstellung Verwerthung gefunden haben. Es scheint mir zweckmäßig, dieselben an dieser Stelle zu recapituliren.

1) Grundsubstanz der Schöpfung sind gleichartige, mit gleicher Bewegung begabte Atome. Diesen Atomen ist als innere Eigenschaft die Fähigkeit der Empfindung immanent.

2) Die höchste uns bekannte Aeußerung der Bewegung finden wir in den Schwingungen des Aethers und der Moleculen, die uns als Licht, Wärme, Electricität rc. bekannt sind, und deren Quelle unsere Sonne ist.

Die höchste uns bekannte Aeußerung der Empfindung tritt in dem Organismus Menschheit hervor. Dieser Organismus gliedert sich aus allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Generationen, Völkern und Individuen. Am höchsten potenzirt müßte das Empfindungsleben in jenem Individuum sein, in welchem das Leben der Menschheit als solcher am vollkommensten bewußt würde, welches

Ihr Wohl und Weh auf seinen Busen häufen,
Und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern

könnte. Denn es ist ebenso gewiß, was Dante sagt, daß je vollkommener ein Wesen, es Freud' und Schmerzen um so mehr empfindet.

3) Ausgangspunkt der menschlichen Erkenntniß ist der Mensch selbst mit dem ganzen Gefühl seines individuellen Ich. Die Außenwelt erkennt er durch den Gegensatz. Er erschließt sich dieselbe durch das Maß seines eigenen Ich, d. h. er faßt auch alle Erscheinungen

menschenartig auf. Die frühesten Denkbilder sind durch den Sinnenschein dargebotene, zu lebendigen Individuen zusammengebundene Erscheinungen.

Es sei uns nun verstattet, auf alles dieses den Begriff Monade anzuwenden. Das bewegte, empfindungsfähige Atom sowohl, wie die brennende Masse der Sonne, der Organismus Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung, wie der einzelne Mensch, jeder zusammenhängende, sich in Raum oder Zeit bedingende Complex von Erscheinungen, so wie jedes aufs Gerathewohl und durch zufälliges Zusammensein gebundene Denkbild sei für uns eine Monade.

Zuvor will ich aber an Beispielen klar machen, was ich unter Monade verstehe.

Der Reiter auf seinem Pferde ist eine Monade. Jedes der beiden Individuen hat einen Theil seiner Selbständigkeit aufgegeben. Die Füße des Reiters dienen ihm nicht mehr zum Gehen, dafür hat er die Geschwindigkeit der Pferdefüße sich zu eigen gemacht. Es ergibt sich aus der gegenseitigen Bedingtheit eine dem Reiter zu Gute kommende Bewegungsfähigkeit. Die beiden Willen sind in dem Herrscherwillen des Reiters aufgegangen. Die Zügel wirken durch Empfindung und Bewegung wie beim organischen Wesen Nerven und Sehnen auf Richtung des Kopfes und des Ganges, die Sporen reizen zur Schnelligkeit. Die Harmonie des Ganzen gleicht einem künstlich geschaffenen Organismus.

Ein anderes Beispiel sei ein wohlgeschultes Regiment Soldaten. Es hat seinen Centralwillen, mehrere Leiter dieses Willens vermitteln denselben zu allen Theilen des Ganzen. Die Individuen, aus denen es besteht, haben den größten Theil ihrer freien Bewegung aufgegeben bewegen sich nur nach Gesetzen einer bestimmten Rhythmik, welche die Gesammtbewegung regelt und erleichtert und in den Grenzen einer gewissen Beschränkung, welche ebenfalls den Gesetzen der Gesammtbewegung untergeordnet ist, keine gegenseitige Zerstörung der Kraft erlaubt, dagegen centralisirte Wirkung ermöglicht. Jeder Soldat als Einzelner ist eine Monade; in seiner Einordnung unter das

Regiment ist er nur ein Theil der Monade und insofern begreifen wir auch, wie ihm gewisse Eigenschaften einwohnen, die nur durch seine Bedingtheit von der größeren Monade zu erklären sind.

Diese Beispiele sind wohl sehr klar. In ihnen sind räumliche und Bewegungsverhältnisse zu gegenseitiger Bedingtheit zusammengeschlossen, welche gleichzeitig wirken.

Jede Pflanze ist eine Monade. Zu den Eigenschaften der Pflanze gehört aber die Entwicklung, d. h. sie ist in jedem minimalen Zeitabschnitte eine andere, doch so daß jede folgende Erscheinungsform mit der vorausgehenden in direktestem und vollständigstem Causalitätsverhältnisse steht. Die Pflanze bildet also in all ihren Entwicklungsstadien als keimende, treibende, blühende, fruchttragende eine in zeitlichem Zusammenhange gedachte Monade, deren Wesen nur durch die Summe sämmtlicher in ihrem ganzen Lebensverlaufe durchmessenen Entwicklungsmomente zu begreifen ist.

Wie die Einzelpflanze, so ist auch ihre ganze Species eine Monade, desgleichen die höheren Ordnungen, Arten, Familien, Gattungen, sowie das ganze Pflanzenreich. Genau so verhält es sich mit den Thieren, wie überhaupt mit allen Naturwesen. Bei der ungeheuren Verkettung der Dinge und der allseitigen Bedingtheit derselben könnte eigentlich jeder beliebig herausgenommene und abgegrenzte Theil z. B. ein Stein, eine Wolke Monade genannt werden. Und wem eine Wolke doch etwas gar zu Flüchtiges, Uebergängliches erscheint, der denke an die Worte Goethe's, welche die Flüchtigkeit seiner eigenen, zweifellosen Monade kennzeichnen:

Und was sich an jener Stelle
Nun mit Deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle
Und so eilt's zum Element.

Jede Monade kann, wie gesagt, als ein Theil einer oder vieler höheren Monaden gedacht werden, mit welchen sie in räumlichem oder zeitlichem Abhängigkeitsverhältnisse steht. So sind alle Dinge dieser Erde Theile der Monade Erde; Mond und Erde bilden zu-

sammen eine Monade; beide sind Theile der Monade Sonnensystem u. s. w.

Die höchste Monade ist das All, die einfachsten Monaden sind die Atome. Sie allein existiren wahrhaft und mit Nothwendigkeit als Monaden; sie sind wahrhaft Substanz, alle übrigen Monaden sind nur Formen, Relationen: wie sich leicht aus der Betrachtung ergibt, daß im Verlaufe der Entwicklung der Organismen die ursprünglichen Atome durch andere ersetzt werden, während die Form bleibt.

Je bestimmter, je allseitig innerlich bedingter ein Wesen, je nothwendiger jeder seiner Theile sich zur Einheit zusammenschließt, desto vollkommener die Monade. Die vollkommensten Monaden sind also nach meiner Darstellung S. 88 die organischen Wesen und zwar die Thiere vollkommnere, als die Pflanzen. Die gleichen Eigenschaften müssen in den Kunstwerken, Monaden der Kunst, zu Tage treten, da diese der Natur nur nachschafft. Das ist die nothwendige Einheit eines jeden Kunstwerks.*)

Von großer Bedeutung wird der Begriff Monade für die Richtigkeit unserer Erkenntniß. Diese wird nur dann ihr Ziel erreichen, wenn die Monaden unserer Denkbilder in Uebereinstimmung kommen mit den Monaden der Wirklichkeit, d. h. wenn wir die Dinge in ihrer richtigen Abhängigkeit und Bedingtheit erkennen lernen. So hielten die Alten die Erde für die eigentliche Monade, Sonne, Sterne und Himmel für Theile derselben. Die Geister Copernicus, Newton, Kepler erschufen eine Denkmonade, welche in Uebereinstimmung steht mit der Wirklichkeit.

*) Gegen diese Wahrheit, welche so alt ist wie die Kunst, wird heute noch vielfach gesündigt von Männern, denen man eine bessere Einsicht zutrauen sollte. Wenn ein Kapellmeister am Schlusse der Aufführung des Judas Maccabäus das so nothwendige, so innig sich anschließende und so prächtig abschließende Hallelujah wegläßt und dafür — des schnöden Effekts halber — das Hallelujah aus Messias folgen läßt, begeht er da nicht eine himmelschreiende Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst? Thut er etwa etwas Anderes, als der Künstler, der auf den Rumpf der Venus von Melos den Kopf der mediceischen Venus aufsetzen wollte?

Für die speculative Philosophie war die menschliche Vernunft in ähnlich kindlicher Auffassung die absolute Monade, das All des Vernünftigen. Mit Hegel waren alle Räthsel des Daseins gelöst, es blieb nichts mehr übrig. Die monistische Philosophie faßt die menschliche Vernunft auch als eine Monade, die, als Entwicklung in der Zeit aufgefaßt, da beginnt, wo das erste Empfindungsleben aufkeimt und von Jahrtausend zu Jahrtausend durch immer andere und neue Organe sich fortpflanzt und stets zu größerer Klarheit vervollkommnet, die ursprüngliche Eigenschaft — die innere Eigenschaft des Stoffs — immer mehr steigert und potenzirt und die sich heute schon des Ziels ihres Strebens wohl bewußt ist, wenn sie auch eingestehen muß, daß sie dasselbe wohl nie erreichen wird.

Also die Mehrzahl der Monaden sind in unserem Denken sich abspiegelnde und zusammengefaßte Relationen, welche, wie ich im vorigen Abschnitte nachwies, für den menschlichen Geist als wahre Substanzen und individuelle Wesen gelten. So waren Zeit, Raum, Krankheit, Tod früher wirkliche Wesen. So werden die meisten Menschen heute noch die Sprache für eine wirkliche Substanz halten, während sie weiter nichts ist, als eine ungeheure Monade, die aus anderen Monaden besteht, deren Inhalt nichts als Relationen sind. Daher auch der so vielfach, fast allgemein grassirende Irrthum, vermöge dessen die Mehrzahl der Menschen glaubt, mit einem Worte eine Sache erklären zu können, da sie eben jenes für etwas Wesentliches halten. Der Irrthum stammt wohl aus der Urzeit der Sprache, wo Alles Eigenname war und wo jede Empfindung als von einem persönlichen Wesen veranlaßt aufgefaßt wurde. In diesem Falle wäre wirklich das Wort die Sache: statt der Relation des Schlafes hätten wir den Sandmann, statt der Monade Baum eine Dryade, statt des Quells eine Nixe.

Wenn der Satz der monistischen Philosophie richtig ist, daß es nur Eine Substanz gibt, den raumerfüllenden Stoff, mit seinen zwei Attributen Bewegung und Empfinden, so müssen für unser Denken zwei große Monaden sich als natürlich darstellen, nämlich das

aus dem Zusammenwirken aller Atome sich als ein System von Kräften ergebende bewegte Universum und die Geisteswelt, welcher dieses Universum sich als ein klingendes, leuchtendes, helles, dunkles, farbiges darstellt. Die Gegensätzlichkeit und gegenseitige Bedingtheit dieser beiden Monaden ist Jedem einleuchtend. Am befangensten ist hier der Materialismus, der nur ein mechanisch bewegtes Universum, also nur Eine wirkliche Monade anzunehmen scheint. Nein, dieser mein Körper, dieser Stoff, der, so wundervoll in demselben combinirt, die Geistesthätigkeit ermöglicht, er ist ein Accidens, die Form desselben aber, sie ist das wahrhaft Wesentliche, sie wäre niemals auf mechanischem Wege zu Stande gekommen, sie hat die Empfindung geschaffen, indem diese vom kleinen lichten Pünktchen ausgehend, von Jahrtausend zu Jahrtausend sich günstigeren Stoff, günstigere Bedingungen, günstigere Organe aneignete. Und so bin ich denn wirklich eine geistige Monade oder Relation oder Form, denn alle Stofftheilchen, die in mir sind, zusammengerüttelt, sie werden nie auf mechanischem Wege meine Person schaffen: die Form, die Lagerung derselben ist das Wesentliche, die aber ist durch eine vielhunderttausendjährige Vergangenheit von Empfindungsleben, bewußtem, geistigem Leben geschaffen. Und so bin ich denn als Mensch eine wahrhaft geistige Monade, zugleich ein Atom jener großen Geistesmonade, welche als Menschheit von grauer Vorzeit bis in ferne Jahrtausende lebt und sich fortentwickelt. Und als Theil dieser großen Monade geht der geistige Strom der Vergangenheit durch mich hindurch, werde ich von dem Geistesleben der Gegenwart bedingt und durchdrungen, wenn man mich herausrisse aus diesem Ganzen, so wäre ich ein unvollkommenes, dysteleologisches Wesen.

Du muthest uns da, wird der Leser einwenden, ein schwierige Abstraction zu, die doch gar zu sehr an die Worterklärungen der mittelalterlichen und modernen Scholastik mit ihrem quatenus und An- und Fürsichsein erinnert. Unser Geist soll eine Wirkung des Stoffs sein und dennoch soll letzterer, der das wahrhaft Substanzielle ist, nicht das Wesentliche dieser Monade sein. Unser Geist soll

nur Relation, Form sein und doch die wahre Monade, das wahre Ich, das diesen Körper geschaffen hat. Das sind logische Widersprüche, die sich durch keine dialektische Kunst lösen lassen.

Zum Glück ist die Pflanzenwelt da, in welcher der Geist nicht wirkt, bei der der Chemismus das einzige formgebende Princip ist, deren ganze Entwicklung als ein chemischer Prozeß betrachtet werden muß, bei welchem die inneren Vorbedingungen im Verein mit den äußeren Wirkungen die Erscheinungen jedes Moments durchaus und vollständig erklären müssen, da die Pflanze willenlos ist. Nimm nun an, an irgend einem Punkte der Pflanze träte Empfindung und Wille auf: augenblicklich wäre die bloß chemische Wirkung aufgehoben, ein revolutionäres Princip, ein formschaffendes, wäre eingetreten, welches nach Verwirklichung drängte, gerade wie der Stein durch die mechanische Wirkung der Schwere zur Erde fällt. Es ist aber kein chemisches Princip, denn sonst wären wir selber Pflanzen. Es ist die besondere Eigenschaft des Stoffs, das Empfinden, welches den beiden Wirkungen — Chemismus und Schwerkraft — sich entgegensetzt, gerade so wie bei der Pflanze die chemische Wirkung die mechanische überwindet.

Und so ist es denn wahrhaft und wirklich der Geist, welcher sich diesen Körper geschaffen hat, als eine möglichst günstige Form, durch welche er in die Erscheinung treten kann. Es ist die eine Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung, welche als Geist alle übrigen Kräfte überwindet und in seinen Dienst nimmt, obschon zeitweilig auch die mechanische Wirkung des seelenlosen Stoffs wieder siegt, wenn z. B. ein Erdbeben volkreiche Städte zertrümmert und viele Menschenleben vernichtet. Die Schwierigkeit jener Abstraction wird aufgehoben, wenn man sich den formgestaltenden Geist nicht als eine in dem einzelnen Individuum eingeschlossene Kraft, sondern als eine Entwicklungsmonade denkt, welche von dem ersten Aufdämmern des Empfindungslebens bis auf den heutigen Tag fortlebt und sich weiter entwickelt.

Gehen wir nun mit Benutzung des eben entwickelten Begriffs

Monade auf den Entwicklungsgang der menschlichen Erkenntniß zurück. Also wie der Mensch eine centralische Monade war, bei welcher alle Organe und Theile zu einem Mittelpunkt, seinem Empfinden, zusammenwirkten und von diesem als Wille thätigen Mittelpunkte aus wieder beherrscht wurden: ebenso faßte er ursprünglich auch alle Dinge der Außenwelt als persönliche, belebte Monaden. Das Gefühl der Abhängigkeit und die daraus hervorgehende Furcht oder Hoffnung erfüllte die Welt mit selbstgeschaffenen gütigen Geistern und Unholden. In seinen Göttern malt sich der Mensch, sagt Schiller und nie ist ein wahreres Wort gesprochen worden. Die schönste Form der personificirten Naturkräfte, wie sie in der Außenwelt und den Regungen der eigenen Seele dem Menschen bewußt wurden, war der vielgestaltige, poetisch ausgebildete griechische Polytheismus. Ein sehr religiöses oder wenn man will, sehr abergläubisches Volk waren die Römer, sie hatten für alle Lebensverhältnisse ihre besonderen Gottheiten, d. h. sie erkannten in allen möglichen Relationen wirkende Monaden. Die Gebärende schrie zur Juno Lucina, das erste Aufstellen des Neugebornen war der Statina geweiht, sein künftiges Geschick der Fata Scribunda; Vitumnus und Sentinus geben ihm Leben und Empfindung, schreit das Kind, so wirkt der Vagitanus; in der Wiege beschützen es die Cuba, Cunina und Rumina und wenn es entwöhnt wird, so müssen Edusa und Potina helfen u. s. w. Mit einem Worte, in den allergewöhnlichsten, ja selbst höchst prosaischen Dingen (Cloacina) erkannten die Römer das Wirken göttlicher Monaden.

Wenn wir uns vermittelst einer uns heute schwer fallenden Abstraction in jene Zeiten des naiven und idealen Anthropomorphismus zurückzuversetzen suchen, in welchen das Weltall für die Menschen mit beseelten Monaden erfüllt war, so werden uns die Vorzüge dieser Auffassung, deren Verschwundensein ja Schiller in einem tiefempfundenen Gedichte beklagt, sowie ihre Einseitigkeit, welche nachmals einer höheren Entwicklung Raum gewähren mußte allmählich klar werden. Unter erstere rechne ich vor allem den seelischen Antheil,

welchen der Mensch an allen Naturerscheinungen nahm und der uns noch heute nachklingt, sei es daß wir die Landschaft vergeistigen, indem wir die Empfindungen aus unserem Busen in sie hineintragen, sei es daß wir mit Goethe rufen: „Nicht Berg oder Thal sind uns interessant, sondern daß dort warme Herzen schlagen, das macht uns die Gegend schön.“ Zweitens daß das Augenmerk des Menschen hauptsächlich auf die Thätigkeit gerichtet war und nicht auf das Objekt. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die persönliche Auffassung der Dinge in der Außenwelt die einzige Möglichkeit war, wodurch die noch schwanke und unsichere Vernunft überhaupt Dauerndes im Wechsel in sich aufzunehmen vermochte.

Derselbe Trieb, der uns heute nicht eher Ruhe finden läßt, bis wir „das vertraute Gesetz in der Erscheinungen Flucht“ ermittelt haben, dadurch also die Erscheinung in eine gewisse Beziehung und Abhängigkeit zu unserer Vernunft gebracht haben, der nämliche Trieb wirkte damals in der Personification oder Vermenschlichung der Naturkräfte und Wesen. Der lebendige Himmel — Caelus oder Uranus — von dem wußten jene Menschen zu erzählen, er zürnte heute in dunkeln Wolken und zückenden Blitzen, morgen lachte er sie an, dann milderte er wieder die sengende Hitze durch frische Regentropfen — man vergleiche mit dieser persönlich lebendigen Auffassung den blöden, theilnahmlosen Blick mit welchem das Thier diese ihm ganz fremden, durchaus unerschlossenen und unverstandenen Erscheinungen anstiert! Und gibt uns das Kind, geben uns die Naturvölker, gibt uns der alte Homer nicht auch hier die bedeutsamsten Winke und Aufklärungen? Von Beschreibungen ist bei diesen niemals die Rede, wie sollten sie auch dazu kommen, Beschreibung ist ja eine späte Abstraction: erzählen, epische Dichtung, erleben, etwas werden sehen, das ist das Lebenselement dieser geistigen Stufe. Woher sollte nun, so fragen wir billig, den in fortgesetzter Flucht sich drängenden Erscheinungen ein dauernder Hintergrund gewonnen werden, wenn es nicht durch Personification geschah? Und um so mehr, da ja auch im Menschen in der rasch drängenden Folge seiner eigenen Empfindungen

stets seine eigene Person als bleibender Hintergrund, als Dauerndes im Wechsel bewußt war! Also — entweder gehorcht der Mensch instinctiv und bewußtlos jeden Abend dem allbezwingenden Naturtrieb und schläft ein, wie es das Thier auch thut oder er wird sich des kommenden Schlafes, der Wiederkehr dieser Erscheinung bewußt, dann ist es Jemand außer ihm, eine bestimmte Person, der Sopor z. B. der ihm das anthut; denn er fühlt ja, daß er selbst es nicht thut und siehe da! die Erscheinung gewinnt für ihn Form und Gestalt, sie tritt in klaren Umrissen ihm entgegen, sie wird für ihn wirklich. Und nun kann er von ihr erzählen, sie bekommt eine Geschichte, alle ältesten Erfahrungen und Beobachtungen fixiren sich um diese Gestalt herum, die innere Phantasie leiht ihr schon Züge, lange ehe der erste Künstler dieselben grob in einem unförmlichen Steinklumpen auszudrücken versucht. Und auch heute noch, nachdem längst jene uralte Weltansicht geschwunden, weiß der Mensch, weiß der Dichter seine innersten Seelenempfindungen nicht anders auszusprechen, als indem er den Kinderglauben unbewußt erneuend, in rührender Klage jene Macht anruft:

O Schlaf, o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur, wie schreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willst die Augen,
Und meine Sinne tauchen in Vergessen?

Also persönliche Wesen waren die ersten Monaden des Denkens, welche diesem einen Halt verliehen und es in Stand setzten die flüchtige Sinneswahrnehmung in einen dauernden Begriff zu verwandeln. Hiedurch gewinnt die auf S. 262 ausgesprochene Hypothese, daß die ältesten Worte Rufnamen gewesen seien, eine neue Unterstützung.

Thun wir einen großen Schritt vorwärts und versetzen wir uns aus jener ältesten Stufe des naiven mitten in das Walten des idealen Antropomorphismus. Das höhere Gemeinleben, die darin zum Vorschein kommenden und sich entfaltenden Kräfte, sie haben in erhabenen Göttergestalten ihren bewußten Ausdruck gefunden, welche noch immer den Ursprung aus jenen primitiven Vorstellungen nicht

verleugnen können. Die Laren und Penaten, welche das Haus des Einzelnen in ihre Obhut nahmen, sie sind zu Schutzgöttern des großen Gemeinwesens geworden, der Genius, der das Leben des Naturmenschen leitete und beschützte, er ist der Genius des Volkes, der mächtige Beherrscher seiner Geschicke, der Nationalgott. Das trauliche Feuer, welches auf dem Heerde, dem Vereinigungsort der Familie, brannte und so die Seele des Hauses darstellte, es wird auf dem geweihten Altare der Vesta von reinen Jungfrauen unterhalten, es ist die Seele des Gemeinwesens geworden. Und kein Wort dringt tiefer in die Herzen der Römer, mahnt sie dringender an Tapferkeit und entschlossenen Widerstand als die Erinnerung an diese heilige Flamme. Und wenn die Griechen auszogen, eine neue Heimstätte in der Ferne sich zu gründen, so nahmen sie von dem heiligen Feuer mit in ihre Schiffe und das erste Feuer, daß sie auf fremdem Boden entzünden, es spiegelt in seinem Scheine das Bild der unvergeßlichen Heimat. — So gewinnen hohe ethische Mächte, geistige Abstractionen eine persönliche Gestalt, sie traten in die Wirklichkeit, sie walteten draußen im Leben, wie drinnen in der Seele. Fides, die Treue, Pudicitia, die Schamhaftigkeit, Virtus, die Mannestugend, sie genießen hohe Verehrung, weil sie wirkliche, persönliche Gottheiten sind; ja wir dürfen behaupten, daß alle diese edlen Regungen im instinctiven Leben geblieben, niemals als thätige Principien in das allgemeine Bewußtsein eingetreten wären, wenn man sich dieselben nicht vorher als wirkliche, persönliche Monaden vorgestellt hätte.

Daß das ethische Leben, die Beziehungen des Menschen zum Menschen, sein ganzes Thun und Lassen höheren Wesen geweiht waren, das hatte offenbar die heilsamsten Wirkungen; so wurden denn bei den Römern in der guten Zeit das gegebene Versprechen, die Ehe, die Treue gegen den Gastfreund und so viele andere Verpflichtungen unter der Aegide der Religion auf's Heiligste beobachtet.

Und mit dem Glauben an die alten Götter schwand auch vielfach die Uebung der Tugenden, die sie repräsentirten, wie denn ja

gewiß das Ueberhandnehmen der skeptischen, nur den Sinnengenuß predigenden Lehre Epikurs einen großen Antheil an der nachmals so furchtbaren Entsittlichung der Römer hat.

Um es also kurz zu wiederholen: Alle Monaden des Denkens, zuerst die sinnlichen Dinge, und dann die höheren Abstractionen, erschlossen sich der menschlichen Auffassung nur als persönliche lebende Monaden. „Die Götter wirken, weil sie sind" und „Sie sind, weil sie wirken", um diesen Angelpunkt drehte sich eine lange Zeit alles menschliche Denken.

Was auf einer früheren Stufe zur Festigung der Begriffe durchaus nothwendig war, das mußte sich nachmals dem wissenschaftlichen Denken als eine Hemmung, als ein ewig Schwankendes und nirgend Faßbares darstellen. Denn von dem Begriff der Persönlichkeit ist durchaus untrennbar die Vorstellung des Willkürlichen, sowie der Beschränkung. Die Anerkennung des nothwendigen Verlaufs der Dinge erzeugte demnach auch in der Tiefe des antiken religiösen Bewußtseins die Idee eines dunkeln, unbeugsamen Fatums, dem alle Creatur, Götter und Menschen, unterthan seien. Die philosophische Naturbetrachtung der Griechen suchte dagegen nach allgemeinen, ewigen, unpersönlichen Principien, aus denen die Welt und das Menschenleben als ein nothwendiges Resultat hergeleitet werden könnte.

Aristoteles berichtet uns eine Aeußerung des Kratylos, des ersten Lehrers Plato's, die ich für ungemein charakteristisch halte zur Aufhellung jenes Vorgangs in der Menschenseele, der zuerst dem Zweifel an der Persönlichkeit der Dinge Raum gewährte. „Kratylos verlangte, daß man kein Ding mit Namen nennen, sondern nur auf das Erscheinende hinweisen solle!" Kratylos war ein Anhänger der Lehre des Heraklitus, jenes tiefsinnigen Denkers, der den Grundgedanken der modernen Weltanschauung, daß Alles in einem ewigen Werden ist, zuerst aussprach. In seinen Worten liegt stillschweigend folgendes Raisonnement enthalten: „Sind die Dinge nicht persönliche Wesen, so gibt es nur Erscheinungen. Keine Erscheinung ist

aber der anderen gleich. Es kann also nie dasselbe Wort für zwei Erscheinungen ausreichen." Wir sehen hier deutlich, wie das ursprünglich festigende Princip der persönlichen Monaden in einer bestimmten Entwicklungszeit sich vollständig auflöst und zurücktritt, und nun im ersten Augenblicke der ewige Fluß der Dinge, das Vorüberrauschen der Erscheinungen die Herrschaft zu gewinnen scheint, womit die Gefahr nahe liegt, daß der Mensch gar nichts Dauerndes im Wechsel zu erkennen vermag. Wer über obigen Satz des Kratylos nachdenkt, der wird finden, daß das Wort Namen noch vieles von dem Begriffe Eigennamen in sich schließt. Was dauert, ist allein unsere Person; sind die Dinge unbeseelt, so ist nichts Dauerndes in ihnen, sie verdienen also keine Namen, sie sind nur ewig sich verändernde Erscheinungen.

Der Weg, auf welchem der Zweifel an der Persönlichkeit der Monaden seinen Einzug in die menschliche Vernunft hielt und zu dem Ferment wurde, das die ganze Vorstellungswelt in neue Gährung versetzte und umbildete, läßt sich aus dem Sprachleben der Naturvölker unschwer erkennen und ist noch heute auch in den Geschlechtsunterscheidungen unserer Culturspracher uns offenbar erhalten. Das von dem Menschen selbst Gemachte, das ohne sein Zuthun gar nicht Bestehende, das in seinem ganzen Verlaufe direkt von seinen Einwirkungen Abhängige war ihm zuerst das Seelenlose, Sächliche und somit wird es uns denn ebensowohl verständlich sein, daß das Kind die ihm fremden Gegenstände wie persönliche Wesen anschaut, als daß der Grieche sein lebendes, beseeltes Kind ein τέκνον nannte.

Es war also der natürliche Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft, daß sie zu einer bestimmten Zeit an die Stelle der persönlichen Monaden unbeseelte, allgemeine Principien und Kräfte zu setzen bemüht war. Die griechische Philosophie stellt diese Entwicklungsepoche dar, indem sie in Thales das Wasser, in Pherekydes Aether, Erde und Zeit, in Empedokles die vier Elemente und die beiden Kräfte der Anziehung und Abstoßung, in Demokrit die Atome als den Urgrund aller Wesen und die Ursachen der Erscheinungen

aufstellt. Die auflösende Wirkung, die zersetzende Gewalt jenes Zweifels, der mit der Leugnung der Persönlichkeit der Wesen auch ihre Existenz aufhob, führte naturgemäß zu den einseitigen skeptischen Lehren der Sophisten, für welche es nur ein subjectives Empfinden, keine objective Wahrheit gibt, welche für jeden Satz das pro und contra beweisen wollen, welche überhaupt die Existenz der Dinge leugneten und mit diesen Ansichten und ihren dialektischen Künsten vaterländische Sitten, Tugend und Pietät aufs schwerste schädigten. Wie die jonische Naturphilosophie die Welt und den Menschen auf der Basis unbeseelter Monaden oder Urprincipien aufzubauen sucht, so blieb den Sophisten schließlich nur die Eine beseelte Monade, der subjective Mensch, übrig, dessen Willkür und Behagen also alleiniges Gesetz für ihn, dessen Glauben, Meinen, Denken immer Wahn ist. Der erste Sophist war Protagoras und der erste Satz seines Werkes enthielt im Keime die ganze nachmals sich breit entfaltende Lehre; er lautet: „Von den Göttern kann man nicht wissen, ob sie sind oder ob sie nicht sind.“ Wir sehen also hier die ewigen Gegensätze des Bewegten und des Empfindungslebens in ihren Extremen sich einseitig zu Systemen ausbilden, welche die vorher persönlich belebte und darum wirkliche Welt in Trümmer zerschlagen, aus welchen erst eine künftige Neuschöpfung sie wieder aufrichten mußte.

Die ethische Reaction gegen die unheilvollen Lehren der Sophisten erweckte den Sokrates, den Weisesten aller Griechen. Auch er erklärte: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Aber, wie ihm der Mensch das Wichtigste war, daß Sichselbsterkennen die erste Pflicht, so erkannte er die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Tugend, d. h. sittlicher Ideale oder Mächte, welche Wirklichkeit besitzen, wenn sie auch keine persönliche Monaden sind. Seine Hauptthätigkeit war darum auf die klare und richtige Definition dieser Ideale gewandt, wie ihm denn die Uebung der Tugend dem Wissen um die Tugend gleichstand. Wir sehen hier also wirklich eine Neuschöpfung von Monaden, welche zwar der persönlichen Wirklichkeit entbehren,

also nach Art der Naturphilosophie nur Principien sind, aber doch geistiger Natur sind und dem subjectiven Belieben des Menschen eine objective Richtung verleihen. Sokrates genügte die Begriffsbildung, sein großer Schüler Plato gab diesen Begriffen als Einzelsubstanzen Wirklichkeit. Für Plato haben allein die Ideen Wirklichkeit, sie sind die wahren Monaden, das Stoffliche ist ihm das Nichtwirkliche. Es gibt nur Ideen der einzelnen Klassen von Wesen, diese Ideen umkleiden sich mit der ihnen eigenen Gestalt. Die höchste Idee ist ihm die der Gottheit und des Guten, es ist die Weltseele, welche die Welt geschaffen hat. Die Größe der platonischen Intuition wird uns erst dann aufgehen, wenn wir bedenken, wie hier zum erstenmale eine wahre Lösung des Welträthsels versucht ward, in welcher Geistiges und Körperliches sich vollständig durchdringen, wenn auch ersterem ein ungerechtfertigtes Uebergewicht verliehen wird. Dieser idealistischen Einseitigkeit trat ein großartiger, mächtiger Denker, einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten, entgegen: Aristoteles, der Vater des Empirismus und der wahren Wissenschaft. Für ihn hat nicht die Idee, sondern das einzelne Naturwesen wahre Realität; das Allgemeine existirt nur durch und in dem Einzelnen. Der Stoff ist das, was bei allem Werden dauernd bleibt und verschiedenste Formen annehmen kann. Dieser Stoff ist der Untergrund, aus welchem in stufenweisem Formwerden die Natur ihren höchsten Zweck, den Menschengeist, erschafft. Mit Plato und Aristoteles hatte die griechische Philosophie ihre höchsten Gedanken ausgesprochen: die großen Gegensätze von Idealismus und Realismus hatten die Welt mit neuen wirklichen Monaden erfüllt; jener indem er die Idee zur körperlichen Wirklichkeit gelangen läßt, dieser indem der Stoff seine Form schafft und dadurch zur Beseelung gelangt. In beiden waltet also eine vollständige Ausgleichung, eine ausreichende Erklärung; in beiden ist den zwei großen Attributen des Seins — Bewegung und Empfindung — vollständig Rechnung getragen, in beiden hat also die monistische Weltanschauung eine Vorstufe zu ihrer Vollendung zu erkennen: denn auch heute

müssen wir mit Plato sagen, daß der Geist sich seinen Körper schafft, und mit Aristoteles, daß das stufenweise Formwerden des Stoffes zur Entfaltung und Verwirklichung des Seelischen oder Empfindungslebens führt.

Die Folgezeit vermochte diese Gedanken nicht weiter zu entwickeln; die griechische Philosophie wandte sich mehr den praktischen Zielen des Lebens zu. Das Christenthum gab nachmals dem Denken eine einseitige Richtung und die Scholastiker reihten sich in dem enggebundenen Bezirk, der ihrem Denken verstattet war, an die beiden großen Autoritäten, Plato und Aristoteles, und führten mit dialektischen Künsten und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten den Streit weiter, indem die Einen behaupteten, daß die Universalia d. h. die Geschlechter der Katzen, Hunde, Pflanzen, Tugenden u. s. w. wahrhaft existirten; diese nannten sich Realisten (also eigentlich Idealisten) und sie führten zum Beweise an, daß ja eine einzelne Eiche, Katze ebenso gut sein, als nicht sein könnten, daß aber die Gattung, das Geschlecht wirklich und nothwendig existirte. Die Andern sagten: nein, jene scheinbaren Monaden, Classen, Gattungen sind weiter nichts als Namen, die der Mensch den ähnlichen Dingen gibt, um sich zurecht zu finden, in Wahrheit existirt nur das einzelne Pferd, der einzelne Mensch, der tugendhafte Mensch; diese nannten sich darum Nominalisten. Diese einander entgegengesetzten, sehr dürren und nüchternen Systeme, welche die Einseitigkeit der nur auf dem Verstande wurzelnden Scholastik nicht verleugnen, konnten im Mittelalter natürlich nur eine theologisch-mystische Ausgleichung und Versöhnung finden. Sie wurde ihnen gegeben durch Thomas von Aquin, den größten Denker des Mittelalters und tiefsten Kenner des sonst nur blindgläubig verehrten Aristoteles. Die Ideen oder Typen der Dinge sind Gedanken Gottes; ihre Verwirklichung sind die Wesen der Schöpfung. Letztere sind dem Menschen durch seine Sinne verständlich und er kann durch das Licht seiner Vernunft zur immer deutlicheren Erkenntniß der abstracten Begriffe, der Spiegelbilder der Gottesgedanken, gelangen. Dies war der höchste philoso-

phische Gedanke, zu welchem sich das Mittelalter aufschwingen konnte (er enthält bereits im Keime die später von Leibnitz aufgestellte Monadenlehre und harmonia praestabilita); denn sein ganzes Denken war von der christlichen Gottesidee beherrscht, welche allein wahre Wirklichkeit besaß und durch welche und aus welcher die übrigen Wesen allein existiren. Ja sogar der Teufel war ein Geschöpf dieses Gottes, des persönlichen Princips alles Guten. Der schüchterne Einwand, welchen die menschliche Vernunft wagte, daß es so viel Schlechtes und Verkehrtes in der Welt gebe, das man doch unmöglich vom Geiste des Guten herleiten könne, und daß es deshalb zweckmäßig erscheine, neben jenem allmächtigen Gott noch ein zweites persönliches Princip, das des Bösen, anzuerkennen, wurde durch das festgeschlossene kirchliche System mit den Argumenten der Bannstrahlen und in Blutströmen widerlegt (Manichäer, Albigenser).

Der christliche Gottesgedanke war ein erhabener, großartiger, weltbefreiender. Er tritt auf mit einer welterlösenden Macht. Den bedrückten, in wüthendem Streite sich zerfleischenden und unter tausend Uebeln, die das Erbtheil unserer Schwäche sind, seufzenden Völkern verkündet er die frohe Botschaft, die schon in den Seelen auserwählter Geister aufgegangen, nun aber zum Gemeingute der Menschheit werden sollte: „Ihr seid alle Brüder und Kinder Eines Vaters, der im Himmel ist!"

Wie dereinst der jüdische Nationalgott, Jehovah, alle anderen Götter verschlungen hatte, wie er sich dann seinem auserwählten Volke als den mächtigsten Gott offenbart hatte, gegen den die Götter der übrigen Völker nichts auszurichten vermöchten, weil er mächtiger sei, als sie; wie dann die Propheten und Weisen jenes hochbegabten in seiner Richtung auf das ethische Leben einzigen Volkes ihren Gott zu einem stets reineren und vollkommeneren Ideal erhöhten; so war nun die Stunde gekommen, in welcher die nationale Beschränkung dieses Gottes fallen und er, der Ewige, zum alleinigen Gotte aller Völker werden sollte. Der antike Volksglaube, der Polytheismus, hatte sich ausgelebt. Der Widerspruch zwischen dem

Denken und Glauben, zwischen den sittlichen Verpflichtungen und der theils durch uralte Tradition, theils durch die Phantasie der Dichter geradezu unsittlich gewordenen Götterwelt hatte zur Skepsis geführt und Unglaube und Aberglaube beherrschten, wie in unseren Tagen, die irre gewordene Menschheit. Aber Glaube, Hoffnung und Liebe ersterben nie in der Tiefe der Menschenseele und da die alten Ideale schwanden oder nur ein Scheinleben führten in der Verehrung gewinnsüchtiger Priester und dem gelehrten Apparat einer conventionellen Dichtung, so klammerte sich der sehnsüchtige Idealitätsdrang der Menschheit mit aller Macht an die neue Lehre, in welcher sie für ihre edelsten Kräfte eine Verwerthung, inmitten des grausen Schiffbruchs aller Gewalten und Mächte den Glauben an ein über aller Vergänglichkeit ruhig dauerndes ewiges Wesen fand, das seine Vaterarme segnend ausbreitete und sich auch des Geringsten erbarmte. Alle die Tugenden, die mit dem Erlöschen ihrer Persönlichkeit auch ihr Wirken in den Menschenherzen verloren zu haben schienen, sie flüchteten jetzt in den Schooß jenes Urgrunds alles Guten und alles Seins. Die Götterbilder der Fides, der Pudicitia, der Themis, sie sanken in den Staub, das Feuer erlosch auf ihren Altären, dafür erhob sich das Bild des großen, erhabenen Gottes, in dessen Zügen die ewige Schönheit aller jener einzelnen Gottheiten vereinigt widerstrahlte, der ein Geist war und im Geiste angebetet werden sollte, dessen Tempel die Leiber der Menschen, dessen Altar ihre Herzen waren, auf welchem die reine, heilige, unverlöschliche Flamme brennen sollte, das Feuer der Liebe, der thätigen Menschenliebe! Wahrhaftig, ich finde es natürlich, daß wie Schiller die Klage um das Versunkensein der poesievollen griechischen Götterwelt anstimmte, so dermaleinst ein Dichter dieser größten, erhabensten Epoche der Weltgeschichte, jener in jugendlicher Schöne alle Seelen durchglühenden Begeisterung sich erinnernd, ausrufen wird: Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder!

Es begann die Herrschaft einer e t h i s c h e n M o n a d e. Wie die Gottheit im Himmel, so wohnt die Kirche, die liebende Bruder=

gemeinde hier auf Erden. Alles wird wieder persönlich, Alles wirklich, denn in Allem waltet die Hand des lebendigen Gottes, der die Geschicke der Völker und Individuen leitet und durch die verworrenen Pfade zum Guten führt. An die Stelle des blinden finster waltenden Geschicks tritt ein anderes höchstes Princip, die ewige Vorsehung. Eine hohe, segensvolle, civilisatorische Mission, eine reiche, ethische Vervollkommnung des menschlichen Gemüths war die Wirkung jener fast zweitausendjährigen Weltanschauung, deren dunkle Seite hier übergangen werden möge.

Omnis determinatio est negatio. War es nicht ein Jude, der diesen Satz zuerst aussprach? Und war es nicht natürlich, daß er bei einem Juden zuerst zum Bewußtsein kam? War er doch ein Ausgestoßener, ein Verworfener, für den die thätige Menschenliebe des Christenthums nur Haß und Verfolgung hatte, ein Aussätziger, dem sie den Bruderkuß verweigerte! Und so wurde an ihm die Lehre von dem allliebenden, gütigen Vater, der seine Kinder um sich versammelte und von ihnen nur verlangte: „Liebet euch einander, wie euch der Vater liebt", zu Schanden.

Omnis determinatio est negatio. So sprach die menschliche Vernunft durch den Mund Spinoza's, des größten Denkers seit Aristoteles. Der Sinn dieses Satzes ist, daß der Begriff der Persönlichkeit den der Beschränkung in sich schließt, daß es also ein Widerspruch ist, ein persönlicher Gott, der zugleich ein unendliches, allmächtiges Wesen, der Urgrund alles Seins wäre. Die Sterne erblichen, der Mond verlor seinen Glanz, einsam und verlassen fühlte sich wieder die vaterlose Menschheit auf dem öden Gestade des Lebens, eine Beute des Zufalls.

Und die alten Gegensätze kehrten wieder. Wieder verkündeten moderne Sophisten, daß nur das Ich, der einzelne Mensch wahre Realität besitze, daß alles Uebrige Trug, Schein, Sinnestäuschung sei, der Sinnengenuß das allein Vernünftige, wieder erhob die Naturphilosophie ihre Stimme und lehrte, nur die Materie sei Gott, sie

sei allmächtig, ewigen Naturgesetzen unterthan, denen sie blind gehorche und der Menschengeist sei ein zufälliges Ergebniß ihrer Spiele.

Arme Menschheit, so ist denn dein Dasein ein ewiges Kommen und Gehen; eine eitle Selbsttäuschung hält dir die lockenden Ziele deiner heißesten Wünsche vor die Augen und wenn du sie erreicht zu haben wähnst, dann entführt der tückische Strom des Zufalls und der Vergänglichkeit deinem brennenden Munde den erquickenden Trunk.

Mit nichten. Und es sagte mit Recht Goethe von Spinoza, er sei ihm nicht atheus, sondern theissimus, nicht ein Gottesleugner, sondern einer, der das Göttliche in allem, im Sonnenstäubchen wie im Riesenballe der Weltkörper sehe.

Die Idee des persönlichen Gottes war für Spinoza zu eng, zu beschränkt, zu anthropomorphisch! Seinem Denken war ein erhabeneres Bild aufgegangen, das unendliche All, mit seinen beiden Attributen, der räumlichen Ausdehnung und der Empfindung oder dem Denken. Er erschuf die Eine, wahre ewige Monade in seinem Geiste, dachte den größten Gedanken, den bis jetzt ein Mensch gedacht hat.

Aber nicht verloren war das Wirken des persönlichen Gottes. Da sein Walten begann, da lebten die Tugenden, die einst die Menschen geübt, als sie noch an ihr persönliches Dasein glaubten, fortan als christliche Tugenden, die dem ewigen Vater wohlgefällig seien; die bösen Naturtriebe allein hatten ihre Göttlichkeit verloren. So hatten sich die ethischen Kräfte im Menschen gestärkt, sie waren durch Uebung in sein Wesen übergegangen und er glaubte an diese Principien noch, da sie längst aufgehört, seine Götter zu sein. Sie überdauerten auch den Glauben an den persönlichen Gott.

Milder, edler und reiner war der Mensch geworden unter der Herrschaft des alleinigen Gottes, er bewahrte diese Eigenschaften, auch nachdem er den Glauben aufgab, und stellte sie in den Schutz eines hohen Ideals, des Ideals der Menschheit.*) Jetzt erst fielen die

*) Dem gemeinen Verstande offenbarte sich diese Wahrheit an dem Tage, wo er zu begreifen anfing, daß das Gute nicht um deswillen gut sei, weil Gott es gewollt, sondern daß Gott es wollen müsse, weil es gut sei. So ver-

Schranken, die bisher die Menschen gesondert hatten, vollends, jetzt enthüllte sich dem Blicke der Auserwählten eine Zukunft, in der alle Menschen ohne Unterschied der Geburt und des Glaubens zu dem Brudermahle der Liebe geladen werden sollten.

Und so darf denn heute jeder sich selber fragen: Vermagst du nicht, an die Existenz jener großen, sittlichen und geistigen Monaden zu glauben, die sich aus dem innigen Zusammenhang der Menschen ergeben, ohne die äußere kindische Anschauung, daß es wirkliche, persönliche Wesen sind? Sind dir die Tugenden der Gerechtigkeit und Treue, sind dir Vaterland und Ehre darum leere Namen, weil sie keine Gottheiten sind? Ist dir die Menschheit darum weniger ein göttliches Bild, ein Verein von Brüdern zu gleichem Schaffen und Streben nach hohen Zielen berufen, weil dir der kindliche Gedanke des alliebenden persönlichen Gottes verloren ist, der sie ehedem leitete und regierte, während sie jetzt durch eigene Kraft nach unbekannten Zielen stets größerer Vollkommenheit vorandringen muß? Oder müssen nicht, wenn der Vater nicht mehr da ist, desto inniger nur die Brüder, welche Männer geworden, sich an einander anschließen?

Ich breche hier ab — denn es wogt ein Meer von Gedanken heran, welche die Idee der höheren Vollkommenheit dieser neuen Entwickelungsstufe in mir erweckt hat — und will nur im kleinen Bilde den Gang meiner Darstellung kurz und klar zusammenfassen:

F i d e s war einst eine persönliche G ö t t i n; dann wurde sie eine c h r i s t l i c h e Tugend; heute ist sie eine m e n s c h l i c h e Pflicht, um dereinst, wenn die Zeiten sich erfüllen, eine menschliche E i g e n s c h a f t zu werden. Doch darüber später, wo ich von der ethischen Entwicklung reden werde.

Nur von den Worten Goethe's, die ich diesem Abschnitte voran-

---

schwand das P e r s ö n l i c h - W i l l k ü r l i c h e auch aus der monotheistischen Weltansicht und die Menschen hörten allmählich auf, ihre Brüder zu verfolgen und zu verbrennen, weil der Gott der Liebe es wollte.

gestellt, will ich noch reden. Uns eines Folgelebens erfreun! Was heißt das anders als die Monaden in ihrem zeitlichen Zusammenhange überschauen und auffassen? Und wir dürfen dem ärgsten Materialisten und Egoisten getrost sagen: Dir ist Eins gewiß, dein eigenes Ich! Nun das ist ein Folgeleben, von dem jeder Augenblick nur einen Werth und ein Verständniß hat durch den Zusammenhang mit Vorher und Nachher. Das aber zugegeben, steht dies Ich auch in Zusammenhang mit anderen Seelen, die es fördert oder hemmt, ist es in seiner Gesammtheit nur ein kleiner Ring einer unermeßlichen Kette. Dieses Folgeleben der menschlichen Geister, es bildet die Seele der Menschheit, die sich stets breiter und harmonischer entfaltet und in die Tiefen des unbeseelten Weltalls einzudringen strebt. Diese große Monade, deren Theilchen du bist, sie begann zu leben in unermeßlicher Ferne der Vergangenheit, sie steuert zu unergründlichen Tiefen der Zukunft. Vermessen der, welcher zu sagen sich erkühnte: „Dort sind ihre Grenzen." Da, als der unorganische Stoff zuerst aus dem Todesschweigen bewegter Atome hervorzutreten und sich zu gliedern begann, da war er die vollkommenste Monade; damals war eine Pflanzenzelle, eine Thierempfindung ein Unbegreifliches, nicht durch die kühnste Ahnung zu Fassendes. So große Wunder sie uns heute noch sind, es kam das dritte, höhere Wunder, der Mensch. Kein Thier vermag heute zu ahnen, was der Menschengeist ist — der Mensch ist dem Thier ein höheres Wesen, ein Gott. Und doch war eine Zeit, wo das Thier das höchste Wesen war, wo es ein Gott war dem unbeseelten Stoff gegenüber.

Und morgen — an jenem großen Morgen der weiteren Entwicklung, was wird dann die Menschheit sein? Keines noch so gewaltigen Geistes Ahnung leuchtet in jene dunkle Ferne: das Eine ist gewiß, sie wird ein höheres Wesen sein, als sie heute ist.

Das Folgeleben ist uns aufgegangen. Was die Wissenschaft sonderte, trennte, unterschied, um es im Einzelnen zu begreifen, schon beginnt es zu großen lebendigen Ganzen sich wieder zu vereinigen. Wir sehen neue, große Monaden überall erstehen und vor unserem

Bewußtsein immer klarere Umrisse gewinnen. Es sind wirkliche, entfaltete, seelische Kräfte, an welchen wir alle theilnehmen, zu denen wir alle beitragen. Höre es, Egoist, armer Schwätzer und Erniedriger der Menschennatur, so viel vollkommener, so viel höher, so viel glücklicher kannst du werden, als sich größere Kreise deiner blöden Wahrnehmung aufthun, als sie für dich Wirklichkeit gewinnen, als du an ihrem Folgeleben dich zu betheiligen vermagst! Du kriechst im Schlamme, nur von dem Trieb nach staubgeborener Nahrung geleitet, noch ist das sonnenhafte Auge an dir nicht entwickelt.

Große, lebendige Monaden enthüllen sich unseren Blicken, ihre Gestalt, ihr Leben wird uns täglich vertrauter und im gleichen Maße wächst unser Interesse, unser thätiger Antheil. Erhabene Wissenschaft, göttliche Kunst, heiliger Glaube an die Menschheit, ihr seid die Sonnen unseres Daseins! Eine Monade aber so groß, so ungeheuer, wie sie vordem von Niemandem gedacht war, ist dem philosophischen Blick der heutigen Denker aufgegangen, es ist das Leben des Geistes, oder der Empfindung, wie sie von dem Moment an da sie in der ersten unvollkommensten Thierform erzitterte, im Laufe der Jahrtausende in stetem Zusammenhang sich fortpflanzte, sich selber stets vollkommnere Organe erschuf, um dereinst in verklärtester Gestalt in der Welt des in ihrem Siegeslauf eroberten und demüthig sich unterwerfenden Stoffes zu erglänzen.

So ist denn wieder alles Wahrheit und Wirklichkeit geworden und mit Zuversicht darf die Menschheit nach der furchtbaren Krisis Faust'scher Verzweiflungsqualen den Offenbarungen künftiger hellerer Erkenntniß, größerer unmittelbarer Gewißheit entgegenschreiten. Diese Zuversicht, dieses beruhigende Gefühl, den wahren Weg durch eigene Kraft gefunden zu haben, sprach schon aus dem Munde des ersten, einsamen Verkünders der neuen Lehre, da er schlicht und einfach erklärte: „Ego non credo me optimam invenisse philosophiam, sed veram me intelligere scio." „Ich glaube nicht, daß ich die beste Philosophie erfunden habe, sondern ich weiß, daß ich die wahre erkenne." Die Neubelebung des Universums aber, sie hat

unser Schiller in den schönen, die große Entwicklung kurz zusammenfassenden Worten voraus verkündet:

> Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
> Schaffendes Leben auf's neu gibt die Vernunft ihr zurück.

Dieser poetischen Ahnung hat der große, erhabene Geist eine breitere und tiefere Begründung gegeben in einem Ausspruch, der dem Adlerblick seines philosophischen Denkens vereint mit der poetischen Intuition des Dichters seinen Ursprung verdankt und mit welchem ich schließe, da er den Grundgedanken dieses ganzen Abschnitts enthält:

„Sollte nicht von dem Fortschritte der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente:

1) der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einanderfließend.

2) Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsere Erkenntniß ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt.

3) Wir verbinden das Getrennte und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet.

In der ersten Periode waren die Griechen, in der zweiten stehen wir. Die dritte ist also noch zu hoffen und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

XIV.

Der ethische Inhalt des Entwicklungs=gesetzes.

Daß der Sohn nicht gleich sei dem Vater, sondern
ein Beſſ'rer.

Goethe.

Eine stillschweigende Anerkennung des Entwicklungsgesetzes findet bei der Erziehung der meisten Kinder statt. Das Märchenbuch, das die schönen Sachen bringt und den [illegible] Weihnachtsbaum entzündet, die reiche Märchenwelt, die mit der Frau Holle, dem Dornröschen, den gütigen Feen, den Heinzelmännchen, Rübezahl und wie sie alle heißen mögen das Entzücken der Kinderwelt bildet; sind sie nicht durch vieltausendjährige Erinnerungen einer längst vergangenen Vorzeit, die sich bei unseren Kindern in ihrer ersten Entwicklungsstufe wiederholt? Und die alte Mythe, die sich in das Auge der Mutter stiehlt, wenn der [illegible] Vater sagt: „Wir müssen jetzt unsere Kinder aufklären, was das Christkindchen ist und von dem [illegible] Märchenglauben darf nicht mehr die Rede [illegible] daß sie nicht [illegible] der ganzen [illegible] mehr als ein [illegible] geworden [illegible] gewaltigen [illegible] Götter, die [illegible] Wolken [illegible] Zu ihre [illegible] oder [illegible] verschiedenen, [illegible] das [illegible] der [illegible] Märchen [illegible] das [illegible] Ursprache [illegible] [illegible] Leben [illegible] [illegible] Bilder, die [illegible] bekannter und [illegible] Zeit gestellt sind, von [illegible]

Eine stillschweigende Anerkennung des Entwicklungsgesetzes findet bei der Erziehung der meisten Kinder statt. Das Christkindlein, das die schönen Gaben bringt und den lichterflimmernden Weihnachtsbaum anzündet, die reiche Märchenwelt, die mit der Frau Holle, dem Dornröschen, den gütigen Feen, den Wichtelmännchen, Rübezahl und wie sie alle heißen mögen das Entzücken der Kinderwelt bildet, sind sie nicht dunkle, vieltausendjährige Erinnerungen einer längst vergangenen Vorzeit, die sich bei unseren Kindern in ihrer ersten Entwicklungsstufe wiederholt? Und die stille Thräne, die sich in das Auge der Mutter stiehlt, wenn der vernünftige Vater sagt: „Wir müssen jetzt unsere Kinder aufklären, wer das Christkindchen ist und von dem dummen Märchenglauben darf nicht mehr die Rede sein!“ hat sie nicht etwas von dem tiefen Schmerz, der unsere Vorfahren mehr als ein Jahrhundert beschleichen mochte, da sie ihre gewaltigen, ihnen überaus theueren Götter, ihre fröhlichen Reigen auf blumiger Au, ihre Julfeuer aufgeben mußten oder nur heimlich und verstohlen, da wo das scharfe Auge der christlichen Priester sie nicht erspähen konnte, das Altehrwürdige, Festgeschlossene, Hergebrachte wieder erneuen und erwecken durften? Das Kind erlebt in seinen ersten glücklichen Jahren jenes geheimnißvolle Dämmerweben; vernünftige Erziehung hält allerdings die d ü s t e r e n Bilder, die angsterregenden Dämonen- und Gespenstersagen, denen schon blutige Opfer genug in heidnischer und christlicher Vorzeit gefallen sind, von ihm fern.

An die Stelle dieses farbenreichen Wunderglaubens tritt dann bald der allliebende Vater, den sein gnadenreicher Sohn zu offenbaren auf die Erde kam. Zu ihm faltet das Kind fromm seine Händchen und betet, daß er die lieben Eltern gesund erhalte, daß er vor Unglück das Haus bewahren möge und ihm selber einen Schutzengel sende, der ihm den guten Weg zeige, auf dem es in den Himmel gelangen könne. Und wenn es dann sanft entschlummert, dann halten an seinem Bettlein die Engel treue Wacht und ziehen still friedlich durch seine Träume, daß es im Schlafe selig lächelt und wenn es dem goldenen Morgen wieder die hellen Augen öffnet, seinen Eltern erzählt, wie glücklich es heute Nacht gewesen ist. Bald aber verlangt der treue Gott, der das Haus in seiner Obhut hält, im Unglück und Leiden den sanften Thau des Trostes niedersendet, auch von dem Kinde, daß es treu seine Pflicht erfülle, seine Nebenmenschen liebe, in Geduld ausharre und jede Prüfung ohne Murren hinnehme, da sein diesseitiges Leben nur eine Vorbereitung für ein besseres und glückliches Jenseits ist. Auch diese reine und schöne Lehre hat ihre dunkle Schattenseite und recht wohl erinnere ich mich noch, wie meine gute Mutter frommgläubig und ernst mir zum erstenmale von der Höllenstrafe erzählte, die die Bösen erwarte, wie ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte und der Gedanke mich beherrschte, daß ich im Jenseits unfehlbar in ein Sparöfchen würde hineingeschoben werden, wie eins in unserem Schlafzimmer stand und daß dann Holz und wieder Holz würde zugelegt werden ohne Unterlaß. — Mit diesem Glauben durchleben wir den geistigen Inhalt von anderthalb Jahrtausenden.

Es kommt die Zeit — sie kam bei mir im vierzehnten Jahre — wo wir auch diese beseligende Weltanschauung in uns wanken und in Trümmer zerfallen fühlen. In unseren heutigen Verhältnissen sind es meist auch wieder die aufgeklärten Eltern, welche schon frühzeitig durch Anspielungen und Andeutungen den kritischen Proceß vorbereiten, den sie bei ihren Kindern erwarten und der diese zu einer ganz veränderten Auffassung vom Werth und Inhalt des Lebens

heranreifen soll. Wenn nun der Vater sagt: „So lange sie Kinder sind, müssen sie an der Religion festhalten, das ist die beste Stütze und Anleitung zum Guten; später wenn sie vernünftig werden, können sie das alles entbehren und es wird die Einsicht ganz gewiß mit den Jahren kommen," so spricht er damit selbst jenen Proceß aus, den die Menschheit mit unzähligen Qualen und blutigen Hekatomben hat durchmachen müssen, da sie sich dem Gängelbande der Kirche und der geoffenbarten Religion entriß und frei und selbständig, nur von dem Lichte der Vernunft geleitet, ihre eigenen Wege gehen wollte. Er sagt aber damit gleichzeitig, daß die Knabenjahre seines Kindes individuell jenen anderen großen weltgeschichtlichen Gang wiederholen, welchen von dem Auftreten des Christenthums an der Stelle der alten Naturgottheiten bis etwa zum sechzehnten Jahrhundert jener Theil der Menschheit, der der Träger der Cultur ist, gewandelt hat. Und wenn wir noch heute so viele aufgeklärte Menschen sagen hören: „Die Religion ist unentbehrlich; für philosophische, edle Menschen ja, da mag sie entbehrlich sein, aber für die große Menge wird sie immer ein nothwendiger Trost und Zügel sein," so spricht diese Ansicht nichts weiter aus, als daß der Entwicklungsgang der Menschheit noch nicht so weit vorangeschritten ist, daß große Kreise bereits zur Antheilnahme an einer neuen, zukünftigen Weltanschauung befähigt seien.

Der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, er trat in der Weltgeschichte als ein heißer Kampf, als eine heftige Krisis auf. Und zwar bei den Auserwählten. Denn die Massen werden immer erst zuletzt von der Bewegung mit fortgerissen; dann aber wird die Bewegung unwiderstehlich. Diese weltgeschichtliche Krisis erneuert sich bei den auserwählten Individuen auch heute noch als eine schmerzliche kritische Periode. Sie ist der Hauptinhalt des großartigsten Gedichts der modernen Literatur, des Faust.

Hier mögen einige allgemeine Betrachtungen über das Wesen der Entwicklung sich anschließen.

Noch gibt es Menschen, die von dem rohesten Furcht- und Wahnglauben des ursprünglichsten Fetischdienstes beherrscht sind.

Wer mit einer gemurmelten Gebetformel, mit einem Knochensplitter, mit der heiligen Länge Christi oder einem sonstigen Amulet sich vor Gefahren sichern oder auch den Erfolg irgend einer geplanten Schlechtigkeit verbürgen will, der steht in dieser Hinsicht nicht höher, als der Wildeste der Wilden. Hier haben wir es also mit Menschen zu thun — ihre Zahl ist nicht klein — welche auf der untersten Stufe der ethischen Entwicklung stehen geblieben sind. Und warum denn nicht? Es gibt ja auch Idioten, denen man kaum den Namen Mensch wird zuerkennen mögen!

Die schöne Welt der ewig heiteren Götter, welche mit den Kindern der Erde verkehren und die Schicksale der Menschen lenken — noch ist sie nicht versunken, sondern sie lebt fort in dem naiven Glauben der ersten Kinderjahre, sie bildet ein farbenschimmerndes Gewebe, in welches die Dichtung die dunkelen Fäden der modernen Gedanken einflicht, und so diesen Ideen den lichten Glanz der sinnlichen Erscheinung, den glänzenden Bildern dagegen den tiefen Ernst des gereiften Bewußtseins verleiht. Die dunkele Nachtseite jenes Glaubens aber, die wilden Urgottheiten, die Dämonen und Lemuren, die furchtbare Gewalt des unerbittlichen Schicksals, welches mit dem schuldlosen Menschen sein Spiel treibt, sie treten immer mehr in den Hintergrund und wo sie hervorgeholt werden, ordnen sie sich einem höheren Zwecke unter, indem ihr dunkler Schatten zur Erhöhung des Lichtes dient. Schon das mittelalterliche Bürgerthum liebte es, sich über den dummen Teufel lustig zu machen.

Mit dem Christenthum protestirte die Menschheit gegen die Vergötterung der Naturgewalten. Sie legte das Göttliche in die Tiefe des Gemüths und lieh dem Einen höchsten Gotte, dem Inbegriff alles Guten, die Herrschaft und Waltung der Welt. Die göttliche Vorsehung trat an die Stelle des finsteren Schicksals; die ethische Vervollkommnung des Menschen war seine Lebensaufgabe; wie dem Griechen das Jenseits, so ward dem Christen das Diesseits eine Schattenwelt, eine Stufe der Vorbereitung zu dem wahren Leben in der ewigen Heimat. Das Uebergewaltige dieses persönlichen Gottes

befreite den Menschengeist von der Furcht vor den geheimen Naturkräften, es führte aber zu den Verirrungen der Mystik, welche, der Schöpfung nicht achtend, den direkten Weg zu dem Urgrund der Dinge auffinden wollte, zu der Einseitigkeit der Ascese, welche alles Irdische als Schein und Sündhaftigkeit abzutödten suchte, zu dem unlöslichen Conflikt zwischen der göttlichen Allgewalt und dem freien Willen des Menschen, beides unbedingte Postulate dieser Lehre, deren Unvereinbarkeit denn auch die furchtbare Prädestinationslehre und damit in Zusammenhang die Ewigkeit der Höllenstrafen zum Dogma erhob, welche den Gott der Liebe als den grausamsten Tyrannen und raffinirtesten Quälgeist erscheinen ließen. Alle diese finsteren so lange Jahrhunderte mit furchtbarem Druck auf der Menschheit lastenden Gewalten hat die Noth und die Zeit und die reifende Bildung mit energischem Ringen abgeschüttelt und es ist die christliche Ethik als ein mit dem ganzen Bewußtsein der heutigen Menschen innig verwachsenes Sittengesetz allein übrig geblieben.

Zeigt sich in allem diesem nicht so recht das Wesen des Entwicklungsgesetzes, welches aus der dunkelen Mischung der Elemente allmählich das Trübe, Finstere, Verderbliche, Retardirende ausscheidet und nur das Gute, Edle, Vervollkommnungsfähige weiterträgt?

Gehen wir nun auf die Frage des natürlichen Grundes des Sittengesetzes und des sittlichen Handelns über, so liegt derselbe unzweifelhaft einzig und allein in dem Verhältniß des Einzelmenschen zu der Gesammtheit und wir könnten demnach nur von Pflichten des Menschen gegen andere Menschen vernünftigerweise reden.

Es sind jetzt etwa zehn Jahre her, da ließ in Florenz ein lebenssatter Marchese an seine Freunde Einladungen ergehen zu seinem am anderen Tage stattfindenden Begräbnisse. Zuvor sollte ein Leichenschmaus gehalten werden. Zur bestimmten Stunde stellten sich die Freunde ein, es wurde ein Frühmahl gehalten, wobei recht lebhafte Gespräche geführt wurden, und nach Beendigung desselben trat der Gegenstand dieser Feier in den Saal, wo ein blumen-

geschmückter Sarg bereit gehalten war, tödtete sich durch einen Pistolenschuß und wurde dann von den Geladenen zur letzten Ruhestätte hinaus geleitet. Alle diese seltsamen Vorgänge waren in Florenz bekannt, der Marchese hatte selbst alle Vorbereitungen getroffen, die Zeitungen erzählten davon und keine Justiz, kein Polizeibeamter fand sich bemüßigt, einzuschreiten. — Ich führe diesen Fall nur an, um zu zeigen, wie grundverschieden unser Zeitbewußtsein gegen das der früheren christlichen Jahrhunderte geworden ist; noch vor hundert Jahren hielt man den Selbstmord für das schwerste, ja allein unverzeihliche Verbrechen: aus dem mitgetheilten seltsamen Ereigniß scheint die Schlußfolgerung berechtigt, daß wir uns der antiken Anschauung wieder genähert haben, wornach dem Menschen das Recht zusteht, seinem Leben da ein Ziel zu setzen, wo es ihm gefällt, vorausgesetzt, daß keine Verpflichtungen gegen Andere, für die er leben müßte, dadurch verletzt werden*).

Wir sind berechtigt, den Grund von aller Tugend in dem Familienleben zu finden. In ihm gewöhnt das junge Gemüth sich an Ordnung und Gehorsam, und die zarten Fäden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, der Kinder-, Eltern- und Geschwisterliebe wachsen zu Banden, welche die süße Gewohnheit für eine Ewigkeit zu festigen scheint. In dem Familienleben sind die festen Wurzeln, welche uns mit dem Boden des Gemeinde-, Volks- und Menschheitslebens verwachsen lassen und aus welchen der Stamm sich erhebt, der in seinen duftenden Blüthen und köstlichen Früchten die edelsten Säfte dieser großen Gemeinschaft verarbeitet. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Diese älteste Wahrheit hat alle Zeiten, in denen die Menschheit lebte, ihre volle Geltung gehabt und aus ihr erblühten alle Tugenden, Vorzüge und Geisteskraft der Menschenseele.

Der Stamm oder Clan ist nur die erweiterte Familie. Die Autorität gehört dem Aeltesten, dem Patriarchen oder dem Erst-

*) Um allen Mißdeutungen meiner Worte durch Unvernünftige vorzubeugen, erkläre ich, daß es mir nicht im Entferntesten in den Sinn kommt, den Selbstmord zu vertheidigen oder gar zu billigen.

geborenen, dem sie von jenem übertragen wird. Noch tritt das individuelle Leben sehr zurück, der Einzelne geht in der Gemeinschaft auf, die ihn mit den Banden gleichen Wollens und Verlangens, gleicher Liebe und gleichen Hasses umschlingt. Ein Glied des Nachbarstamms zu tödten, ist kein Unrecht, bringt Ehre und kann heilige Verpflichtung sein.

Auf dieser Stufe beherrscht die Sitte den Menschen noch vollständig. Tylor hat nachgewiesen, wie das Leben des Wilden ein viel unfreieres, viel vollständiger durch eine Menge von herkömmlichen Beschränkungen gebundenes ist, als das des civilisirten Menschen. Die meisten dieser Beschränkungen sind für uns durch ethische Motive durchaus nicht erklärlich. Bei den Australiern gilt es als schweres Verbrechen, seine in noch so entferntem Grade verwandte Cousine mütterlicherseits zu heirathen. Wie bei den Naturvölkern, so sind auch bei den Bauern und der Landbevölkerung die Bande des Herkommens viel straffer angezogen und die Stadtmüden, welche Bauern wurden, um freiere Bewegung zu genießen, haben sich jederzeit enttäuscht gefunden. Ein richtiges Bild von dieser vielfachen Beschränkung geben die Dorfgeschichten von J. Gotthelf und die Oberhof-Idylle von Immermann.

Diesen Entwicklungskeim des sittlichen Handelns müssen wir wieder mit dem unsicheren Tasten und Bewegen eines Menschen vergleichen, der zum erstenmale seine Gliedmaßen gebrauchen lernt. Vorsichtig, täppisch, unsicher, schwankend sind alle seine Bewegungen; er scheut sich, einen herzhaften Schritt zu thun, seine Griffe sind durchaus unselbständig — und viel Kraft verschwendet er nutzlos, während später mit dem hundertsten Theil der Kraft und ohne Gefahr des Fallens oder Mißlingens die geübten Muskeln alle die Verrichtungen ausführen. Nichts Unsichereres, nichts Blöderes, nichts Hilfloseres, als ein Bauer, der seinen gewohnten Verhältnissen entrückt ist.

Die Natur übt die ethische Kraft des Menschen in kleineren Kreisen, um sie allmählich für größere zu befähigen. So wie sie heute verfährt, indem sie in dem Familienleben die Triebe der Sym-

pathie, der Hingebung, der Opferwilligkeit ausbildet, welche dann größeren Interessen zugewendet zu den edelsten Tugenden der Vaterlands- und Menschenliebe erstarken, so verfuhr sie auch von Anbeginn bei dem großen Entwicklungsgange der Menschheit.

Die äußerste Gebundenheit, der blinde Gehorsam des Kindes ist die erste Aufgabe der Erziehung in der frühesten, durchaus unselbständigen Entwicklungsperiode. Die unbedingteste Unterordnung unter die Autorität des Herrschers oder des Herkommens ist die entsprechende Erscheinung bei den ältesten Gemeinschaften. Wallenstein erprobte seine Soldaten, indem er ihnen die absurdesten Befehle gab; wenn sie zögerten, ließ er sie hängen; dann gewährte er ihnen wieder unbedingte Freiheit: aber maschinenmäßigen Gehorsam gegen seinen Willen suchte er ihnen anzuerziehen. Ich selbst war oft erstaunt, wenn ich einem zwölfjährigen Knaben eine Strafe dictirte, die wie sich nachmals herausstellte, unverdient war, mit welcher Ergebung und Resignation dieselbe hingenommen wurde, während ein vierzehnjähriger in solchem Falle eine Menge von Remonstrationen, Betheuerungen und unwilligen Gegenreden bereit hatte. Auch in den Gerichts-Annalen sind die Fälle nicht selten, daß ganz ungebildete Menschen wegen eines angeblichen Verbrechens eingezogen wurden und daß sie in passivem Stumpfsinn und fatalistischer Gleichgiltigkeit kein Wort der Vertheidigung vorbrachten und beinahe dem Henkerbeile verfielen, wenn sich nicht glücklicherweise ihre Unschuld anderweitig hätte erweisen lassen.

Dies ist die unterste Stufe der sittlichen Entwicklung. Der blinde Fatalismus, mit welchem die russischen Soldaten mit ihrem herkömmlichen: Was machts? den Todeskugeln entgegengehen, kann keinen höheren Anspruch erheben. Im politischen Leben gelangt diese Stufe zum vollendetsten Ausdruck in dem despotischen Staate. Furcht und Unterwürfigkeit sind die Motive des Gehorsams, der Sclave küßt die Hand, die ihn erwürgen wird und russische Adelige, die Iwan der Schreckliche pfählen ließ, riefen noch in den Folterqualen dieser langsamen Hinrichtung: „Es lebe der Czar!“ Der rohe Mensch, welcher nur durch die Strafandrohung von Zuchthaus oder Tod von

dem Verbrechen abgehalten wird, gehört auch in unseren heutigen socialen Verhältnissen noch in diese Kategorie. Aber auch jene Bauern, meine lieben Landsleute, welche als Geschworene bei einer Gerichtsverhandlung über ihren Bürgermeister saßen, der einen der Ihrigen in schnödem Amtsmißbrauch hatte binden lassen und nächtlicherweile gefangen gehalten hatte und die vor der Verhandlung einander sagten: „Nein, unser Bürgermeister, der muß frei werden," und dann nach erfolgter Freisprechung ihrem Oberhaupte im Assisensaal selbst ein „Vivat Hoch!" ausbrachten — sie waren werth, die getreuen Unterthanen eines assyrischen Despoten oder Negerhäuptlings zu sein, der ihrer ein Dutzend um einen Schluck Schnaps verhandelt hätte. Denn das ist das ewige Zeichen dieses tiefsten Standes des moralischen Gefühls, daß der Sclave in seinem Mitsclaven die Menschenwürde nicht achtet, sondern daß alle, wie ein Haufen Sandkörner locker zusammenliegend, nur die Pflicht gegen ihren Despoten kennen, der sie heute zu Ministern macht und sie morgen die Straßen kehren läßt oder ihnen die seidene Schnur schickt.

In religiösen Dingen offenbart sich diese Stufe durch angstvolle Observanz von unzähligen äußeren Gebräuchen. Denn ihre Götter erscheinen solchen Menschen nur als vervollkommnete Despoten, deren geringste Launen sorgfältigst zu beachten und die durch alle möglichen Ceremonien und abergläubische Furcht zu besänftigen und günstig zu stimmen sind. Abraham, der seinem Gotte seinen Sohn, Agamemnon, der seine Tochter opfern will, sind blutige Erinnerungen an diese älteste Religionsvorstellung, der unzählige Hekatomben unschuldiger Menschen bis ins achtzehnte Jahrhundert nach der Erscheinung des Friedensverkünders sind zum Opfer gebracht worden.

Und das sollte der Anfang sittlicher Entwicklung sein? Das ist er in der That gewesen und man vergesse nicht, daß es in dem Wesen des Entwicklungsgesetzes liegt, daß die folgende Stufe oft der vorhergehenden durchaus unähnlich ist und oft nur das geübte Auge den Werdeproceß und die inneren Fäden des Zusammenhangs zu erkennen vermag. Man muß eben diese vielfache Gebundenheit zum Theil

wie ein Geflecht von Stricken betrachten, welches die wilde, rohe und blutgierige Gewalt, die ursprünglich in den Menschen wohnte und die sowohl vom Einzelnen gegen den Einzelnen, als von Stamm gegen Stamm wüthen konnte, bändigte, zähmte, beherrschte. In den Zeiten des sittlichen Verfalls Roms war selbst der wahnsinnige Cäsarendespotismus, der in Rom die Edelsten hinschlachtete, eine Wohlthat für die übrige Menschheit, die statt der vielen Tausende von Peinigern und Blutsaugern doch nur Einem Ungeheuer zu dienen hatte. Der zürnende Gott, „der da heimsucht der Väter Sünden bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern" — die furchtbare Drohung der Seelenwanderung, des ewigen höllischen Feuers, die Blutrache, das heute noch bei neu entstehenden Gemeinschaften giltige Lynchgesetz: was sind sie anderes, als die erste, strenge Zucht, die mit eisernen Gewichten den raschen, wilden Trieb der Menschennatur bändigt: „denn immer war die Willkür fürchterlich." Und es sagt darum mit Recht Macaulay, gewiß ein Gegner der furchtbarsten Form des Despotismus, der Priesterherrschaft: It is better that mankind should be governed by wise laws well administered and by an enlightened public opinion than by priestcraft; but it is better that men should be governed by priestcraft than by brute violence.

Wenn ich sage, die Furcht und die strenge Gebundenheit seien die ersten und niedrigsten Motive des sittlichen Handelns, so will ich damit nicht gesagt haben, daß nicht auch schon andere, edlere Antriebe gleichzeitig mitwirkten. Sympathie, Kinder- und Elternliebe sind ja gewiß auf allen Stufen vorhanden und es ist, wie ich bereits S. 223 angedeutet habe, ein sittliches Empfinden auch dem Thiere nicht abzusprechen.

Aber es ist wohl zu beachten, daß das sittliche Bewußtsein dem Grade nach wächst, je größere Kreise es umschlingt, je mehr Menschen von demselben durchdrungen werden und gegen je größere Kreise von Menschen dasselbe Verpflichtungen auferlegt. Ich habe dasselbe früher definirt als das Theilbewußtsein, welches dem Menschen

aufgeht. Kommt es nicht auch heute noch oft vor, daß ein guter Familienvater seinen Kindern zu Liebe irgend eine Niederträchtigkeit und Schädigung seiner Nebenmenschen sich zu Schulden kommen läßt und sich noch etwas zu Gute darauf thut, daß er für sein Fleisch und Blut einen schlechten Streich ausgeführt? Wie viel höher steht nicht der Wirth zum goldenen Löwen in „Hermann und Dorothea", der von warmem Bürgersinn durchdrungen eifrig darauf bedacht ist, das Wohl des Städtchens, der Gemeinde, welcher er angehört, zu fördern und dem keine Mühe, keine Arbeit zu viel ist, wo es das Gemeindeinteresse gilt. Noch viel höher, wenn auch vom Vater unverstanden und darum schüchtern im Busen verwahrt, erhebt sich das vaterländische Gefühl Hermanns, das endlich, wo er das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, in den stillen muthigen Worten sich äußert:

Dies ist unser, so wollen wir sagen und so es behaupten.

Am höchsten steht freilich der Richter, der Weltbürger, den selbst der Geistliche mit Bewunderung anschaut und in dem er einen Josua oder Moses zu sehen glaubt.

So müssen wir denn ins Auge fassen, wie ein für seine Familie oder auch seinen Stamm freudig sich aufopfernder Mensch, dessen sittliches Leben also in diesem engeren Kreise ein schon viel vollkommeneres ist, in Betreff seiner Pflichten gegen das größere Ganze noch höchst mangelhaft empfinden kann und darum durch die Furcht gezügelt werden muß.

Nächst dem Gefühl der Furcht vor der Autorität und der instinctiven Gebundenheit durch das Stammesbewußtsein erwacht dann als ein zweites viel höheres sittliches Motiv das Gefühl der Ehre mit seinen verschiedenen Aeußerungen als Streben nach Billigung, Auszeichnung, Scham wegen einer Beschimpfung oder eigenen Schwäche u. s. w. Es ist nicht mehr der physische Zwang, sondern die moralische Wirkung, welche die Gesammtheit auf den Willen des Einzelnen ausübt, und so dessen Theilbewußtsein in viel lebendigerer Weise anregt und in ihren Dienst nimmt, als die Furcht es vermöchte. Hier entsteht die heilsame Aufsicht der Sitte, von welcher

das Sittliche den Namen hat, und die tausend Dinge verbietet, die durch kein Gesetz verhütet werden können.

Dieses Gefühl wird auch schon unter der despotischen Regierungsform rege, freilich noch sehr unvollkommen und getrübt. Der Despot erscheint aber als die Incarnation, der Stellvertreter des großen Ganzen und der Beifall, die Ehren, die er spendet, sie gewähren eine hohe Auszeichnung, sie sind daher das Ziel des ehrgeizigen Strebens. Ein Zopyrus, der sich gräßlich verstümmelt, um den Beifall seines Herrn zu gewinnen, möge als Beispiel dienen. Und wenn der französische Marschall Fabert auf seinem Denkmal in Metz noch heute von sich rühmt: Si pour empêcher qu'une place que le roi m'a confiée ne tombât au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brêche mon bien, ma famille et ma personne, je n'hésiterais pas un moment à le faire, so spricht er eben damit aus, wie das Gefühl der Ehre und der Hingebung den Menschen so durchdringen kann, daß alle übrigen sittlichen Regungen und natürlichen Pflichten dabei zurücktreten. Und die Worte Heine's in den beiden Grenadieren: Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind u. s. w., sie sind der rohe Ausdruck desselben Gefühls.

Wenn Tacitus sagt: „Die Tugenden werden in jenen Zeiten am willigsten gepflegt, wo sie am meisten geschätzt werden" so spricht er in einfach-klarer Weise die Wirkung und Kraft dieses sittlichen Princips aus. In den großen Zeiten des Alterthums war das Volk das höchste Ziel der Bestrebungen, die Bürgertugend die höchste von allen Tugenden; die Kränze der olympischen Spiele, die Lorbeerkränze und Mauerkronen der Römer erweckten einen Wetteifer, der die edelsten und vortrefflichsten Menschen zu den größten Thaten begeisterte. Als nun aber später mit der Verderbniß eine falsche Schätzung der Güter des Lebens einbrach, als Reichthum, Sinnengenuß, Beifall der Menge hauptsächlich geachtet und geehrt wurden, da mußte die antike Tugend verschwinden, weil ihr der günstige Boden fehlte. An ihre Stelle trat die christliche Tugend, welche die schroffe Sonderung der Nationalitäten durchbrach und die Menschen

alle als gemeinsame Kinder Eines Vaters auffassend, die Verpflichtung der allgemeinen Menschenliebe anerkannte.

Das Gefühl der Ehre ist einer unermeßlichen Entwicklung fähig. Wenn wir dasselbe als eine Wirkung der Gesammtheit auf den Einzelnen auffassen, so ist doch wohl einleuchtend, daß mit zunehmender Erleuchtung, sittlicher Vervollkommnung der Menschheit überhaupt auch die Anforderungen und Verpflichtungen, die an den Einzelnen gestellt werden, sich steigern müssen. Wenn noch heute gesellschaftliche Normen so vielfach über dem Gefühl der wahren Ehre stehen, daß z. B. ein durch betrügerischen Bankerott bereicherter Kaufmann höher geschätzt wird, als der ehrliche Arme, daß der Verführer, welcher den schwerbeleidigten Gatten im Duell erschießt, gesellschaftlich vollkommen gerechtfertigt erscheint, daß ein Weib, welches in kalter Koketterie das Lebensglück eines Menschen zerbricht, auf Achtung Anspruch machen darf, während man einem armen Mädchen einen durch die reinste und edelste Liebe verschuldeten Fehltritt niemals verzeiht — wer kann sie alle aufzählen, die monströsen und widernatürlichen Satzungen des Gesetzbuches der satten und solventen bürgerlichen oder der privilegirten adeligen Moral? — so muß wohl auch dem Blindesten klar werden, daß diese trübe und unlautere Schätzung des sittlichen Handelns noch einer bedeutenden Reinigung und Verbesserung fähig ist, und daß dann diese sich auch in der höheren Anforderungen der Ehre sich willig unterordnenden Lebensführung des Einzelnen nothwendig geltend machen wird. Der Weg auf welchem die Vervollkommnung der sittlichen Idee sich vollzieht, ist ein mannigfach verschlungener, oft sehr langsamer: wenn heute in Amerika feile Richter, betrügerische Beamten unter die smart men gerechnet werden, so wird die Unerträglichkeit der durch die allgemeine Corruption herbeigeführten Zustände das öffentliche Gewissen entweder wachrufen und die gefährdete Gesellschaft die Schale des Zorns und der Schmach wieder über die straflose Niederträchtigkeit ausgießen — oder der Staat wird seinem Untergang zueilen.

Das erleuchtete öffentliche Urtheil bildet eine den Willen des

Einzelnen durch das Gefühl der Ehre richtende und bestimmende Kraft. Dieses öffentliche Urtheil wird von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgeklärter und erleuchteter; stets aber wird es eine gewisse mittlere Größe der gerade herrschenden sittlichen Durchschnittsbildung nicht überschreiten. Da tritt denn ein anderer Factor auf, das sittliche Handeln der edleren, höheren Menschen, welche die Anforderungen der idealen Ehre durch ihr eigenes Beispiel erhöhen, sei es daß sie in freudiger Opferwilligkeit das Gemeinnützige fördern, sei es daß sie dem öffentlichen, irregeleiteten Urtheil kühn die Stirne bieten: non civium ardor prava jubentium mente quatit solida oder Guizot, der der tobenden und schreienden französischen Abgeordnetenkammer die Worte entgegen schleudert: „Vous pouvez ébranler ma voix, mais non mon courage!“ Solche Männer üben eine mächtige Gegenwirkung auf das öffentliche Urtheil aus und verleihen demselben schließlich höhere Kraft und Erleuchtung.

Das dritte und höchste sittliche Motiv ist die Liebe. Sie ist das große Princip der Schöpfung; wie in der physischen Welt Anziehung und Abstoßung, so herrscht in der geistigen Liebe und Haß und schon Empedokles schrieb diesen beiden Principien die Kraft zu, streng die Grenzlinien aller Wesen zu bestimmen. „Durch den Haß, sagte er, vereinzeln sich die Dinge, jedes Wesen bleibt, was es ist; durch die Liebe verbinden und vereinigen sie sich“. Das Wesen der Liebe ist Aufgeben eines Theils des armen, beschränkten Ich, Antheilnahme an anderem, fremdem Leben, wodurch ungleich höheres Spiel und Bethätigung der Kräfte erwacht oder wie unser Dichter es in wunderbarer psychologischer Wahrheit gesagt hat:

Es schauert vor der Lieb ein Herz,
Wie Leben schauert vor dem Tod,
Denn, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in dem Tod,
Und athme frei in Morgenroth!

Es ist also das Wesen der Liebe recht eigentlich das Erwachen und Erstarken des Theilbewußtseins.

Hier wie in Allem geht die Natur von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten über; diese Seite der Entwicklung verleugnet sich nirgends. In dem Familienleben, ohne welches es keinen wahren Menschen gibt, entwickelt sie zunächst Freundschaft und Liebe, kindliche und väterliche Zuneigung und damit die Wurzel aller Tugenden. Erst nachdem die ethischen Triebe in dieser kleinen Sphäre erweckt und befriedigt sind, vereinigt sie mehrere, indem sie ihre Gefühle auf das allgemeine Glück der glücklichen Familien richtet, welche das Gedeihen eines Volkes ausmachen: anderenfalls ist dieses Gedeihen nur Schein.

Das Familienleben ist demnach die Wurzel und der Ausgangspunkt jeder sittlichen Veredlung. Außer ihm hat der Mensch keinen Antheil an Vaterland und Menschheit. Es ist nicht zu begreifen, wie Jemand sein Vaterland lieben kann, der in ihm nichts liebt oder zu lieben hat. Wer lieben will, muß mit seinem Nächsten anfangen und ist die Liebe, welche er zu ihm hegt, nicht innig und tief, wie könnte er das lieben, was weit von ihm entfernt ist und von dessen Existenz er nur eine schwache Vorstellung hat? Der abstrakte Patriotismus steht auf gleicher Stufe mit dem abstrakten Kosmopolitismus, der überall zu Hause ist, weil er nirgends eine Heimat hat.

Daß mit der Liebe auch der Haß Fundament der höchsten Sittlichkeit ist, das werden schwachmüthige Seelen nicht gerne hören wollen und doch ist es so; wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben, diese beiden Fähigkeiten machen die ganze Bewegung unserer Seele aus.

Montesquieu sagt: „Es gibt nichts Stärkeres und Gewaltigeres als eine Republik, in welcher man den Gesetzen gehorcht, nicht aus Furcht, nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Leidenschaft; denn alsdann vereinigt sich mit der Kraft einer guten Regierung das ganze Ungestüm der Partei.“ In diesen Worten gibt der große Weise einen modernen Maßstab für das Verständniß antiker Verhältnisse; es liegt darin zugleich die Anerkennung, daß je kleiner der Kreis ist, den wir mit unserem Gemüth umfangen, um so gewaltiger

die Hingebung ist. Die antiken Völker entwickelten innerhalb der nationalen Sonderung den ethischen Menschen; die Hingabe war eine unbedingte, wie ja natürlich, da die Vernichtung des Staates gleichbedeutend war mit Vernichtung von Hab und Gut, Leben und Freiheit der Einzelnen. Sparta und Rom sind Beispiele der unbegrenzten Forderungen, die das Volk an den Bürger stellte, die aber in den guten Zeiten auch freudig und rückhaltlos geleistet wurden.

Die Liebe zur Menschheit, die Achtung und Anerkennung der Menschenwürde auch in dem Fremden, auch in dem Todfeinde ist die spätgezeitigte Frucht des Christenthums. Es genüge hier die hohe Lehre der Humanität, welche im achtzehnten Jahrhundert von den edelsten Repräsentanten der Menschheit geglaubt und gepredigt wurde, anzudeuten. Sie ist die wahre Religion der Zukunft und ist bestimmt, zu ethischer Vervollkommnung des Einzelnen Alles das zu verwerthen, was je ein Mensch Großes, Edles, Menschenwürdiges gedacht, gewollt oder gethan hat. Nur auf den Gegensatz dieses sittlichen Bewußtseins zur nationalen Beschränktheit will ich kurz hinweisen. Die geschichtliche Erscheinung, daß es Völker gegeben hat, welche als Träger einer menschheitlichen Idee ihre politische Existenz gefährdeten und aufs Spiel setzten, hat in dem Judenvolke seinen ersten Beleg. Das größte weltgeschichtliche Ereigniß der neueren Zeit, die Reformation, wiederholte diese Erscheinung bei dem deutschen Volke, das die Befreiung des Menschengeistes mit zweihundertjährigem politischen Unglück erkaufte. Darf vielleicht die französische Revolution — trotz Blut, Greueln, Parteizerrissenheit, Herrschaft der unedelsten Elemente in ihrem Gefolge — für die französische Nation den gleichen Anspruch erheben? Einer unserer gewaltigsten Denker, Kant, wollte nie den Glauben an dieselbe aufgeben, während Klopstock und Schiller sich unwillig von ihr abwandten.

Von Familie zu Stamm, von Stamm zu Volk, von Volk zu Menschheit läutert und erhöht sich demnach das sittliche Bewußtsein, erweitern sich die Pflichten in stets ausgedehnteren Kreisen, erwächst

aber zugleich dem Einzelmenschen höhere Kraft, die sich in der Theilnahme an den höchsten Interessen, in dem Bewußtsein, an den großen Aufgaben und Zielen der Menschheit mitzuarbeiten, in der Erkenntniß, daß auch die nationalen Formen einer großen Harmonie zustreben, manifestirt.

Ist denn aber sittliche Vervollkommnung wahrhaft und wirklich ein wesentlicher Bestandtheil des unleugbaren geistigen Fortschritts der Menschheit? Und widerspricht dieser Ansicht nicht die Thatsache, daß die meisten historischen Völker notorisch von ihrer sittlichen Höhe, Kraft und Reinheit herabgesunken sind in Weichlichkeit, Genußsucht und Entsittlichung?

Die Völker gehorchen auch, wie die Individuen, dem großen Gesetze der Natur und alles Lebenden, welches nach jugendlicher Triebkraft, männlicher Arbeit und Anstrengung zu der Schwäche des Greisenalters und endlicher Auflösung führt. Aber was die Nation als solche geleistet, das ist der Menschheit im Großen nicht verloren, es kommt ihr als neue treibende Kraft, als eine errungene Vervollkommnung der Einzelnen schon zu Gute und wenn nun dem großen geschichtlichen Gesetze gemäß eine andere Nation in den Vordergrund tritt, um ihre Anlagen und geistigen Eigenthümlichkeiten zu verwerthen, so muß diese allerdings sei es auf politischem, sei es auf rein geistigem Gebiete die Herrschaft üben; allein sie ist dann selbst nur Repräsentantin der Menschheit, sie arbeitet an deren Aufgaben weiter und zieht die anderen Völker in den Strom ihrer Thätigkeit mit fort. So gewinnt denn die sittliche Kraft selbst eine erhöhte Energie, indem an die Stelle der Ermatteten stets ein lebensfrisches unerschöpftes Glied der Reihe tritt und das Hinsiechen in beschaulicher Ruhe oder erstarrter Thatenlosigkeit, wie es das Schicksal der orientalischen Völker war, verhütet. Schwinden dann auch die Namen der Völker aus der Geschichte, ihre Wirkung dauert fort und ihre Nachkommen schließen sich als neuer Stoff den immer wechselnden, mannigfaltigen Lebensformen an. So allein wird uns der Proceß der Entwicklung und Vervollkommnung der Menschheit verständlich;

von den zahlreichen, wunderbaren Anlagen der Menschenseele gewinnt eine jede die geeignete Zeit zu ungehemmter, günstiger Entfaltung.

Wie die stets wachsende Mannigfaltigkeit in erhöhter einheitlicher Wirkung das Grundwesen aller Entwicklung ist — an den organischen Wesen, an den Staaten und Völkern, an den Erzeugnissen der Kunst u. s. w. springt dieser Satz in die Augen — so muß es auch auf dem Gebiete des Sittlichen sein. Die Motive des sittlichen Handelns waren in den ursprünglichen Zuständen der Menschheit wohl sehr einfache. Die Gegensätze von Haß und Liebe, Zorn und Furcht, Neid und Mitleid, einfachste natürliche Affekte in unvermittelter Aufeinanderfolge, wie wir sie auch bei den Thieren annehmen müssen, beherrschten die Menschenseele. Wilde Rohheit äußerte sich als Zerstörungslust — noch überall, selbst in amerikanischen Urwäldern habe ich die Bemerkung gemacht, daß je roher und tückischer ein Mensch ist, um so größer sein Haß auf die grünen Waldriesen, sagt F. v. Löher — das Beherrschtsein vom Augenblick läßt Neugierde, Furcht, Zorn, Liebe, rasch abwechseln, wie wir es heute noch bei Kindern und Wilden wahrnehmen.

Die Harmonie der sittlichen Motive ist die wahre Kunst des Lebens, die höchste und schwerste Kunst, aber auch das Kennzeichen aller Tugend: Maß zu halten in allen Dingen! Sophrosyne nannten es die Griechen. Zum Uebermaß gehört Fülle, Kraft, zum Gleichmaß aber das was diese Fülle regelt, ordnet und sie dadurch zu einheitlicher Wirkung befähigt, während sie sonst sich selbst zerstört.

Ich habe die sittliche Vervollkommnung so dargestellt, daß zuerst kleinere und dann immer größere Kreise die Individuen zu vollkommenerer, harmonischer Mitwirkung, Unter- und Einordnung heranzüchten. Wer die Gemeinde bestiehlt, um seine Familie zu bereichern, der gilt bei uns als ein schlechter Mann: dagegen ist unser sittliches Zartgefühl bereit den zu absolviren, welcher den Staat etwa durch Schmuggeln u. s. w. bestiehlt. Den ungerechten, bestechlichen Richter verachten wir; in anderen Staaten faßt man die Sache als eine nothwendige Aufbesserung der unzureichenden Besoldung — die Bei-

spiele ließen sich in Unmasse häufen, wie die Verpflichtungen schwächer erscheinen, je größer und abstracter die Gemeinwesen, denen gegenüber sie eingehalten werden sollen. Und doch liegt die Größe und Stärke der sittlichen Motive in unserer Brust hauptsächlich in dem Zusammenhange mit jenen weiten Kreisen; eine Auffassung, von deren Wahrheit sich jeder leicht überzeugen kann durch folgende Betrachtung: Geschieht uns durch die Gemeinde ein Unrecht, so appelliren wir an den Staat; werden unsere Menschenrechte durch den Staat gekränkt, so appelliren wir an die Menschheit. Das höchste Ideal sittlicher Vollkommenheit wäre, das in diesem Beispiele erwiesene negative Rechtsbewußtsein in das positive Pflichtgefühl zu verwandeln und bei allem was wir thun stets des Zusammenhangs mit dem großen Ganzen eingedenk zu bleiben. Von dieser Vollkommenheit sind wir freilich noch weit entfernt, hier haben wir nur die Beispiele der Auserwähltesten als Vorbilder.

Die Mannigfaltigkeit der Verpflichtungen in unserem vielverschlungenen modernen Leben gibt der Reflexionsthätigkeit auch in unserem sittlichen Handeln ein bedeutendes Uebergewicht. Daß dabei vielfach das unmittelbare, durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenkte Handeln Noth leidet, ist zweifellos und dieses durch Reflexion angekränkelte und zerfressene Gleichgewicht zwischen dem handelnden und denkenden Menschen ist der Gegenstand einer der großartigsten Tragödien der Neuzeit — Hamlet. Und doch ist dies Reflektiren zugleich eine Bürgschaft der sittlichen Vervollkommnung; denn es ist das Gebiet der Ausgleichung des Widerstreits der mannigfachsten Pflichten — was nicht in unsere Seele reflektirt, das existirte ja für uns nicht. Die Sicherheit des edleren Handelns wird dadurch gewonnen, daß unser Wesen allmählich die durch Reflexion eingegebene Richtung beibehält und sich diese demnach fortpflanzt und verewigt. Es sind also auch hier die beiden Kräfte des Idealismus und des unbewußten Lebens thätig, von denen ich demnächst zu reden habe; der Idealismus erringt und das unbewußte Leben bewahrt.

Welcher Gewinn aus dieser Auffassung für die Erziehung sich

ergibt, ist wohl Jedem einleuchtend. Aufgabe derselben muß es sein, aus der unzähligen Fülle der Motive, die in der Menschenseele vorhanden sind, die heilsamen auszuwählen, sie zu verstärken durch Anregung von außen her, die gefährlichen und überwuchernden auszumerzen, ihnen die Kraft zu benehmen durch das Erstarken der übrigen, das schöne Gleichgewicht und Gleichmaß aller Anlagen herzustellen, den jungen Menschen in rechte, anregende Beziehung zu setzen mit den großen Kreisen, denen er angehören soll. Die wahre Aufgabe der Erziehung ist, sich selbst entbehrlich zu machen; ihre Ziele sind Selbständigkeit, Klarheit und Sicherheit des Handelns; indem sie ihren Zögling zur Harmonie mit den großen Kräften welche die sittliche Welt beherrschen heranentwickelt, fördert sie gleichzeitig diese großen Harmonieen und befestigt die Sittlichkeit in dem Einzelnen welcher durch Abirren vom rechten Wege in seinem innersten Wesen zerstört würde.

Die Entwicklung der Sittlichkeit beruht auf dem gesteigerten sittlichen Verständnisse und auf der fortgesetzten Uebung der Tugend. Es gibt Menschen, denen Ehre ein Wort, Liebe eine Sinnenlust, Tugend eine Chimäre ist: die edelsten Motive des Handelns sind ihnen nicht einmal verständlich. Andere gibt es, die gerne recht handeln möchten, sich aber zu schwach fühlen, den Versuchungen zu widerstehen. Daß nach diesen beiden Richtungen die Welt voranschreitet, wer wollte es leugnen? Man bedenke doch nur wie selbst in den Kriegen, wo doch die furchtbare elementare Naturkraft allein zu herrschen berufen ist, die Humanität zu walten begonnen hat und wie das Zeitbewußtsein die Interessen der Völker so solidarisch verbunden fühlt, daß eigentliche Eroberungskriege wohl für immer unmöglich geworden sind. Was aber in den großen, allgemeinen Kreisen zu so entschiedener Geltung gelangt, das muß vorher schon in den einzelnen Elementen sich vorbereitet haben, d. h. auch die Menschen des Jahrhunderts sind besser, milder, gesitteter, humaner geworden als die früheren.

Der ärmste und traurigste Mensch ist der Egoist und Thörichteres

gibt es nicht als die Definition der Tugend, welche die französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts gaben: „Das wohlverstandene Interesse!“ Gewiß das wohlverstandene Interesse aber nicht des Individuums, sondern der größeren und allgemeineren Kreise, als deren Theil sich das flüchtige und vergängliche Einzelwesen fühlt und erkennt! Was das Thier schon in dumpfem Instinkt thut, indem es für seine Nachkommenschaft sorgt, indem es für den Schwarm, die Herde arbeitet und kämpft, das ist in der Menschheit zu mehr oder minder aufgeschlossenem Bewußtsein gelangt. Ein ungeheueres Kapital ist das geistige Besitzthum der Menschheit, Jeder vermag sich davon soviel anzueignen, als er Kraft und Befähigung besitzt und schon dieses Erwerben ist eine sittliche That, erhöht ihn über den ärmlichen, rein sinnlichen Standpunkt, auf dem so viele zu stehen glauben, obgleich sie sich für schlimmer ausgeben, als sie sind. Denn das ist die Kraft unserer modernen Entwicklung, daß Jeder nur so für sich etwas erreichen kann, indem er für das Ganze wirkt. Der Advokat, der rhetorisch an die edlen Empfindungen, die er selbst nicht kennt, appellirt; der Ehrgeizige, der wissenschaftlich arbeitet, etwa um einen Orden zu erlangen, der reiche Mann, der einen Theil seines Vermögens hingibt, um von sich reden zu machen, der Geistliche, welcher die erhabenen Lehren des Christenthums predigt, ohne sie selbst zu befolgen — sie sind alle in gewissem Sinne Heuchler, ich gebe es zu, da ihnen die Hauptsache, die Wahrheit und Lauterkeit der Gesinnung, fehlt, aber sie müssen doch das Gute fördern, dem Allgemeinen ihre Kräfte widmen, wenn auch ihre Absicht eine durchaus egoistische ist. An dem Tage, wo sie dies mit Freude und innerer Ueberzeugung thäten, wäre ihnen das Wesen der Tugend und das sittliche Verständniß aufgegangen und damit auch das wahre Glück. Denn je mehr der Mensch die Beschränktheit seines eigenen engen Wesens aufgibt, je mehr er im Großen und Ganzen lebt, um so bedeutender, sittlicher und um so glücklicher wird er auch.

Indem ich nun vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus auch die ethische Entwicklung des Menschen durch die Analogie des

einfachen organischen Werdens verständlich machen möchte, stelle ich die ersten menschlichen Gemeinschaften den gleichartigen, zusammenhängenden, in ihrer Einzelerscheinung selbständigen und doch durch das Gemeinleben bedingten Zellen an die Seite. Jede dieser Zellen hat ein Sonderbewußtsein, jede vermag für sich einen neuen Stock zu bilden und doch führt die Gesammtheit auch wieder ein durchaus gemeinsames Leben. Dies entspricht der dumpfen instinktiven Familien- und Stammgenossenschaft der primitiven Menschen.

Höher gegliederte, feiner ausgebildete Organismen haben ein Centralleben und Centralbewußtsein. Das Gefühl, welches die Theile solidarisch verbindet, sie in innige Wechselwirkung versetzt, sie alle an der Erhaltung des Ganzen betheiligt, möchte ich mit dem sittlichen Leben des zur Volksgenossenschaft gehörigen Menschen vergleichen. Je inniger der Zusammenhang und die Wechselwirkung, desto gesünder der Organismus. Das ausgebildetere Empfindungsvermögen und die durch Uebung gewonnene Raschheit der Bewegungen haben ihre Analogie in der erhöhten sittlichen Erkenntniß und der aus der Gewöhnung entstehenden Vervollkommnung des sittlichen Handelns.

Diese Stufe des ausgebildeten höheren Organismus haben wir in dem Staats- und Volksleben des Alterthums zu erkennen. Das nationale Centralbewußtsein war so stark, vermochte die Bürgertugend so in Anspruch zu nehmen, daß primitivere ethische Pflichten dadurch ganz aufgesogen wurden, wie denn das Alterthum einstimmig die spartanischen Mütter, die römischen Heroen, die ihre Söhne opferten, Timoleon u. A. preist. Aber schon der größte Denker des Alterthums, Aristoteles, wirft die Frage auf, ob Bürgertugend und Menschentugend dasselbe seien, d. h. ob der vollkommene Bürger auch der vollkommene Mensch sei und er verneint dieselbe. „Denn, sagt er, der Staat bestehe aus einer Menge ungleichartiger Theile, also könne die Tugend aller Bürger nicht eine sein; ebenso müßten die Tugenden des Weibes, des Knaben, des Sclaven als abhängiger Wesen andere sein, als die des vollkommneren Mannes; letzterer

könne sich überhaupt nur da entwickeln, wo der Bürger Staatsmann sei und Antheil an der Regierung habe."

Die Volksindividuen, welche sich einander nähern, mit ihren Kräften auf einander wirken und eine künftige große Einheit anbahnen — die Einheit der Menschenfamilie — bilden die natürliche Grundlage der dritten und höchsten sittlichen Vervollkommnung. Die Vereinigung der Völker unter dem römischen Scepter, das Auftreten und die Herrschaft der christlichen Religion, die unklare Gährung und das politische Chaos des Mittelalters; sie waren die vorbereitenden Stufen für das erwachende Gemeingefühl der Menschheit. Dem civis Romanus sum stellt sich zuerst das Wort „Ich bin ein Christ" entgegen, welches sich in weiterer Entwicklung zu seinem wesentlichen Inhalt „Ich bin ein Mensch" läutern sollte.

Wenn nun jenes große Gemeingefühl sich von Jahrhundert zu Jahrhundert erhöht, wenn große allgemeine Interessen — Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst, religiöse und sittliche Grundanschauungen — bereits heute ihre mächtigen Bande um die Völker schlingen, so sind wir wohl zu der Hoffnung berechtigt, daß diese große und mächtige Kraft sich dermaleinst zu einem wunderbaren Centralbewußtsein, der Seele der Menschheit, steigern und daß diese durch die Organe der Volks-, Stammes- und Familiensonderungen hindurchdringend nicht nur die Kraft und die Einsicht, sondern auch die sittliche Vollkommenheit des Einzelnen in ungeahnter Weise erhöhen werde.

„Noblesse oblige", das alte Privilegium der aristokratischen Geschlechter wird zum Adelsbrief der Menschheit werden. Das Wort: „Du bist ein Mensch" wird dermaleinst, ich bezweifle es nicht, das stärkste Motiv zum edlen Handeln und die wirksamste Abschreckung vor gemeiner und entehrender Gesinnung sein.

Das maßvolle und uneigennützige Thun, das wahre Gepräge des sittlichen Charakters, wird immer mehr die Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur werden; die großen Harmonieen, die sich aus dem Zusammenklingen soviel ehedem gesonderter Gemeinwesen

herausbilden, müssen nothwendig auch auf den Einzelnen ihre Wirkung üben und die Werthschätzung seines Lebens nur in die Uebereinstimmung mit dem mächtigen Fortschritt der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit verlegen. Das ist dann die wahre sittliche Vervollkommnung, welche das Gute und Edle — nicht aus Furcht, nicht um der Ehre willen — thut, sondern weil sie nicht anders kann, weil das in langen Zeiträumen durch die verschiedensten Motive und durch die mannigfachsten Formen geschlossener Gemeinschaft Anerzogene zur Natur geworden ist.

Suchen wir zum Schlusse an einzelnen, recht unzweifelhaften Geboten unseres heutigen Sittlichkeitsbewußtseins jene Eigenthümlichkeiten hervorzukehren, welche ihre natürliche Erklärung darin finden, daß sie mit den Grundprincipien des Entwicklungsgesetzes in Einklang stehen. Wählen wir dafür das geschlechtliche Leben, so erheischt unsere heutige sittliche Anschauung für dasselbe

1) Die gefestete Form der Ehe und zwar die Monogamie. Hier wirkt unbewußt das große Princip der Entwicklung, das Zerstreute zur Einheit zusammenzubinden, weil dann die Wirkung eine höchst gesteigerte, eine dauernde wird. Die Liebe, welche Mann und Weib vereinigt, erzeugt eine unendliche Fülle von sittlicher Veredlung, welche in der Polygamie nicht nur durch Zersplitterung, sondern auch durch gegensätzliche, in dem Wesen der Sache liegende Leidenschaften und Unvollkommenheiten (Eifersucht, Gefühl der Nichtgleichberechtigung des Weibes) niemals erblühen kann. Diese sittliche Veredlung wirkt natürlich mächtig auf die Kinder, welche der eigentliche Zweck der Ehe sind. — Nach den napoleonischen Kriegen, welche den größeren Theil der männlichen Bevölkerung Frankreichs auf die Schlachtbank geführt hatten, duldete man in diesem Lande hier und da stillschweigend, daß ein Mann mehrere Frauen hatte. Der Staatszweck, der Selbsterhaltungstrieb des Volkes ließ also für kurze Zeit die sittliche Vollkommenheit unserer socialen und rechtlichen Institutionen in den Hintergrund treten. Es war in gewissem Sinne zugleich eine Reaction der Physis gegen die Thesis.

2) Das Hinausschieben der Geschlechtsreife. Je vollkommener ein Wesen ist, desto langsamer reift es, desto mehr Einzelstufen der von dem Geschlechte in den großen Zeiträumen vorher zurückgelegten Entwicklung hat es zu durchlaufen. Recht anschaulich wird uns dieser Gegensatz, wenn wir das kaum dem Ei entschlüpfte Hühnchen lustig dahin trippeln sehen und das unbeholfene, weinende, noch seiner Glieder kaum bewußte Menschenkind damit vergleichen. Der Knabe soll alle Entwicklungsstufen tiefer und vollkommener ausleben, der Jüngling den wilden Trieb beherrschen, so die sittlich-harmonische Männlichkeit verstärken, damit dann die von ihm erzeugten Kinder den göttlichen Adel dieser Natur mit auf die Welt bringen. Sera juvenum venus, ideoque inexhausta pubertas, sagt Tacitus, der Zeuge des wildesten Sinnentaumels und der tiefen Verderbniß des Römervolkes, von unseren Vorfahren, den Germanen.

3) Das Verbot der Ehe zwischen nahen Blutsverwandten. Hier wirkt das unbewußte Gesetz der Natur, welches aus der Kreuzung und Auffrischung des Bluts stets Vollkommneres hervorbringt. Natürlich wirken auch sittliche Motive, wie die Ehrfurcht, welche der Eltern- und Kinderliebe zu Grunde liegt, die Furcht vor den schrecklichen Folgen, die, bei dem Zusammenleben in Einem Hause, die Promiscuität der Geschwister für das sittliche Leben derselben haben müßte u. A. Wenn nun die katholische Kirche die Ehe zwischen Pathen und Täufling als eine schwere Sünde bezeichnete, weil geistliche Verwandtschaft wichtiger sei, als leibliche, so mag dies Eine Beispiel als ein classisches des Gegensatzes der Thesis gegen die Physis dienen. Bei den Aegyptern war es erlaubt, seine Schwester zu heirathen, ja es war gradezu Familientradition bei den Herrschergeschlechtern; auch bei den Athenern galt die Ehe mit der Halbschwester. Wenn wir nun vergleichen, wie der geistreiche römische Dichter Ovid in seinen Metamorphosen die Leidenschaft der Myrrha zu ihrem Vater mit brennenden Farben ausmalen durfte, während Byron's Versuch, eine ähnliche Verirrung des Bruders gegen die Schwester zum tragischen Stoffe eines Gedichts (Manfred) zu machen,

obgleich der Dichter selbst nur leise Andeutungen wagt, in uns nur Widerwillen und ein äußerst peinliches Gefühl erweckt, so darf es wohl als unwiderlegliche Thatsache angenommen werden, daß die Menschheit in sittlichem Empfinden in dieser Hinsicht weit vorangeschritten ist und daß derartige Vergehungen nicht nur durch Sitte Religion und Gesetz als Greuel verurtheilt werden, sondern daß sie ganz aus dem Vorstellungskreise der Culturvölker zu verschwinden bestimmt sind. Es sind nicht mehr infanda oder nefanda, sondern non cogitata.

Die Menschenopfer, welche auf einer gewissen Entwicklungsstufe bei allen historischen Völkern vorgekommen sind, mit denen der Mensch die erzürnten Götter besänftigen wollte, indem er ihnen oft sein Liebstes zum Altare brachte, sie widersprechen heute so sehr unserer gesitteteren, milderen Natur, daß sie uns fast undenkbar erscheinen und daß wir nur vermittelst einer künstlichen Abstraction uns in jene Zustände zu versetzen vermögen. Die gräßlichen Mahlzeiten des Atreus und Thyestes aber, die auch in der herrlichen Göthe'schen Tragödie uns so fremdartig und unbegreiflich vorkommen, für sie mußte der Grieche nothwendig ein viel lebhafteres Verständniß und Empfinden haben, sonst wären sie nicht mit Vorliebe behandelte tragische Stoffe gewesen. Daß derartige Greuel, als Ausflüsse eines Racheacts, in den alten Zeiten nicht zu den seltenen Vorkommnissen gehörten, das beweisen analoge Thatsachen, wie sie heute noch auf halbbarbarischer Civilisationsstufe der zügellosen Leidenschaft und der Willkür der Gewalt entspringen. „Nazly-Hanum, die Tochter des Vice-Königs von Aegypten, so erzählt die Verfasserin des vor Kurzem erschienenen Thirty years in the Harem, ist ein ebenso grausames. als launisches Weib. Ihr Gemahl sagte eines Tages zu einer Sclavin, die ihm Wasser eingoß: Genug, mein Lamm!' Dieses Wort, welches der Prinzessin mitgetheilt wurde, brachte sie in Wuth. Sie ließ das arme Mädchen hinschlachten, ihren Kopf mit Reis anfüllen und kochen und dann setzte sie dieses Gericht bei Tische ihrem Gemahl mit den Worten vor: Iß doch ein Stück von Deinem Lamme!"

Wir haben in dem Vorausgehenden die Moralität des Einzelnen als das Resultat seines Zusammenhangs mit Anderen, welche zu kleineren oder größeren Organismen zusammengeschlossen sind, als das Gefühl dieses Zusammenhangs oder wie ich es lieber nennen möchte, als Theilbewußtsein aufgefaßt.

Es erübrigt noch, daß wir von dem Verhältnisse der Gesammtheit zu dem Einzelnen, sowie zu anderen ihm ähnlichen Ganzen reden. Denn es liegt in der Natur des Entwicklungsgesetzes, daß sich kleinere Ganzen zu größeren zusammenschließen, daß sie zu anderen in Opposition treten; es wird demnach ein höherer oder geringerer Grad der Moralität auch von dem Gesammtorganismus angenommen werden müssen.

Wir erleben es tagtäglich, daß von uns hochgeschätzte Männer, deren Privatcharakter als Muster sittlicher Lebensführung gelten könnte, für ihre Partei Dinge thun, die sie nun und nimmermehr für ihr Privatinteresse thun würden. Die wahrheitsliebendsten, gerechtesten, edelsten Charaktere sind, wo es das Parteiinteresse gilt, oft bereit, es mit der Wahrheit, Gerechtigkeit nicht so genau zu nehmen, während sie vor Scham in den Boden sinken würden, wenn jemand ihnen nachredete, daß sie für ihr eigenes Interesse sich etwas derartiges zu Schulden kommen ließen.

Hierin liegt der Schlüssel zur Auffassung der Natur und des sittlichen Verhaltens gesellschaftlicher Organismen.

Unter dem Despotismus und Cäsarismus, auch unter dem Jacobinismus ist die Masse kein organisirtes Ganzes, sondern ein Conglomerat elementarer Zellen, in welchem nur die primitivsten Empfindungen zu Tage treten, Haß und Liebe, Furcht und Wuth; beides aufs Höchste gesteigert durch das Zusammenwirken im sympathischen Leben. Es ist daher ein Auf- und Abfluten, ein wildes Schwanken zwischen Extremen. Nihil in vulgo modicum, terrent, nisi pavent, sagt Tacitus. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß jeder Einzelne sittlich so tief stehe, er wird nur von den polaren Gegensätzen mit fort

gerissen, er vermag keine andere Wirkung auszuüben, als nach der einen oder anderen Seite.

In höher gegliederten staatlichen Organismen vermag wie das geistige, so das sittliche Leben der Einzelnen sich auch im Staatsleben — also in Gesetzen, Institutionen — geltend zu machen. Wenn im Alterthum der Staat als oberste Einheit von dem Bürger freudige, opferwillige Hingabe als höchste Sittlichkeit forderte, so gewährleistete er andererseits seinen Bürgern ein schönes menschenwürdiges Dasein. Dabei wurden, wie bemerkt, gewisse sittliche Triebe allerdings dem Staatszwecke zum Opfer gebracht, z. B. die Mutter- und Gattenliebe in der Aussetzung der Gebrechlichen und der Auffassung der Ehe als Mittel der Kinderzeugung in Sparta. Dies erklärt sich eben dadurch, daß der Bürger nur in dem Staate Alles war, mit dem Untergange des Staates Alles verlor. An die Erhaltung dieser Einheitsform mußte also Alles gesetzt werden.

Der Fremde war dem antiken Staate ursprünglich und naturgemäß ein Feind, hostis. Persönliche Bekanntschaft und gegenseitige Zuneigung stellten das private Verhältniß der Gastfreundschaft (hospitium, ebenfalls von hostis, stammverwandt mit dem deutschen Gast) her. Der besiegte Feind wurde zum Sclaven; der Sclave war recht- und besitzlos, ein Ding und Werkzeug in der Hand des Herrn. Das Vorhandensein der Sclaverei verhinderte im Alterthum die Ausbildung echt humaner Tugend. Der Staat übertrug diese Rechtsauffassung auf manche Privatverhältnisse, welche dadurch ihrer sittlich veredelnden Wirkung verlustig gingen. Es genüge auf die unfreie Stellung des Weibes bei den Griechen, zum Theil auch bei den Römern, die Zusprechung des Schuldners in den Besitz des Gläubigers, die väterliche Gewalt bei den Römern hinzuweisen. Daß die blutigen Scenen der Gladiatorenspiele, die Fütterung der Muränen mit Sclaven und andere Greuel der Entwicklung eines wahrhaft humanen Sinnes durchaus widersprachen, ist einleuchtend und so erklären sich uns die unglaubliche Verwilderung und die scheußlichen Orgien der Wollust und Grausamkeit in der ersten rö-

mischen Kaiserzeit, als auch die frühere Basis der Sittlichkeit, Religion und Vaterlandsliebe, verschwunden war.

Bei Einem Volke des Alterthums tritt auch im Staatsleben die Achtung des Menschen, als ein reicher Born sittlicher Veredlung, sowie eine ethisch vertiefte Auffassung des Familienlebens und der Pflichten des Menschen gegen den Menschen, frühzeitig in die Erscheinung, nämlich bei den Juden. Wie die Griechen die Träger der künstlerisch-wissenschaftlichen Idee, die Römer des Staats- und Rechtslebens, so waren die Juden die wahren Vertreter der sittlichen Entwicklung der Menschheit. Es genüge hier einige uralte Gebote aufzuführen, welche von dem echten Geiste der Humanität schönes Zeugniß ablegen:

„Der Sclave dient nur sechs Jahre oder er wird schon früher frei, wenn das Jubeljahr eintritt. Die kleinste Beschädigung am Körper des Sclaven erwirbt diesem seine Freiheit."

„Du sollst den Sclaven nicht ausliefern seinem Herrn, wenn er vor ihm bei Dir sich rettet; bei Dir weile er in einer Deiner Städte, welche er sich erwählt. Täusche ihn nicht!"

„Du sollst den Armen nicht bevorzugen in seinem Streite" und so viele andere.*)

Wie dieser Geist das ganze jüdische Staats- und Rechtsleben durchdrang, das wird uns erst recht klar, wenn wir das peinliche Rechtsverfahren der jüdischen Vorzeit studiren und die ungemein gesteigerten Vorsichtsmaßregeln erwägen, mit denen sie auch das Leben des Verbrechers schützend umgab. Selbst wenn nach dem äußerst humanen und nach menschlichem Dafürhalten jeden Zweifel ausschließenden Verfahren**) der Verurtheilte zur Richtstätte abgeführt wurde, blieb der Gerichtshof permanent, damit, wenn jemand etwas

*) Ja selbst als Mitleid gegen die Thiere äußert sich diese schöne Humanität in den bekannten Pflichtgeboten: Du sollst nicht zusammenspannen Ochs und Pferd. Du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt. Du sollst nicht schlachten das Böcklein an der Milch seiner Mutter.

**) Jul. Fürst. Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume. Heidelb. 1870.

Neues zu Gunsten des Schuldigen vorbringen sollte, dieses sofort in Erwägung gezogen würde. An der Thür des Gerichtshofs war ein Gerichtsdiener aufgestellt, der in diesem Falle sofort durch Schwingen einer Fahne den schon auf dem Wege zur Richtstätte befindlichen Zug zurückberiefe. Ein zweiter Gerichtsbote war zu Pferd auf dem Wege aufgestellt, um auf das gegebene Zeichen nachzusprengen. Ein Herold ging dem Verurtheilten voran, verkündete laut Namen und That des Schuldigen und die Namen der Zeugen und schloß mit der dringenden Aufforderung: Wer etwas 'zur Entlastung vorbringen kann, soll es dem Gerichte mittheilen! Aber auch der Verurtheilte hatte das Recht, auf dem Richtplatze noch zweimal zu erklären, er habe noch Etwas zu seinen Gunsten mitzutheilen und zweimal mußte dann der ganze Zug wieder vor den Gerichtshof, der das Vorgebrachte prüfte und dann erst endgültig entschied. Wie weit sind doch unsere heutigen Criminalproceduren noch von diesem Geiste edelster Humanität entfernt!

Dieser hohe sittliche Geist des Judenthums, der sich im Christenthume zur Völkerreligion aufschloß, er hat lange Jahrhunderte segnend, tröstend und lindernd die Mühseligen und Betrübten aufgerichtet in Noth und Drangsalen, welche ihnen von den Staaten und Gemeinwesen zugefügt wurden. In dem Handeln und dem Verfahren der Gemeinwesen selbst aber hat derselbe nur äußerst langsam und spät seinen Einfluß geltend gemacht, so daß bis auf den heutigen Tag der Grundsatz zu gelten scheint: In der Politik gibt es keine Moral. Die Revue des deux mondes erzählte vor Kurzem, daß in den fünfziger Jahren ein französischer Gesandter in Italien die Bemerkung machte, daß alle seine Depeschen an die Regierung zugleich an dem italienischen Hofe bekannt wurden. Er fand kein anderes Mittel, hinter den Verrath zu kommen, als daß er durch einen Vertrauten den Kurier, der seine Depeschen beförderte, unterwegs vom Pferde herabschießen ließ. Dieser Gesandte, setzt die Revue hinzu, ist heute ein hochangesehener französischer Staatsbeamte.

Trotz alledem hat gerade unser Jahrhundert bewiesen, daß der Geist der Humanität, die ethische Vervollkommnung auch auf dem Gebiete des Völkerrechts sich Bahn zu brechen beginnt. Die Verdammung der aus bloß dynastischen Gründen geführten Kriege, das von Tag zu Tag klarer hervortretende Bewußtsein, daß alle Völker durch hohe Interessen solidarisch verbunden sind, die nicht frevelhaft verletzt werden dürfen, vor Allem der hohe Triumph der Humanität in der Genfer Convention, welche die Schrecknisse der Kriege mildert und ihnen eine des Jahrhunderts würdige Gestalt verleiht, die Versuche, Völkerzwiste durch einen internationalen Areopag auszugleichen: alles dies sind unzweifelhafte Zeichen eines wachsenden menschlichen Gemeingefühls, welches die sittliche Entwicklung auch in die großen bisher nur den Gesetzen der Gewalt gehorchenden Völkercentra überträgt.

Schließlich hätte ich noch ein Wort zu sagen von der Unsterblichkeit der Seele, welche von den Meisten als ein unentbehrliches Axioma, als der feste Grund angesehen wird, auf welchem die ganze Sittlichkeit des Handelns beruht. Manche Philosophen erheben neuerdings ein Jammergeschrei über den stets zunehmenden Materialismus und meinen, „wenn unsere Seele nichts weiter sei, als Schwingungen des Gehirns, so müsse ja den Menschen alles Glück, aller Trost und alle Sittlichkeit genommen werden.“ Dagegen möchte ich nur erinnern, daß bei weitem die größte Mehrzahl der Menschen es mit ihrer unsterblichen Seele nicht so ernst nimmt und daß auf gar viele Halbphilosophen, die auf die Schiffbruchstrümmer des zerschellten religiösen Glaubens ihre kunstvollen Systeme bauen, das Wort des Dichters anzuwenden ist:

Weil gleich vom Denken heiß
Und schwindlig wird sein Haupt,
Weiß er, daß er nichts weiß,
Und glaubt drum, daß er glaubt.

Suchen wir unseren Kopf kühl zu erhalten und die Sache klar ins Auge zu fassen.

Ist es denn wirklich von so ungeheurem Belang, daß das Individuum X. oder Y. in alle Ewigkeit fortbestehe? Wenn man den Inhalt so mancher abgeschlossenen Daseinsform ins Auge faßt — und nur dieser Inhalt macht ja das Individuum aus — so wird Niemand diese Frage im Ernste bejahen können. Denn es bringt ja jede folgende Generation eine genügende Anzahl vervollkommneterer Seelen hervor, in welche sich der Lebensinhalt der vorausgegangenen ergießt. Die Starken aber, die Großen und Edlen, um die es Schade ist, die leben fort in ihrem Wirken. Ein andres Leben kannten sie ja ohnehin nicht. Und der normale Lebensverlauf, in welchem die Geisteskräfte allmählich schwinden und schmerzlos erlöschen, sagt uns deutlich, wohin wir unser Hoffen und Wünschen zu richten haben. Denn ein auf falsche Ziele gerichtetes Hoffen und Wünschen hemmt unseres Lebens Gang, zerstört unsere Kraft, indem es den Schwerpunkt derselben in eine außerhalb liegende, unerreichbare Ferne verlegt und betrügt uns, wie Klopstock sagt, um das, was jetzo da ist, durch des Künftigen Traum. Täuschende Illusionen, gaukelnde Bilder paradiesischer Freuden mögen für das Kindesalter gut sein, für Männer ziemt allein der Ernst, die Wahrheit. Und der Tod ist keineswegs ein so schreckliches Bild, wie unsre Phantasie ihn nur zu oft ausmalt, er ist auch der Erlöser, der die bleiche Lippe küßt und des Lebens Noth und Harm, der Seele unendliche Pein lindert und stillt mit einem Male. Ja er ist ein rührendes Bild und mit wunderbarer Schöne verklärt er die Todeswunde des Jünglings, der auf dem Schlachtfelde daliegt mit dem sanften Lächeln auf dem ruhigen Angesicht und auch die holde Jungfrau, die, selbst eine geknickte Rose, unter Blumen gebettet wird, ihr ziemt kein dumpfer Klaggesang, sondern das wunderbare Lied der beiden Naturkinder in Shakespeare's Cymbeline, das rührende Grablied:

Schlafe nun, dich ficht nicht an
Winterfrost und Sommerglut,
All dein Tagwerk ist gethan,
Bist daheim und hast es gut.

Gold'ne Herrn und Frau'n, ins Grab
Müssen zu dir sie all hinab.

Daß die Aussicht auf künftige Belohnung und Bestrafung ein niederes Motiv des sittlichen Handelns ist, wird selbst von den religiösen Systemen nicht geleugnet. Das Gute um seiner selbst willen thun, weil es das Edle, das Schöne, das Menschenwürdige ist, das ist das wahre Ziel aller sittlichen Vervollkommnung. Und was ist das untrügliche Kennzeichen alles edlen Handelns? Niemand wird im Zweifel sein, wie er diese Frage zu beantworten hat. Es ist das Unterordnen des augenblicklichen Genusses unter den höheren Werth des Daseins, es ist das Aufgeben der beschränkten, egoistischen Lebensauffassung, das Leben im Großen und Ganzen, das Theilbewußtsein, wie ich es nannte.

Unter allen Wesen dieser Erde ist der Mensch das einzige, welches den allgewaltigen Trieb der Selbsterhaltung bezwingt und — Millionen haben es bewiesen — sein Leben hingibt für einen höheren Zweck. Doch ich täusche mich, die Löwin opfert auch ihr Leben für ihr Junges, aber nur so lange es eben auf ihre Hilfe angewiesen, so lange es ein Theil ihrer selbst ist. Dem Menschen aber ist, seitdem er Mensch ist, dieses Theilbewußtsein angeboren, er fühlt, daß er nur in dem Ganzen lebt und webt und an der Stelle, wo er steht, schützt er das Ganze, so lang in ihm ein Athemzug ist. Auf allen Stufen der Bildung ist dieses Bewußtsein lebendig und es äußert sich stets da, wo der Mensch in einen gefahrdrohenden Gegensatz zu den niederen Formen des Lebens tritt, da erwacht das Gefühl der Gemeinsamkeit der Menschheit und

Der Sekten Feindschaft, der Parteien Wuth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede,
Was noch so wüthend ringt, sich zu zerstören,
Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sich're Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt.

Und wenn nun die Liebe zum Vaterlande den Menschen entflammt und jedes Opfer, auch das größte, ihm gering scheint in der

Stunde der Gefahr, ist denn da nicht der edelste Antrieb des sittlichen Handelns leuchtend und groß in die Herzen der auserwählten Streiter eingezogen und haben sie an einen anderen Lohn gedacht, die Helden der Spartaner, als der ihnen zu Theil ward in der unsterblichen Grabschrift:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen geseh'n wie das Gesetz es befahl!

Oder die Helden des amerikanischen Riesenkampfes, konnte die Gesinnung, die sie erfüllte, schöner und rührender ausgesprochen werden, als es Lincoln — auch ein Martyr der großen Sache der Menschheit — in seiner Grabrede für die Gefallenen von Gettysburg gethan:

„Sieben und achtzig Jahre sind es her, da gründeten unsere Väter auf diesem Continent ein neues Volk, das aus der Freiheit geboren unter den Schutz des Princips der menschlichen Gleichberechtigung gestellt wurde. Ein furchtbarer Krieg ist entbrannt, welcher die Probe ablegen wird, ob dieses Volk, ob jedes andre unter gleichen Verhältnissen gewordene Volk die Kraft hat zu leben. Wir stehen hier auf einem großen Schlachtfelde, vereinigt um einen Theil desselben der letzten Ruhe derer zu widmen, welche *ihr Leben dahingegeben, damit das Volk leben konnte.* Das ist recht, das ist gut, aber in einem höheren Sinne vermögen *wir* nicht dieses Feld zu weihen, zu segnen, zu heiligen. Die braven Männer, Lebende oder Todte, welche hier gekämpft, haben es geweiht und geheiligt viel mehr als wir vermögen, weit über unser Lob oder unseren Tadel. Die Welt wird wenig achten auf das was wir hier sagen, und nicht lange sich dessen erinnern; aber sie wird niemals vergessen können, was jene hier gethan haben. Uns den Lebenden kommt es vielmehr zu, uns der großen Aufgabe zu weihen, die sie uns hinterlassen haben: auf daß diese geehrten Todten uns eine neue Opferwilligkeit einhauchen für die Sache, der sie *das letzte, das höchste Opfer gebracht das ein Mensch zu bringen vermag*; daß wir hier laut und feierlich geloben, daß diese Todten nicht vergeblich gestorben sein sollen, daß die freie Verfassung, die Regierung des Volkes durch das Volk, nicht untergehen soll auf dieser Erde."

Das letzte, das höchste Opfer, das ein Mensch zu bringen vermag! Sie haben ihr Leben dahingegeben, damit das Volk leben konnte!

Es war eine Zeit, da opferten die Menschen ihre Kinder, welche sie dem Moloch in die feurigen Arme legten, da tödtete Joram den eigenen Sohn und Jephta die Tochter als Dankopfer für den er-

rungenen Sieg. Mit Befremden, mit Schauder und Grausen blicken wir auf diese Zeit zurück.

Und wieder kam eine Zeit, da frohlockten die Martyrer in Todesqualen, da ergoß sich die europäische Menschheit in gewaltigen Fluten nach den Orten wo ihr Erlöser gewandelt, freudig ihr Leben den Gefahren und Todesstreichen der Ungläubigen preisgebend — sie brachten das Opfer, um der Freuden des Paradieses theilhaftig zu werden.

Die Männer von Gettysburg aber, sie sind ruhig und still dem Tode entgegengegangen für die heilige Sache der Menschheit; sie brachten das letzte Opfer, das ein Mensch zu bringen vermag, sie opferten ihr eigenes Selbst — ganz und unverkürzt, sie opferten es freudig und verlangten keinen anderen Lohn, als daß das Volk lebe.

XV.

Die Ideale und der Idealismus.

Zittr' o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder,
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn,
Sprich, ob du's wirst können?

Wie im Arm der Buhlerin
Einer liegt versunken,
Ihm durch den berauschten Sinn
Plötzlich zuckt ein Funken,
Daß er dort, wo Engel geh'n,
Sieht die reine Liebe steh'n,
Die ihm aufwärts winket.

Rückert.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Daß es der größte Idealist des vorzüglich idealistisch gesinnten unter den modernen Völkern gewesen, der diese Worte schrieb, das wird mich hoffentlich vor den hämischen Angriffen einer engherzigen und bornirten Auslegung schützen, wenn ich im Folgenden den Begriff Ideal in einer Weite auffasse, die, ferne davon, dieses schöne Wort herunterzuziehen, dem Wirken des Göttlichen vielmehr eine Ausdehnung verleiht, welche es als das schaffende Princip der Welt erkennen läßt. Freilich müssen wir dabei bedacht sein, dem durch die Bedingtheit menschlicher Jahrtausende beschränkten Blicke eine größere Sehweite zu geben und der Aufgabe der Entwicklungslehre bewußt sein, „alles Aeußerste der Erscheinung zur Natur, zu seinem Ursprung zurückzuführen.“

Für uns ist das Göttliche das Walten der Empfindung, welche sich im Verlaufe der Zeiten zu stets breiterer Entfaltung und stets gesteigerter, erhöhter Klarheit des Bewußtseins aufgeschlossen, sich die zweckmäßigste Form geschaffen hat, in welcher dieselbe sich zu immer größerer Vollkommenheit entwickeln kann. Die Seele der Menschheit ist ein Lichtmeer von Empfindung, die Seele des Einzelnen ein Funke in diesem Meere.

Unter Ideal verstehe ich das aufdämmernde Bewußtwerden

eines vollkommneren Zustands d. h. eines Zustands, welcher der Entfaltung der Empfindung günstiger ist, als der vorhergehende. Dieses aufdämmernde Bewußtwerden muß je nach der Stufe der Lebensform unendlich verschieden sein.

Als die gleichartigen, bewegten Atome sich zuerst zu den Harmonieen des unorganischen Stoffes verbanden, als diese erste Vorstufe künftiger Empfindung, dieses allererste Werden der Natur eintrat — wer will behaupten, daß es nicht Empfindung war, welche zu allererst zwei Atome verdichtete, welche zuerst die Gleichmäßigkeit und ewige Ruhe durchbrach und künftigem Formenreichthum die unermeßliche Bahn eröffnete. Bedenke man doch, daß beim Aufdämmern der ersten animalischen Empfindung, dieses uns bekanntesten Phänomens, nothwendig die Wirkung die war, daß diese neu aufgeschlossene Eigenschaft — welche mit mechanischer Bewegung, mit Chemismus nichts gemein hat, obwohl sie aus denselben hervorgeht — sich selbständig und frei manifestirte, und wenn es auch nur ein Atom war, das sie zurückstieß, sie überwand das chemisch-mechanische Gesetz, sie schuf die Lücke, durch welche zuerst das Geistige, das Reich des Gedankens einbrach in das Reich des uns todt erscheinenden Waltens der mechanisch-chemisch bewegten Materie.

Und nun, lieber Leser, denke dir einen Menschen, einen Bürger künftiger Jahrtausende, der durch ein Wunder in unsre Zeit verpflanzt wäre und sähe, wie die heutige Welt der Menschen nach dem nächstliegenden Ziele ringt, ohne daß sie klar weiß, wie sich dasselbe gestalten wird. Wird dieser Mensch nicht jenes Suchen und Tasten, jenen dunkeln Idealitätsdrang mit Verwunderung anschauen und sagen: „Diese Menschen haben nur eine dumpfe Ahnung, ein ganz unaufgeschlossenes Bewußtsein; in hundert Jahren wird erst klar vor ihnen als Erfüllung das stehen, was sich jetzt in nebelhaften, verschwimmenden Umrissen in ihrer Seele bewegt!"

Und nun denke dich zurück mit deinem heutigen Bewußtsein von Stufe zu Stufe, bis du an jenen Punkt der Weltentwicklung gelangst, wo durch das Wunder der Sprache zuerst der Mensch

entstand; hier verweile einen Augenblick und gehe dann rückwärts auf deiner Wanderung von den vollkommensten Thieren zu immer primitiveren, roheren Formen, bis du zu einer Form gelangst, wo die gleichartigen Zellen dir den ersten Anfang des centralischen Bewußtseins kundthun; dann schreite noch weiter rückwärts bis zur Entstehung der ersten Zelle, die doch auch der Schlußpunkt einer langen, vorhergehenden Entwicklung ist, hier aber erlahme deine Phantasie nicht, sondern sie wage weiter in die Tiefe zu tauchen bis es ihr gelingt, die erste Spur, den ersten Lichtblitz animalischer Empfindung wahrzunehmen — welche Frucht, welche Erfahrung wirst du aus dieser ungeheueren Wanderung gewonnen haben? Stets einfacher werden die Formen, stets dunkler das Bewußtsein. Kaum vorhanden ist es beim Schlußpunkte deiner Fahrt, dem Anfangspunkte des Empfindungslebens! Kaum vorhanden, ja für dich, für dein helles Bewußtsein; wohl vorhanden für jenes erste thierische Leben, welches mit seiner bewußten Empfindung den ungeheuren Wendepunkt zweier Welten darstellt. Und wenn du nun die weitere Wanderung an jenes Urwesen thierischer Empfindung abtreten willst, so wird dieses vielleicht im Stande sein, im Grunde endloser Vergangenheit noch viel dunkleres Bewußtsein wahrzunehmen und von Stufe zu Stufe durch die verschiedenen Harmonieen des unorganischen Stoffes hindurch die Empfindung als eine stets abnehmende zu gewahren, bis es endlich ankäme an einem Punkte in Zeit und Raum, wo zuerst jene Grundeigenschaft des Stoffs erwachte und als Empfindung und Wille allertiefster Art zwei Atome vereinigte. Warum gerade an dem Punkte, zu der Zeit dieses Princip, diese Eigenschaft des Stoffs erwachte, das wird uns ein ewiges Geheimniß bleiben. Jene Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung, ist aber das formgestaltende Princip der Schöpfung. So löst sich denn hier, wo wir an den Markstein der Schöpfung gelangt sind, das große Welträthsel an dem Punkte auf, wo wir Bewegung und Empfindung noch ganz gleichmäßig und indifferent zusammengebunden finden, und wo der erste kleine Ueberschuß der letzteren diese befreit und von nun an zum

weltgestaltenden Princip werden läßt. Es ist der erwachende Gott, der sich aus den Banden der seelenlosen Welt losringt.

Die Bewegung ordnet sich diesem Princip unter, sie verstärkt es, sie manifestirt es; das sind ihre beiden Eigenschaften, die in jenem ersten Augenblicke schon zu Functionen für das Empfindungsprincip werden. Jene erste durch die Empfindung veranlaßte Bewegung wurde zum Vorderglied eines zweiten Glieds, welches diese Empfindung erhöhte. Das Auge eines heutigen Menschen hätte aber damals an der Bewegung schon erkennen müssen: „Hier geht etwas vor, hier ist ein neues Princip thätig." Es ist dasselbe Princip, hätte die Stimme der Unendlichkeit ihm sagen können, welches dereinst dein Geist sein wird.

An dieser Stelle, wo uns die vielfach verschlungenen Wege der vorhergehenden Betrachtungen an einen Grund- und Ausgangspunkt geführt haben, von welchem die systematische Darstellung ihren Anfang nehmen müßte, sei in Kürze zur Erhöhung der Klarheit auf die Methode hingewiesen, welche mich in diesem durchaus unmethodischen Werke geleitet hat.

Es galt mir vor Allem in der bewußten Welt Erscheinungen aufzusuchen und sie mit den analogischen der bewegten Welt zusammenzustellen und so den Schöpfungsmaximen, von denen Goethe in seinem Gespräche mit Eckermann redet, näher zu kommen. Wenn wir für jede Empfindungsform eine entsprechende Bewegung aufgefunden hätten, so wären die Erscheinungen und das Wesen der Welt uns aufgehellt und wir hätten dann nur die Möglichkeit zu ergründen, wie die Bewegung auf die Empfindung und diese auf die Bewegung wirken konnte. Einstweilen ist aber jene Aufgabe uns erst klar geworden und es gilt mit getrennten und vereinten Kräften an ihrer Lösung zu arbeiten.

In unserem Bewußtsein sind auch die ursprünglichsten Eigenschaften des elementarisch geordneten Stoffs noch nicht ganz erloschen. Wer einmal in einen furchtbar tiefen Abgrund hinunterschaute oder von einem Vorberge die Riesengestalt eines gewaltigen Alpenbergs

vor Augen hatte, der wird empfunden haben, wie sich die auf seine Körperatome wirkende Anziehungskraft der Masse in einem gewissen Grade in seinem Bewußtsein reflektirte. Die Phantasie thut dabei das ihrige, ich gebe es zu, aber sie erklärt nicht den unwiderstehlichen Drang, den so Viele schon verspürt haben, sich in den ihren Blicken eröffneten Abgrund hinabzustürzen.

Hierbei ist nun wohl zu unterscheiden zwischen dunkelem Trieb und klarer Bewußtheit. Offenbar wirkt die Grundsubstanz unseres Wesens, der elementarische Stoff, in uns fort und seine primitivste Eigenschaft ist noch nicht aufgehoben, wenn auch unendlich modificirt. So ist denn der Gedanke, in den Abgrund hinabzustürzen, in unserem Bewußtsein ein ungeheuer complicirter, mit tausend und aber tausend Vorstellungen, Gefühlen, Gedanken vermischter. Aber die Möglichkeit ist unserem Denken gegeben, alle diese unzähligen Modificationen, welche gerade durch ihre höhere Klarheit das dunkele Urgefühl verwirren, nach und nach abzustreifen und so uns endlich einen Zustand vorzustellen, in welchem weiter nichts zum Bewußtsein käme, als gerade nur die Wirkung der aus Moleculen bestehenden Masse.

Dieses dunkelste Urbewußtsein müßte nun dem unorganischen Stoffe innewohnend gedacht werden. Jede erhöhte Stufe des Empfindungslebens potenzirt und verwandelt dasselbe, ohne es ganz aufzuheben. Es kann so wenig ganz aufhören, als unser Körper, der bewegte Stoff, trotz seiner unendlich mannigfaltigen Bewegungen im Kreislauf der Säfte, Vibriren der Nerven u. s. w. aufhört, dem Gesetze der Schwere zu gehorchen.

Daneben existirt denn noch das Bewußtsein vom Fallen mit dem ganzen Lichte dessen, was wir davon bis jetzt sowohl persönlich erlebt und erlernt haben, als was uns durch den ungeheuren Entwicklungsgang des Thier- und Menschenlebens angezüchtet worden ist.

Wie für diese primitivste Eigenschaft, so gibt es für jede Stufe, welche der Stoff von seinem Anfang bis zu seiner heutigen Menschwerdung durchlaufen hat, ein Doppelbewußtsein, ein ursprünglich einfaches und ein höchst erleuchtetes, geistig potenzirtes. Dieser

Gedanke führt mich wieder zurück zur Lehre vom Unbewußten. Soll diese wirklich bis zu ihren äußersten Consequenzen durchgeführt werden, dann dürfen wir durchaus nicht stehen bleiben bei der Grenze, welche Thierleben von unorganischem Stoffe scheidet, sondern wir müssen noch tiefer hinabsteigen in jene Region, welche allmählich ihr schwarzes undurchdringliches Dunkel zu verlieren beginnt, da sich unser Auge durch längeres Verweilen an dasselbe gewöhnt.

Beispiele mögen auch hier Klarheit bringen. Die tieferen Stufen der Thierheit, einst vom Thiere bewußt durchlebt, sie wirken heute als unbewußtes Leben im Menschen fort, gedämpft und gebändigt durch das menschliche höhere Leben, soweit sie demselben widersprechen, ihm Eintrag thun, sonst aber der feste Untergrund, auf dem dies höhere Leben sich aufbaut.

Ganz genau so ist es mit den höheren Organismen, den Gemeinschaften. So manche schöne Blüte derselben in Kunst, Sitte und Religion hat ihren Ursprung in früheren rohen oder kindischen Bräuchen, die sich mit edlerem Inhalt vergeistigt haben, welcher aber nun in gewisser Hinsicht unlösbar an alte Formen geknüpft bleibt. Die Heimatliebe, das Nationalgefühl wurzeln hauptsächlich in diesen Traditionen. Es mögen ja Perser, Chinesen, Japanesen in manchen Einzelheiten freier von derartigen Formen sein. Nur ein Freund des Paradoxen aber wird darum ihre Cultur in der Totalität höher stellen, als die europäische.

Aber auch in dem Thiere wirkt das Zellenleben als unbewußte Macht fort und hat gewisse Eigenheiten aus der Urzeit mit weitergetragen, die im centralischen Bewußtsein nicht mehr reflektirt werden, die aber trotzdem ihre Wirkung nicht aufgegeben haben.

Nun verlangt aber unser logisches Denken, daß auch jene primitiven Harmonieen, in welchen der unorganische Stoff sich aus den Atomen aufgebaut hat und die eine undurchdringliche Mauer gegen weitere Auflösung bei unseren irdischen Stoffen bilden, fortwirken im Zellenleben, durch dieses auf das Thierleben und endlich auch auf den Menschengeist wenn auch in schwächster, unmerklichster Wirkung.

Wir hätten demnach das Gesetz des Unbewußten folgendermaßen zu formuliren:

Jede tiefere Stufe, die von dem Einzelwesen oder dem Gesammtorganismus in früheren Generationen überwunden worden ist, wirkt fort als unbewußtes Leben und zwar mit der Kraft, welche ihr geblieben ist, d. h. durch die höhere Stufe nicht als unzuträglich aufgehoben oder vernichtet werden mußte.

So bleibt ein Stückchen kindlichen Frohsinns, kindlicher Ausgelassenheit, kindlichen Vertrauens zu den Menschen trotz aller ernsten Lebensauffassung und trüben Erfahrungen unaufgezehrt in der Tiefe der Seele des reifen Mannes. Wohl dem der sie zu erhalten weiß! Freilich gibt es auch Menschen, die ewig Kinder bleiben d. h. in der tieferen Entwicklungsstufe verharren.

Ihre Vollendung wird die Lehre vom Unbewußten erst finden, wenn sie als Gegensatz zum Idealismus wird aufgefaßt werden. Hier wie dort dunkle Vorstellung, dunkles Empfindungsleben; beim Unbewußten dunkle Vergangenheit, — denn die Vergangenheit war schon dunkler an sich, da jede folgende Stufe höhere Klarheit des Bewußtseins bringt — beim Idealismus dunkle Zukunft.

Unsre Vergangenheit liegt wie ein fatalistischer Bann auf uns, dem wir nicht zu entrinnen vermögen. „Das Eisen reißt den Mann fort", sagte ein griechisches Sprichwort. Achill in Weiberkleidern wurde von Odysseus überlistet, da dieser ein Schwert in seine Augen blitzen ließ, nach welchem der Heldenjüngling unbewußt griff; Ulfilas ließ beim Uebersetzen des A. T. das Buch der Könige aus, damit seine Landsleute nicht durch das Lesen der Waffenthaten gereizt würden und die kaum beschwichtigten Dämonen wieder erwachten. Wie mancher Mann kann das Steife, Harte, Eckige seiner ersten Jugend nie überwinden; es wäre grausam, wollte man einem älteren Manne zumuthen, aus seinen gewohnten Anschauungen, Formen, Lebensweise herauszutreten; es wäre für ihn Selbstvernichtung.

Wer nun im Stande ist, von der allerältesten Formgestaltung ausgehend, diese als einen ähnlichen Bann in die nächste Stufe und

so stets weiter von Stufe zu Stufe zu übertragen, dem wäre die Lehre vom Unbewußten und zugleich die Tiefe der monistischen Weltanschauung klar geworden.

Der wird dann auch finden, daß wie das erste Empfindungsleben sich dem Chemismus entgegensetzte, so der Chemismus selbst sich der mechanischen Bewegung der Atome widersetzte; daß also chemische Anziehung oder Abstoßung nichts weiter ist, als Empfindung oder doch etwas was zu dieser hinleitet.

Wenn uns heute nun die uralten chemischen Stoffe sclavisch und völlig unbewußt zu wirken scheinen, so erwägen wir, wie uns der Bauer ein völlig Unfreier, an alte Tradition, Herkommen u. s. w. Gebundener erscheint. Der Bauer betrachtet dagegen seine Hausthiere als Unfreie, diese könnten auf die Pflanzenwelt, die Pflanze wieder auf die unorganischen Stoffe herabsehen.

Je tiefer wir steigen, desto minder ist der Grad der Bewußtheit. Alle Formen des früheren Lebens wirken aber mit dem ihnen ursprünglich eigenen bewußten Leben als Unbewußtes in uns fort.

Freiheit ist die Herrschaft des hellsten Bewußtseins über das Unbewußte; denn jede höhere Stufe war ein Losringen, eine Befreiung von der vorhergehenden, gebundeneren Stufe, deren Fortwirken uns also wie eine Art von Naturnothwendigkeit erscheint.

Mit dem Lichte dieses Gedankens werden wir Goethe's Wahlverwandtschaften verstehen. Dieser gewaltige Geist, dessen naturphilosophische Ansichten uns erst heute in überraschender Klarheit verständlich werden, äußerte bekanntlich, dies sei das einzige Werk, bei dessen Conception und Ausführung er eine bestimmte Idee gehabt habe. Ich muß bekennen, daß ich bei den sonst so übergefälligen Literarhistorikern vergeblich nach dieser Idee Umfrage gehalten habe: dafür erhielt ich wieder eine pfauenschweifartig schillernde Mannigfaltigkeit von Urtheilen, von Vilmar an, der „das Gift der tiefsten Unsittlichkeit in einer krystallhellen Phiole gefaßt", bis Hillebrand, der „die höchste Sittlichkeit" darin vorfindet. Am vernünf-

tigsten scheint mir das, was Gottschall sagt: „Wie Goethe's ganze Naturbetrachtung sich an das mit Klarheit erkannte Phänomen anlehnte, so machte er diese Anschauungsweise auch in menschlichen Verhältnissen geltend. In den Wahlverwandtschaften aber parallelisirte er beides; das chemische Gesetz wurde ihm ein Symbol menschlicher Beziehungen, oder vielmehr die Einheit jener orphischen Naturnothwendigkeit sah er wie eine dämonische Macht mit magischem Zug durch Natur und Menschenleben hindurchgehn und den freien Beherrscher der Natur, der sie sonst zu seinen Zwecken umschafft auch wieder in unheimlicher Weise von ihrem verborgen waltenden Gesetze beherrscht. Nicht um die Ehe handelt es sich hier in letzter Instanz, sondern überhaupt um die Collisionen, welche die im Menschen verborgene Naturgewalt in der Ordnung bestehender menschlicher Verhältnisse hervorruft." Das ist ein wahres Wort. Goethe hat also hier lange vor Schopenhauer die Herrschaft des Unbewußten im Menschen geschildert. Er hat uns jenes Doppelbewußtsein klar veranschaulicht: die Wirkung des einfachen Gesetzes in der höchsten Stufe menschlichen Geistes- und Gefühlslebens, wodurch zugleich das damals als glänzendes Resultat der Naturforschung neu gewonnene Princip von der Wahlverwandtschaft der chemischen Stoffe mit geistigem Bewußtsein durchleuchtet ward. Und es dämmerte gewiß auch in Goethe die Idee, daß diese scheinbar rein mechanischen Wirkungen chemischer Attraction auf etwas dem Bewußtsein Verwandtem beruhen müßten. Mir drängt sich diese Vermuthung um so mehr auf, wenn ich erwäge, wie mächtig die damals noch junge und doch so gewaltig ausschreitende Wissenschaft der Chemie mit ihren staunenswerthen Resultaten von den Harmonieen des unbelebten Stoffes gerade auf einen Geist wie Goethe wirken mußte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zurück zu dem Augenblicke, wo jene Harmonieen zuerst ihr stilles Wirken begannen.

Ist dieses erste Werden eine Erhöhung zu einem vollkommneren Zustande gewesen, so war es verbunden mit Werdelust d. h. mit Freude oder dem ersten Schimmer von dem was wir heute empfinden,

wenn wir eine gute That gethan, einen wilden Trieb gebändigt, einen neuen Gedanken gedacht haben. Und mit Recht ruft unser Prophet in einem Augenblicke höchster Mitempfindung mit der Weltseele:

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament.
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt!

Und froh, wie die Sonnen fliegen durch des Himmels weiten Plan, so wandelte auch jener idealische Sänger seine Bahn „freudig wie ein Held zum Siege!“

Das Ideal wirkt als dunkler Drang des neuen Werdens; des vollkommneren Seins. Es kann nur mit der Klarheit des gegenwärtigen Seins auftreten, denn seine Erfüllung gibt erst die Klarheit der vervollkommneten Stufe.

Auf jeder Stufe der sich stets vervollkommnenden Thierformen wirkte das Ideal als dumpfe Ahnung künftigen Seins, dessen Elemente schon vorgebildet waren in der gegenwärtigen Stufe.

Die Zeit der Idealität im Menschen ist das Jünglingsalter. Es ist die Zeit der reifenden Antheilnahme an dem thätigen Menschenleben. Tausend Aufgaben, die ihrer Erfüllung harren, vereinigen sich in der Seele des Jünglings, er glaubt sie alle bewältigen zu können; das ist die frische Triebkraft, der ungebrochene Muth dieses Alters.

Lord Byron sagte einmal: „The heaviest thought I had in my life was that, to be not longer a boy.“ Und der Leser wird sich gewiß der wunderbaren Stellen erinnern, in denen Goethe die Lust des Werdens preist, jenes tiefe schmerzenvolle Glück der Jugend,

Da Nebel uns die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach.

Dieses Werden, diese jugendlichen Ideale, es sind Stufen der Entwicklung, welche die Menschheit durchwandelt hat und welche nun in dem Einzelmenschen als stilles traumseliges Entfalten sich wiederholen. Wessen Gemüth könnte sie vergessen die Tage, in denen wir jeden Morgen erwachten, und in uns eine neue Welt erstehen fühlten, während das unbegreiflich holde Sehnen in Wald und Wiese, Himmel und Erde ahnungsvolle Spiegelbilder unseres eigenen Ich erkannte! Jede folgende Stufe naht dem Jüngling in dem Rosenschleier idealischer Ahnung. Kein Wunder, wo so viele Ideale rasch auf einander Verwirklichung finden, daß der Glaube an die Ideale in diesem Alter so unerschütterlich festgewurzelt ist.

Es kommt die Zeit des nüchternen, reifen Mannesalters. Da klagt das Herz über das Erlöschen aller der Sonnen, die der Jugend Pfad erhellt, über das Auftrocknen des lebendigen Stroms, der die Brust durchwogte und eine ganze Welt zu gründen sich vermaß. Das Werden, die Entwicklung der Vergangenheit ist im individuellen Leben an das Ziel gelangt, es gilt nun, selbst etwas verwirklichen, an seinem Theil ein klein Stückchen des großen Vorwärtsschreitens zu fördern. Ein klein Stückchen That — und diese unendlich große Vorbereitungszeit, welch ein Mißverhältniß! Ja aber ein edles Herz resignirt sich und wählt getrost und muthig die

> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,
> Die zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur zu Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht.

Echt Schiller'sche Ideen-Poesie, die fast an seine Prosa streift, aber durchglüht von dem großen Bewußtsein der modernen Zeit, dem Entwicklungsgedanken! Und die edle Menschheitslehre: „Du warst glücklich durch Andere, sei nun glücklich in Anderen!" Wo bleibt da der Schopenhauer'sche Pessimismus?

Besonders lehrreich ist was große Dichter uns über ihr Schaffen mittheilen; denn bei diesen wirken die in der Zeit lebenden Ideen,

die Empfindungen, welche die Gegenwart durchzittern und künftige Neubildung vorbereiten, am reinsten und vollsten und finden am ersten Gestalt. Goethe hat das schöne Wort Dumpfheit gefunden, welches genialen Menschen zukommt, während es bei gewöhnlichen Menschen Dummheit ist, die allseitige Bedingtheit von einem Zustand. „In vier Wochen schrieb er seinen Werther, einem Nachtwandler ähnlich; der Tod des jungen Jerusalem war der Stoß, der die vorgebildete Krystallisation in eine feste Masse verwandelte." Und Werther ist das reinste Ideal des Zeitbewußtseins, der gegen die Satzung ringenden Natur- und Gefühlswelt. Goethe sagte selbst, er habe durch dies Werk die Krankheit der Zeit erlöst und sich selbst davon geheilt.

Es ist Eigenthümlichkeit der Menschennatur, daß je stärker die Hemmung, desto reiner, desto deutlicher und verklärter das Ideal sich darstellt. Es gibt zwei idealische Gebilde, welche das Familienleben, die ewige und naturgemäße Daseinsform des Menschen, in höchster Reinheit widerspiegeln, es sind der „Vicar of Wakefield" und „Hermann und Dorothea." Der Verfasser des ersteren, Oliver Goldsmith, war ein vom Schicksal und innerer Unruhe herumgeworfener und zum abenteuerlichsten Wanderleben verurtheilter Mensch; in Goethens innerstem Wesen lag etwas, was ihn verhinderte, eine wirkliche Familie zu gründen. Es war also auch hier der Gegensatz zwischen Empfindung und Zustand, welcher diese herrlichen Meisterwerke schuf.

Goethe verwahrte sich bekanntlich dagegen, daß man ihm Ideen unterschob, er habe keine Ideen, sondern nur (künstlerische) Anschauungen. Worin der Unterschied zwischen Ideen und Idealen liegt, das dürfte ebenso schwer zu sagen sein, als wir mit großer Leichtigkeit die beiden Begriffe zu unterscheiden glauben. Die Bildsäulen griechischer Gottheiten waren Ideen der Künstler und des griechischen Volkes, der idealische Menschenleib war die Form, mit welcher dies Volk seine höchsten Ideen aussprach. Und die höchste Idee der Neuzeit, die Idee des modernen Menschen, hat Goethe in seinem Faust aus-

gesprochen. „Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es—!“ so schloß noch das Marlow'sche Drama. Goethe wagte schon die Rechtfertigung desselben zu denken, aber er stellt, wie Beethoven, nur den ringenden Titanen in seinen schmerzlichen Wonnen und furchtbarem Verzweifeln, in seinem stolzen Abfall von Gott und seiner innigsten Gottbedürftigkeit dar; die Versöhnung, die Erlösung desselben, seine Verklärung im selbstbewußten, schaffenden Handeln der Menschheit vermochte der Dichter nicht zum Ausdruck zu bringen, nur aus Beethoven's Symphonieen brechen wirklich triumphirende Klänge, Vorahnung künftiger Welt- und Geistbefreiung, hervor. Goethe's Faust ist demnach die Idee der gegenwärtigen Menschheit, die Verwirklichung seines Strebens und die Versöhnung dieses gewaltigen Ringens wäre das Ideal der Zukunft.

Das Ideal ist ferner auch das in dem Schmelztiegel der Poesie von den Schlacken des Zufälligen gereinigte Gold der Idee des Gegenwärtigen, ihr' wahrer Gehalt, so fern er dem Dichterauge sich als verwirklicht darstellt. Da dieser Scheideproceß nämlich das Wesen der Entwicklung ist, so liegt auch hierin, in der idealisirten Gegenwart, die dem Idealen vorwiegend eigene Ahnung der Zukunft. Auch die vom Dichter idealisirte Vergangenheit ist keineswegs, wie man wohl insgemein glaubt, ein Wiedererwecken, Neubeleben des ehemals lebendig wirkenden, untergegangenen Daseins (eine Ansicht, die in den Worten ausgesprochen ist, daß der Dichter ein rückwärts gekehrter Prophet sei) und wenn Uhland seinen gewaltigen Greiner zum neuen Leben beschwört:

> Brich denn aus deinem Sarge, steig' aus dem düstern Chor,
> Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart hervor! —

so würde der alte Eberhard eine seltsame Figur spielen und sich ebenso unbehaglich bei uns fühlen, wenn das buchstäblich zu nehmen wäre. Nein, unser Klopstock hat mit einem treffenden Worte das idealische Schaffen des Dichters bezeichnet, wenn er sagt: „er bricht in dem Schatten des Hains der Vergangenheit die Zauberruthe, die nach dem helleren Golde, dem neuen Gedanken, zuckt.“ Formen

sind es, die der Dichter aus Bildern und Sagen der Vergangenheit sich aufsucht, er hört die Quellen rauschen unter Schutt und Trümmern, die lebendigen Quellen des Unvergänglichen, allgemein Menschlichen und leitet sie herauf, er erfüllt die alten Mythen mit neuem Inhalt, mit dem Inhalt seiner Seele, seiner Zeit, er dichtet sie weiter, wie die Griechen gethan, wenn sie bis in unsre Tage fortgelebt hätten. Schön und wahr sagt Otto Jahn: „So schafft der Dichter ein Kunstwerk, in welchem antike und moderne Natur untrennbar verschmolzen sind, das weder antik noch modern, im höchsten Sinne aber echte Poesie ist. Daß Goethe's Prometheus nicht der Titan der alten Sage, sondern der Repräsentant seiner eigenen grübelnden und strebenden Natur ist, würde, auch wenn er es nicht selbst sagte, jeder leicht erkennen. In seinem Ganymed ist neben der plastisch-schönen Form, welche an die herrlichen antiken Gruppen erinnert, das Gefühl des zärtlichen Versenkens in die Natur: ‚Aufwärts an Deinen Busen, Alliebender Vater!‘ eine dem Alterthum fremde Empfindung als Seele eingehaucht.“

Es ist also das Idealisiren der Vergangenheit ein Aufsuchen von geretteten Keimen, die weiterer Entwicklung fähig sind, dadurch zugleich ein Wiederauffrischen der von einseitiger Tendenz beherrschten Menschenseele, ein Bereichern, ein Vervielfältigen ihrer Kräfte, ein Neubilden durch Befruchtung uralter Triebe mit neuen Gedanken — mit einem Worte es ist das schöpferische Weiterbilden, welches nichts übersieht, nichts zurückläßt, was dereinst die Menschheit Lebensfähiges und Ewiges geschaffen hatte und so alle die Quellen der Vergangenheit in den majestätisch dahinflutenden Strom menschlicher Entwicklung hineinleitet. Also auch dieses idealische Schaffen ist inspirirt von dem Genius der Zukunft.

Es beginnt demnach der Unterschied zwischen Idee und Ideal sich aufzuhellen.

Hierdurch gewinnt auch die Unterscheidung zwischen menschlichen Gesetzen und Naturgesetzen neues Licht. Jene sind künftige Daseinsformen, deren Verwirklichung in der Zukunft liegt, insofern müßte

der vollkommenste Gesetzgeber der größte Idealist sein, letztere Eigenschaft natürlich im besten Sinne aufgefaßt. Und es waren Priester, Propheten, Weise die ältesten Gesetzgeber. Die Naturgesetze dagegen erscheinen uns als der Ausdruck vergangenen Daseins, welches einst gelebt wurde und sich dauernd forterhalten hat bis in die Gegenwart. Das ist das Reich der Idee, die um so reiner, um so vollkommener sein wird, je mehr sie mit der Wirklichkeit übereinstimmt, je mehr sie alles Gewordene als nothwendig erkennt.

Hier sind wir an einem neuen Gegensatze angekommen, dem zwischen Nothwendigkeit und Freiheit. Daß wir allseitig bedingte und gebundene Wesen sind, wer wollte es verkennen? Kann denn die einzelne Handlung eines Menschen frei sein, dessen ganzes Dasein nicht von seinem Willen abhängt? Der unendliche Strom der Vergangenheit, das große Meer der Gegenwart, sie tragen uns als Tropfen scheinbar willenlos dahin. Und dennoch liegt eine große Wahrheit in folgenden Worten Gustav Freytag's, die das Wesen des Idealismus dichterisch aussprechen:

> Die Wogen und Wälder rauschten aus einem Jahrhundert in das andere dasselbe geheimnißvolle Lied, aber die Menschen kamen und schwanden und unaufhörlich wandelten sich ihnen die Gedanken. Länger wurde die Kette der Ahnen, welche jeden Einzelnen an die Vergangenheit band, größer sein Erbe, das er von der alten Zeit erhielt und stärkere Lichter und Schatten fielen aus den Thaten der Vorfahren in sein Leben. Aber wundervoll wuchs dem Enkel zugleich mit dem Zwange, den die alte Zeit auf ihn legte, auch die eigene Freiheit und schöpferische Kraft.

Was ist diesen schönen Worten noch hinzuzufügen? Der auferwachte Gedanke, der einst als Lichtgeburt von der Erde sich losrang, er gewinnt von Jahrtausend zu Jahrtausend größere Kraft, er wird stets selbstbewußter und selbstgewisser, er vermag immer mehr, er wird immer freier, aber — er wird es nur durch stets größere Bedingtheit und Gebundenheit! Was ich bei Gelegenheit des Unbewußten, der Monaden sagte, was ich im letzten Abschnitte wiederholte: Das ehemals frei Gewollte wird zur bedingenden Eigenschaft, zur Natur! Das ist der Weg unserer Entwicklung. Wenn der edle Mensch sagt: „Ich kann nicht anders, ich muß so

handeln", ist das nicht Zwang? — und wenn er es sagt gegenüber einer wuthschnaubenden Menge, die ihn mit Hohn und Haß überhäuft, mit dem Tode bedroht — ist es nicht Freiheit im edelsten Sinne? Wer löst't dieses Räthsel?

Der Entwicklungsgedanke, der größte, weltbefreiende Gedanke der Gegenwart, das Ideal der Zukunft.

In einer der lichtvollsten Stunden, wie sie äußerst selten und nur dem Menschen beschieden sind, der über sich und sein Dasein ernsthaft nachzudenken gewohnt ist, schrieb Goethe, der größte Genius des Jahrhunderts, der den Geistesinhalt der neuen Zeit in wunderbarer Klarheit spiegelte, Worte von einer Tiefe, die ich gradezu überwältigend nennen möchte, in denen der Menschheit ein Blick in ihr innerstes Wesen verstattet ist. Nachdem er in hoher Bescheidenheit sein ganzes Thun nur als ein Werk der schöpferischen Kraft, die schwachen Thon zu solcher Ehre bringt, bezeichnet hat, erkennt er an, daß es Thaten giebt, die dem Menschen als sein Eigenstes angerechnet werden müssen, bei denen man mit Freuden ausrufen dürfe: Das ist Er, das ist sein eigen!

Denn jede Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort,
Indessen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Geist sich, der sich überwindet.

Wunderbarer Preisgesang der menschlichen Freiheit; an Tiefe und Kraft nur den Worten vergleichbar, mit welchen er den dahingegangenen großen Freund, die herrlichste Verkörperung dieser Freiheit, pries:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Wer diese Worte in ihrer ganzen Wahrheit zu begreifen vermag, den muß ein heiliger Schauer durchrieseln, die Morgenluft des ferne dämmernden Jahrhunderts, der Herrschaft des Geistes, weht ihn an.

Der Geist, der sich durch alle Stufen des unorganischen und organischen Stoffes, die unendlich vielgestaltige Thierwelt endlich sein höchstes Organ, seine mächtigste Entfaltung, die Menschheit, geschaffen hat, dieser nämliche Geist ist thätig, wenn die Gattung, als Monade aufgefaßt, an der bestimmten Stelle sein künftiges Werkzeug, den auserwählten Menschen, schafft. Nicht die erzeugenden Eltern, nicht die erziehende Umgebung sind es, die ihn schaffen — die sind selbst durchaus bedingte Wesen — die Gattung, als Ganzes, als Folgeleben, erschafft ihn und will ihn erschaffen. Und dieser Gattung Genius erwacht in ihm und er fühlt sich Eins mit demselben.

Der Strom der Welt aber, der von allen Seiten engt und hemmt, das Gemeine, das uns alle bändigt, es ist die Herrschaft des Stoffs, des Unbewußten und Seelenlosen, der tieferen, unentfalteten Stufen, die verdammt sind willenlos der eisernen Nothwendigkeit zu gehorchen, des Geistes Kraft zu üben, indem sie dieselbe hemmen, endlich aber überwunden und vernichtet oder in den Dienst des Geistes aufgenommen zu werden. Indessen schreitet der Geist — das Attribut der Empfindung im Stoffe — gewaltig vorwärts auf seinen eigenen Bahnen nach den hohen Zielen seiner eigensten Entfaltung, dem Guten mit seinen Idealen, der Wahrheit mit ihren Ideen und dem Schönen, aus welchem die beiden hervorgegangen sind und das sie wieder vereinigt, dem Schönen, welches ich am liebsten mit Schiller die Freiheit in der Erscheinung oder die durch Bewegung verkörperte Empfindung nennen möchte.

Sei es mir vergönnt, der Klarheit zu Liebe, einen Blick in ferne, lichterfüllte Jahrtausende zu werfen und den Traum eines künftigen goldnen Zeitalters zu träumen. Da wird die Menschheit die noch immer nicht abgeschlossene Epoche des Kampfes ums Dasein überwunden haben, in Frieden, Liebe und Eintracht werden die Geschlechter wandeln im Schatten des herangewachsenen Baumes der

Menschheit, den ihre Edelsten gepflanzt, und der, von den Stürmen heftig geschüttelt, immer herrlicher sich entfaltete bis endlich Alle, Alle Platz unter ihm fanden. Die heftig gegen sie stritten, die wilden Naturgewalten werden demüthig zu ihren Füßen sich schmiegen, denn bekannt sind jetzt die Zauberworte, mit welchen die Dämonen gebändigt werden. Dann wird auf aller Creatur, die jetzt liebend dem Menschen sich naht und die er tödtet und quält, der liebende Blick der Menschheit ruhen, ihr Arm wird die Hilflosen schützen und die Qualen des Todes von ihnen ferne halten. Dann wird nothwendige Eigenschaft alles das sein, was heute gut und förderlich der Gesammtheit ist, aber nur von Wenigen aus innerem Zwang der Natur befolgt wird, während die Menge ihre Freiheit darin zu finden glaubt, daß sie auf der niederen Stufe verweilt. Unbewußt werden die Menschen das Gute thun; wie heute die Pflanze willenlos sich entfaltet, so wird ihr Wille durch die großen, waltenden Gesetze, die nicht mehr geschrieben werden, weil sie in das Leben, in die Natur der Menschen übergegangen sein werden, nach den hohen, allgemeinen Zielen der Menschheit gelenkt werden; denn das Theilbewußtsein wird aller Menschen Seelen beherrschen. Was heute Ideale sind, das wird in jener Zeit Zustand geworden sein und vielleicht werden die Weisen jenes Jahrhunderts sich bemühen, mit Hilfe der uralten Schriften und durch das Studium der Grundlage ihrer Verhältnisse, sowie Beobachtung ihrer Kinder aus dem unbewußten Leben das als klare Idee herauszuschälen, was uns heute allbekannte, klare Wirklichkeit oder Triebkraft erscheint. Neue Kräfte des Geistes werden sich entfalten, neue Harmonieen in die Seelen dringen, ungeahnte Seiten der Natur sich dem Wissen erschließen, eine neue Freiheit wird nach höheren Zielen ringen. Hoch werden sich aufthun die Pforten der Welt, daß der König der Ehren, der Geist, seinen Einzug halte. Und wenn nun Einer von dem heutigen Geschlechte, das so treulich und unverdrossen arbeitet, damit dereinst diese Ernte reife, in jenem Jahrhundert zufällig wieder erschiene, dann würde er geblendet und verwirrt von all dem Lichte

mit seinen heutigen Anschauungen ein dumpfes, unaufgeschlossenes Dasein führen; jene Menschen würden sagen: er gehorcht nur instinctiven Trieben, das Wesen der Dinge ist ihm unbekannt, er ist nicht zur Freiheit befähigt, er gehorcht dem Gesetze der Naturnothwendigkeit. Und sie werden Recht haben, denn was heute lebendiges, thätiges Spiel unserer freien Seelenkräfte ist, was wir mit hellem Bewußtsein als den Inhalt und die Aufgabe unseres Lebens erkennen, das wird bei jenen Menschen im unbewußten Leben wohnen, aber über und durch diese Beschränkung wird neben der lichteren Erkenntniß eine unendlich höhere Freiheit des Geistes wirken, wie wir sie heute nur Göttern zuschreiben könnten. Und wieder werden Jahrtausende vergehen, da werden auch jener Wesen Ideale zu Ideen, ihre Gesetze zu Naturgesetzen geworden, ihr Bewußtsein ins unbewußte Leben übergegangen sein. Deß sind wir gewiß und das ist das erhebende Bewußtsein, das aus dem Entwicklungsgedanken uns schon heute durchströmt, daß, wie eine ungeheure Vergangenheit in der unaufhörlichen Wechselwirkung von Frucht und Samen unser heutiges Jahrhundert geschaffen hat, so im Ablaufe der Zeiten ebenso eine unermeßliche Zukunft des Fortschritts und der stets gesteigerten Entfaltung des Geistes ungeahnte Ziele höchster menschlicher Freiheit und Vervollkommnung unseren entzückten Blicken eröffnet. Darum in den Staub die Götzen, die uns von jenen Zielen nach längst überwundenen Kindheitsstufen der Menschheit zurückleiten wollen, aber auch hinweg mit den falschen Propheten, die nur von der Wichtigkeit ihres erbärmlichen, nichtigen Ich durchdrungen, nur den niedrigen Maßstab des sinnlichen, thierischen Behagens an den Werth dieses Lebens legen, die für die heiligen Ideale, die unsere Seele durchglühen, nur Hohn und ätzende Ironie haben, hinab mit ihnen in den Staub, aus dem sie geboren sind und den sie fressen mögen mit Lust, wie ihr großes Urbild. Sie sollen uns unseren Glauben nicht nehmen!

Unseren Glauben! Und haben wir denn noch Glauben nach dieser Weltanschauung? Diese Frage beantworte ich mit einem ent=

schiedenen Ja, das ich in den gewiß bestimmten und nicht mißzuverstehenden Satz einkleide, daß der Mensch gerade nur so viel Werth habe, als er glaubt.

Thorheit ist es, Gauben und Wissen zusammenzuwerfen oder gar zu verwechseln. Es sind zwei gesonderte Gebiete, zwei grundverschiedene Aeußerungen derselben Menschenseele. Das Wissen umfaßt das Vergangene, sein Leitstern ist die Erfahrung, seine Aufgabe das Auffinden immer reinerer, hellerer, die Wirklichkeit abspiegelnder Ideen, sein tiefer Grund ist das in der unendlichen Entwicklung bisher Erlebte, seine bewegende Kraft, sein nimmer rastender Antrieb ist der Zweifel. Diesen zu überwinden ist des Glaubens erste Eigenschaft. Des Glaubens Gebiet ist das der That, der künftigen Entwicklung, seine schöne Frucht das selbstbewußte, siegfrohe Voranschreiten. „An wen glaubst du?" fragte ein christlicher Missionär einen nordischen Helden. „Ich glaube an mich", war die stolze Antwort. Ein Stückchen auch dieses Glaubens muß jedes thätige Wesen besitzen. Ich finde bei unserem herrlichen mittelalterigen Sänger ein kleines Gedicht, das kindlich naiv und doch tiefsinnig den Gegensatz, der zwischen Wissen und Glauben obwaltet, ausspricht und die Unfähigkeit des Zweifels, unser thätiges Leben zu regieren, trefflich charakterisirt:

Zweifel ist ein übler Zimmerer,
  Nie war üblerer noch schlimmerer,
  Zweifel bauet selten aus,
  Nie mit starker Säul ein Haus.
Zweifel immer hat zu messen,
  Wähnet immer was vergessen,
  Rückt und schiebet früh und spät,
  Häuft vergebens viel Geräth.
Zweifels Grund ist nirgends fest,
  Wird mich nicht der Zweifel lassen,
  Ich nicht fassen
  Ein Vertrauen,
  Werd ich nie so großes bauen,
  Als des kleinsten Vogels Nest.

Wie wahr und klar! Ja auch der kleine Vogel, der sein Nestchen baut, er ist erfüllt von Glauben und Vertrauen. Und alles

menschliche Thun, das höchste wie das geringfügigste, es ruht auf dem festen Grunde des Glaubens. Dieser Grund erbaut sich aus allem, was der Mensch ist und vermag, alle Kräfte seines Gefühls und Gemüths, all sein Wissen und Denken, seine ganze Vergangenheit, sie vereinigen sich zur lebendigen Kraft des Glaubens.

Das Wissen erhellt die Vergangenheit durch das Licht der aus der Erfahrung gewonnenen Ideen, der Glaube verklärt die Zukunft durch die strahlenden Sonnen der in den Seelen der Edelsten aufgegangenen Ideale.

Wie das Wissen ausgegangen ist von dem Wissen um sich und seinen Nächsten und die Form der Vermenschlichung zur typischen wurde, mit welcher die Vernunft zuerst die Räthsel der Welt zu lösen anfing, so beginnt auch der Glaube mit dem Glauben an sich und die anderen Menschen. An die Menschen muß ich glauben und keinen sichereren Maßstab gibt es für den Werth des Menschen, als was er von seinen Nebenmenschen glaubt. Der niedrige, der gemeine Mensch, er glaubt von allen anderen nur das Schlechteste, wo sollte er einen Schlüssel für das Verständniß der edleren Motive finden? Auf diesen beiden Gebieten gilt in vollster Ausdehnung die Wahrheit des Spruchs: Der Mensch ist das Maß der Dinge.

Der Glaube ist also das Gewissete, was es auf der Welt gibt, viel mehr als das Wissen. Denn dieses umfaßt nur das Vergangene, welches nicht mehr ist, dem Glauben gehört die Gegenwart, die Zukunft und diese allein haben wahre Realität und tragen auch das Vergangene weiter, insofern es nicht erloschen, also ebenfalls real ist. Dem Wissen haftet immer der Zweifel an, jedes Jahrhundert hat eine andere Formel zur Erklärung der Welt und ihrer Erscheinungen und auch wir sind uns heute bewußt, daß unsere Erklärung nur eine einstweilen ausreichende Hypothese ist, die dereinst durch eine einfachere und wahrscheinlichere wird ersetzt werden. Der Glaube aber kann nie täuschen, denn er ist das Bewußtsein der voranschreitenden Welt. Er ist stets subjectiv und darum stets seiner selbst gewiß.

Daß ein Sokrates war, daß er ein Sohn des Sophroniskos, der Gemahl der Xanthippe und was alles seine äußeren Lebensumstände gewesen sind — lauter zufällige Dinge, wie sein Name — das wissen wir, so lange uns nicht etwa ein Philolog beweist, er sei eigentlich eine mythische Person: daß er ein vortrefflicher Geist war, der die Menschheit unendlich gefördert, das glauben wir denn wir fühlen das Walten dieses Geistes in seiner mächtigen Nachwirkung in uns selbst und das ist das Wesentliche, wie die homerischen Gesänge, wenn auch die Person Homers von den Wissenden angezweifelt wird. Das Wissen ist der Reflex der bewegten Materie in unserem Geiste, der Glaube ist das Bewußtsein des empfindenden Geistes von sich selbst.

Der Vater des Wissens ist der Zweifel, sagte ich, das wird leicht zu begreifen sein. In urältester Zeit waren Himmel, Wald, See, Thier dem Menschen ebenso gewiß, natürlich und verständlich wie er sich selbst; er glaubte an sie. Eines Tages begann die Verwunderung, das Sichbesinnen, sie wurden ihm Räthsel: da entstiegen andere Wesen, Götter, aus seinem Innern und kleideten sich in diese Formen, da ward der Baum die Dryade, der Quell die Najade, die Liebe Aphrodite, und wieder ward Alles natürlich und verständlich, denn er glaubte. Dann kam wieder eine Zeit der Verwunderung, des Unbefriedigtseins und der Zweifel vernichtete abermals die frühere Erklärung. Der wissende Geist trug das Material, die Formen weiter, aber mit neuem Geiste erfüllten sie sich und die Pflanzen, der Himmel, die Liebe, sie wurden nun Werke und Gedanken Gottes. Ein neues Sichbesinnen, ein neuer Zweifel, der die gewissesste Gewißheit des menschlichen Wissens, die Bewegung der Sonne um die Erde, aufhob und — es waren die Kräfte des seelenlosen Stoffes, aus welchen Alles hervorging. Lange Zeit begnügten sich die Menschen auch mit dieser Wissenschaft, ja sie drohte als Reaction gegen den einseitigen Spiritualismus der christlichen Welt, zum Glauben zu werden; da — was hören wir sagen? das kleinste Pflänzchen, das unscheinbarste Thier, sie sind unlösbare Räthsel.

Wiedergekommen ist die Zeit der Verwunderung, des Sichbesinnens, der Zweifel ist erwacht und mit ihm entsteht ein neues Wissen, aber der alte Glaube, die ununterbrochene Tradition des Weltbewußtseins sagt: Es ist der Geist, die Empfindung, welche sich in diesen Formen manifestiren. Dieser Glaube war nie wankend geworden, der Mensch hatte immer geheimnißvolle Sympathie und Mitleid mit den Thieren, auch wo sein Wissen ihm sagte, es sind seelenlose Maschinen, es sind zufällige Combinationen des Stoffs.

Der Glaube ist das Wissen des Geistes, der Empfindung, um sich selbst. Dieser Glaube ist Zukunft, denn unser Geist lebt auch heute schon in der Zukunft. Thoren die, welche diesem Glauben physischen Zwang anthun wollen, denn er ist die spontanste, die unmittelbarste Kraft des Geistes. Noch größere Thoren die, welche das Erfahrungswissen, den bewegten Stoff zum Inhalt des Glaubens machen möchten! Dieselbe Thorheit, die religiöse Form als das Wesentliche darzustellen und sie zum Gegenstand des Glaubens erhöhen zu wollen. Wir glauben heute an Liebe, an Treue, an Volk, an Menschen und Menschheit — wenn wir sie auch nicht als persönliche Gottheiten, wie die Griechen und auch nicht als Gebote oder Geschöpfe des persönlichen Gottes auffassen. Die den wahren Glauben am meisten schädigen, das sind die, welche seine Entwicklung aufhalten, welche die zerfallende Form verewigen möchten und so sich mit ihren Lehren in schreienden Widerspruch gegen das Zeitbewußtsein stellen.

Aber nicht minder thöricht auch diejenigen, welche wähnen, daß das Wissen jemals den Glauben ersetzen könne. Etwas werden wir niemals wissen, so gewaltig auch die Fortschritte der Wissenschaft sein mögen, das ist die Zukunft. Denn die Welt ist Entwicklung des Geistes und im Wesen der Entwicklung liegt es, daß die nächste Stufe höher sei, als die vorhergehende. Da vermag denn der Reflex der ganzen Vergangenheit in unserem Wissen uns keine Aufklärung zu geben über die nächste Zukunft des Geistes. Das kann allein die wirkende, thätige Kraft des Glaubens, welche mitarbeitet an dem

großen Werke der Weltentwicklung. Die Ideale aber sind der Nordstern, welcher das Schiff der Menschheit leitet auf dem unermeßlichen, schweigenden Oceane dieser Entwicklung. Und an die Ideale können wir nur glauben.

Und wenn die Frage gestellt würde in folgender Fassung: Sind wir Darwinisten oder Christen, so würde ich aus vollster, aus innigster Herzensüberzeugung ausrufen: Christen!

Wir nennen uns nicht Copernikaner, Newtonianer oder Keplerianer, nicht nach denen die unser Wissen gefördert haben. Das Wissen ist ein Riesengebäude, zu welchem jedes Jahrhundert, jeder mächtige Geist einen Stein herbeiträgt und dann verschwindet. Wenn du mir dein Wissen mitgetheilt hast, so bist du gerade dadurch für mich entbehrlich geworden, und war es nur Wissen, was ich von dir gewinnen konnte, so werde ich dich nicht wieder aufsuchen. Ist es aber dein Wesen, dein Glauben, sind es edle Ziele deines Strebens, die du in meine Seele gießest, o dann wird auch mein Herz von der gleichen Flamme entzündet werden und unzertrennlich vereint mit dir werde ich dich laut und überall bekennen.

Und auch wir bekennen. Wir bekennen unseren Glauben an das höchste Ideal, nach welchem seit mehr als zweitausend Jahren das Sehnen und Streben der Edelsten gerichtet ist, für welches Millionen freudig ihr Leben hingegeben, sei es im stillen, unbeachteten Opfer thätiger Menschenliebe, sei es in Kerkernacht, Folterqualen und Flammentod. Dieses höchste Ideal, es ist die Humanität, es ist die Verbrüderung der großen Gemeinde der Menschheit zu Einem Volke, zu Einer großen Familie. Alle Leiden und Freuden werden dermaleinst gemeinschaftlich getragen und empfunden, allen Uebeln wird eine Abwehr gesucht, allen Mühsalen eine Zuflucht eröffnet werden. Niemand hat dieses erhabene Ideal schöner und reiner empfunden, niemand herrlicher und begeisterter verkündet, als der göttliche Meister dessen großes Flammenherz selber alles Weh und alle die Qualen fühlte, die noch auf der blinden und nach Erlösung seufzenden Menschheit lasteten und der zuerst das Gebot der Nächstenliebe zu dem

sympathischen Gemeingefühl der Menschheit erhöhte durch die unvergänglichen Trostesworte: „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will Euch erquicken!“ So lange dieses höchste Ideal nicht verwirklicht ist, wollen wir uns freudig nach dem Namen dessen nennen, der uns dasselbe offenbarte und der das edelste Vorbild reiner Menschlichkeit gewesen ist auf Erden. Dereinst, wenn die Zeiten sich erfüllen, wird auch diese schönste Blüte der Idealität ihre Frucht gezeitigt haben; dann mag der Name verschwinden, weil das Wesen Allen gemeinsam sein wird und der Name ja nur die Sonderung bezeichnet. Sein Bild aber wird als des größten Wohlthäters in dem Tempel der Menschheit erhöht werden und Dank und Verehrung werden ihm darbringen die spätesten Geschlechter, denen der finstere Qualm des Aberglaubens und Wahnglaubens, mit welchem dasselbe so lange verdüstert war, längst aus der Erinnerung geschwunden sein wird. Und so hat denn unser größter Dichter auch für die heutige Menschheit dieses Ideal in seiner Reinheit, in seiner unvergleichlichen Schöne mit dem Zauber seiner Dichtung verklärt und den wahren Inhalt des Christenthums in tiefergreifender Einfachheit ausgesprochen:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Mit dem vagen, leeren Kosmopolitismus hat dieses Ideal nichts zu schaffen, darüber gibt uns die Wirkung des Menschheitsgedankens schon auf seiner heutigen Entwicklungsstufe bestimmte Auskunft. Der Genius der Humanität tritt in und durch die Seelen der edelsten Völker in die Erscheinung: so schafft die Natur den gegliederten Organismus, indem sie von der Eigenart der Theile so viel erhält,

als der Harmonie des Ganzen, die grade dadurch volltönend wird, förderlich sein kann. Wie der unorganische Stoff fortwirkt in der Zelle, das Zellenleben in dem höheren Thiere; wie die Tugenden des Familienlebens sich zur Stamm- und Volksgenossenschaft erweiterten: ebenso werden die Stimmen der Völker dereinst sich zu der großen Harmonie der Menschheit vereinigen. Und so sehen wir schon heute diesen Genius thätig, wie er hier die auserwählten unter den Völkern mit seiner Flamme durchglüht, dort veraltete seinem Wesen widersprechende Formen zerbricht, bald seine milde segnende Hand über alle Hilflosen und Verlassenen ausstreckt, bald den Zurückgebliebenen und Verwahrlosten die Gaben seiner Liebe und seiner Weisheit spendet. Unter seiner treuen, schützenden Obhut werden die Völker das Reich des Friedens und der Eintracht anbrechen sehen und dann wird ihr einziger Streit das wetteifernde Bestreben sein, alle edelsten Blüten ihres eigenen Daseins jenem erhabenen Genius um die leuchtende Stirne zu winden.

XVI.

Rückblick.

Die Welt als Entwicklung des Geistes.

Hoch thut Euch auf, ihr Pforten der Welt, daß der König
der Ehren einziehe!

Psalm.

Am Schlusse unserer Wanderung, welche wir keineswegs auf wohlgeordneten gradlinigen Bahnen der Systematik zurückgelegt haben, möge es uns verstattet sein, einen rückschauenden Blick auf die gewonnenen Gesichtspunkte zu werfen und von unseren Gedankenkreisen aus die Versuche der Denker der Neuzeit, die Welt von Einem Grundprincip aus zu erklären, vergleichend zu beurtheilen.

Mit dem Absoluten, dem Ding an sich, der causa sui u. s. w. wollten dieselben den Urgrund des Seins bezeichnen, in welchem die beiden Eigenschaften: Bewegung und Empfindung, noch unaufgeschlossen zusammenliegen. Was wir von den Dingen wissen, das wissen wir nur vermöge der Empfindung und an der Bewegung. In diesem Sinne stimme ich denn einmal mit Hegel überein, daß das absolute Sein gleich dem absoluten Nichtsein ist, freilich mit dem kleinen Zusatz für uns, es ist für uns nicht vorhanden, nichts.

Der Schopenhauer'sche Wille ist offenbar das durch die Divinationsgabe jenes merkwürdigen Geistes zum erstenmale in großen Umrissen geschaute Princip oder Attribut der Empfindung. Das von ihm beliebte Wort ist ein unglücklich gewähltes, denn wir pflegen den Willen als etwas Secundäres aufzufassen, dem ein gewisser Grad von Bewußtheit vorausgehen muß und so hat denn dieser Begriff auch seinen Urheber oft irregeleitet, wie ich an mehreren Stellen nachgewiesen zu haben glaube. Daß aber Schopenhauer diesen Willen zum Ding an sich sublimirt hat, daß er von ihm die Bewegung ausgehen, daß er ihn das wahre Wesen aller Dinge sein

läßt, darin liegt seine Einseitigkeit, sein Rückfall in die Scholastik, welche ein Wort für eine unbekannte Größe setzt.

Seine geniale Theorie vom Unbewußten, welches von seinen Nachtretern selbst wieder zum Absoluten verdüstert oder verhimmelt wurde, müßte eigentlich nach meiner Darstellung die Lehre vom Bewußten heißen; denn es ist weiter nichts als ein auf früheren Stufen gewonnenes dunkles Bewußtsein, welches auf höheren Stufen fortwirkt. So lange es die höhere Bewußtheit, welche sich auf demselben aufbaut, unterstützt, mit ihr harmonirt, bleibt es scheinbar unbewußt, im Dunkel ruhend, sobald es aber in Gegensatz zu derselben tritt, wirkt es als Störung oder Hemmung und wird, da es die höhere Bewußtheit beeinträchtigt, in dieser reflectirt oder bewußt. Mit dieser Auffassung gewannen wir eine große Klarheit, einen trefflichen Leitfaden durch das Labyrinth der unendlich complicirten Erscheinungswelt, die wir nunmehr mit unserem eigensten Wesen, als dem Inbegriff aller von Anbeginn der Erdenbildung durchlaufenen und überwundenen Stufen, begreifen können. Die uralten Formen und Gesetze wirken in uns weiter; eine fort und fort stattfindende Modification derselben hat zuletzt die höchste Bewußtheit des menschlichen Geistes entzündet. Das Gesetz der Entwicklung waltet überall vom unorganischen Stoffe an bis zum höchsten Organismus, der Menschheit.

Das schaffende Princip der Entwicklung ist die Eine Eigenschaft des Stoffs: die Empfindung. Spinoza nannte sie Denken, Schopenhauer Wille. Für uns ist sie am verständlichsten durch das Wort Empfindung, welches schon das erste Aufdämmern des uns bekanntesten und räthselhaftesten Wesens — des Geistes — in sich begreift und zugleich allen Folgestufen bis zur heutigen höchsten Stufe eigen bleibt, während Spinoza's Denken eben nur diesen Schlußpunkt, Schopenhauer's Wille nur die secundäre Erscheinung, den Uebergang der Empfindung in Bewegung ausdrückt. Wir müssen in den harmonischen Bildungen des unorganischen Stoffes aus den Atomen des Weltstoffs die Vorstufen dieses Princips, dieser Eigen-

schaft erkennen, und dunkelstes Bewußtsein darin annehmen. Ueberall müssen wir uns aber vor der Hauptquelle alles Irrthums sorgfältig hüten — der anthropomorphischen Auffassung, wie sie heutiges Tages die Blütezeit der Naturmystik und des Baader-Schelling'schen Unsinns wieder zu erreichen oder zu überbieten strebt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, wie das gehämmerte Eisen lauten Schrei ausstößt, das zersägte wüthend knirscht und was derartige Herrlichkeiten mehr sind.

Wir fassen die Welt auf als Entwicklung des Geistes. Dieses Princip trat in unserem Sonnensystem in einem bestimmten Momente schöpferisch auf und hat seit jener Zeit in unendlichen Zeiträumen fort und fort neue Formen geschaffen, durch welche jene Eigenschaft, die Bewußtheit, immer mehr, immer klarer, immer vollkommener sich entfalten konnte. Jede neue Form ging aus einer vorausgehenden hervor. Die der Materie immanente äußere Eigenschaft, die Bewegung bleibt unverändert und unvermindert auf allen Stufen, sie kann niemals erlöschen; die innere Eigenschaft, die Empfindung gibt ihr nur die Richtung. Mit der Atomkraft ist Alles geschaffen worden durch den Geist. Wie der Menschengeist heute seine Formen schafft, so schuf die innere Eigenschaft des Stoffs, das dunkelste Bewußtsein, die ersten und einfachsten Formen.

Die Form ist also das Wesenhafte; sie ist durch den Geist (ich wähle dieses einfache Wort als Aequivalent für die innere Eigenschaft des Stoffs, die Empfindung im weitesten Sinne) geschaffen und aus der Form entfaltet sich wieder der Geist. Neues Licht strömt aus dieser Erkenntniß auf das Wesen der menschlichen Kunst, in welcher ebenfalls die Form Alles ist. Die Kunst anticipirt das Werden der Natur, ihre Ideale sind keimende Ideen.

Unendlich vereinfacht ist mit dieser Auffassung die Frage nach den Lösungen der Räthsel alles Daseins. Ist dieses Räthsel dann aber, wenn das menschliche Wissen diese so gestellten Fragen alle beantwortet haben wird, auch wirklich gelöst? Oder bleibt noch Etwas übrig, was heute als eine selbstverständliche Voraussetzung gilt,

aber einst als dunkeler Punkt erscheinen wird, der den sich nähernden Menschen dereinst den Blick in einen tiefen weiten Raum von neuen dunkelen Fragen und Zweifeln eröffnen wird, welchen sie mit ihrer erhöhten Geisteskraft und ihrem durch die Erfahrung bereicherten Wissen erst werden erleuchten müssen?

Wir sind ausgegangen von dem Grundgedanken, daß aller Stoff zwei wesentliche Eigenschaften — die der Bewegung und der Empfindung — besitzt. Da drängt sich uns doch von selber die Frage auf: Welche von beiden äußerte sich früher? Ist die Bewegung des Urstoffs gerade so eine Wirkung der inneren Eigenschaft, wie die Bewegung des Thiers eine Wirkung seiner Seele? Oder hat die Bewegung erst die innere Eigenschaft erschlossen, wie wir ja täglich sehen, daß durch das Weiterleben, d. h. durch fortdauernde Bewegung das Geistige sich stets erhöht, und wissen, daß das Thier ja nicht leben könnte, keine Seele hätte, wenn nicht die Bewegung in seinen Centralorganen stattfände?

Darauf haben wir keine Antwort und so stünden wir wieder vor den großen unlöslichen Gegensätzen von Körper und Geist.

Beide sind große Attribute aller Wesen, beide bedingen sich vollständig und doch sind beide gegensätzlich.

Alle unsere Urbegriffe sondern sich nach diesen beiden Kategorieen. Der Raum ist die Bewegungsmöglichkeit. Die Zeit ist das Gebiet der Empfindung. Nur in der Zeit ist letztere möglich, sie erhöht sich durch die Zeit. Die Empfindung ist das Continuirliche. Kein Grund auf der Welt nöthigt uns, das Atom a für sich selbst gleich zu halten, wenn es nicht empfindet oder empfunden wird.

Der Zustand ist das Raumerfüllende, die allseitige Bedingtheit der Bewegung. Die Person ist das Empfindende, das sich Ausschließende, das Ich. Auch die Urmonade, das Atom hat diese Eigenschaft. Der Zustand ist formlos, ist der Zusammenhang aller Dinge, das Wesen der Person ist die Form. Der Zustand ist zeitlos, die Person ist zeitliche Entwicklung.

Die Bewegung wirkt nur auf die Bewegung, aber sie manifestirt sich in der Bewußtheit; die Empfindung kann nur von der Empfindung verstanden werden, sie kann sich aber nur durch die Bewegung offenbaren. In der bewegten Welt ist Alles Bewegung in der empfindenden ist Alles Empfindung. Beide sind Eins, beide sind gegensätzlich.

Beiden gehört eine ewige Thätigkeit, ein ununterbrochener Fluß, aber wunderbar! Der bewegte Stoff, das niemals Vergehende der Bewegung der Atome, es findet dabei ein ewiges Uebergehen aus dem Sein in das Nichtsein statt; denn die vergangene Bewegung ist nicht mehr. Die Empfindung dagegen, das scheinbar Flüchtigste, sie verleiht der Bewegung Dauer, sie überwindet die Schranke der Zeit, indem sie die Wirkung der Bewegung weiter trägt, sie cumulirt, sie bewahrt für alle Ewigkeit! Und doch erscheint uns der bewegte Stoff als das Ewige, die wahre Substanz!

Da stünden wir denn wieder vor einer Reihe von Problemen, die ihre Lösung und Unterordnung unter eine höhere Einheit erst in einer späteren Zeit finden können, wenn höheres Erkennen und Gewöhnung an die neuen, erst erwachenden Denkformen die Menschen dazu befähigt haben werden. Wir müssen uns einstweilen begnügen, aus dem Ueberblick über das Gewordene, aus der bisherigen Entwicklung den Schlüssel für die weitere Entwicklung der Welt zu finden.

Da ist es denn zweifellos, daß das Empfinden sich immer mehr verwirklicht, daß die Bewegung sich immer mehr seinem Dienste unterordnet. Das ist die deutliche unverkennbare Signatur der Weltentwicklung, soweit sie uns Erdenbewohnern vorliegt. Jenen geheimnißvollen Punkt freilich, wo die Bewegung an die Empfindung grenzt, wo sie zuerst diese erweckte, dann von ihr selbst bestimmt wurde, dadurch wieder die Empfindung erhöhte und so in fortgesetzter Wechselwirkung die beiden Eigenschaften einander beeinflußten, bis endlich die stets erhöhte Empfindung die Bewegung sich ganz ihren Zwecken unterwarf — diesen geheimnißvollen Punkt kennen wir nicht, er wird uns vielleicht auch ewig verschlossen bleiben. Sollen wir uns in

Hypothesen ergehen? Sollen wir sagen, daß durch die gehäufte Wirkung der Bewegung der sich zusammendrängenden Atome ein Zustand innerer Spannung — Empfindung — sich ergeben muß, der nun wieder die Atome nach seinem Gesetze richtet? Oder sollen wir Empfindung und Bewegung polarische Kräfte nennen, wie sie uns in der dem Geistigen am meisten verwandten Kraft mit ihren vier Manifestationen — Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus — entgegentritt? Letzteres gewinnt einige Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken wie in der höchsten Entfaltung des Geistes im Menschen Empfinden und Wollen, d. h. Bewegen, sich in den sensiblen und motorischen Nerven wirklich polarisirt und wie gerade Licht, Wärme und Electricität als die wichtigsten Factoren für Entstehung und Function dieses Doppellebens auftreten.

Genug, daß wir den dunkelen Punkt, das unlösbare Räthsel bezeichnet haben. Diesen einmal als gegeben annehmend, erhellt sich das Dunkel der Folgezeit wenigstens durch den Entwicklungsgedanken zu klar erleuchteten Gebieten, auf welchen das geistige Princip fortwährend neue Gestalten schafft. Die durch die Bewegung entfaltete Empfindung erlangt auf irgend einem Punkte der Entwicklung einen Ueberschuß — sofort äußert sich dieser als Tendenz zu einem vollkommneren Zustand und, indem er nun auf die Bewegung einwirkt, erhöht er auch das Leben der Empfindung wieder. So hat diese Eigenschaft des Stoffs die unorganischen Formen, dann die einfachsten organischen Elemente bis zu dem höchst vollkommenen Organ des Menschenkörpers sich in fortgesetzter Entwicklung geschaffen, und unbegrenzt liegt vor uns die weitere stets erhöhte Vervollkommnung, das stets hellere Bewußtwerden des Geistes.

Jener Ueberschuß der Empfindung, er ist es aber, der uns als menschliche Freiheit auf unserer heutigen hochentwickelten Stufe das Bewußtsein durchleuchtet. Wenn ein Riesengeist wie Goethe, der noch dazu es für die Aufgabe seines Lebens hielt, die von der Natur in ihm vorgebildeten Anlagen ruhig auszuleben, in einem Augenblicke ernstester Sammlung jenen Ausspruch that, daß von der Ge-

walt, die alle Wesen bindet, der Geist sich zu befreien vermag, so ist das ein helles Aufleuchten jenes Bewußtseins in der Tiefe der Seele. Wie in der Kunst sich der Meister nur in der Beschränkung zeigt, so ist die menschliche Freiheit auch nur das Ergebniß stets höherer Beschränkung, stets größerer Bedingtheit. Jener von mir schon erwähnte tiefsinnige Satz: „Alles was unseren Geist befreit und uns nicht zugleich die Herrschaft über uns selbst verleiht, ist verderblich", was bezeichnet er anderes als den Rückfall in eine tiefere Stufe? Nehme ich von einem Menschen, in dessen Natur noch nicht edle Menschlichkeit eingelebt ist, die Fessel der Furcht, so gebe ich ihm nur die Freiheit des sinnlichen Triebs, die Freiheit der Bestie, d. h. eine viel größere Gebundenheit. Wer dagegen durch das Gefühl der Ehre, durch die noch höhere und edlere Bedingtheit der Liebe zur Menschheit sich bestimmen läßt zum tugendhaften Handeln, der befreit sich selbst von jenem niedrigen Zwang. Das Leben des einzelnen Menschen ist bedingt durch das Leben der Menschheit, wie das Blatt durch das Leben des Baumes. Jedes dieser Blätter kann eine Tendenz zur Deterioration haben, welche durch das Gesammtleben wieder ausgeglichen wird; jedes vermag auch einen kleinen oder größeren Ueberschuß der Kraft — menschliche Freiheit — zu gewinnen, welches dem Ganzen als Vervollkommnung zu Gute kommt. Nur durch die Entwicklungslehre gewinnt die sociale Bewegung, welche durch die heutige Welt geht, Klarheit und verliert ihre Furchtbarkeit. Wie die französische Revolution den Bauernstand von den entwürdigenden Fesseln der Sclaverei befreite und dieser zwar manche kindliche Tugenden verlor, durch die fast hundertjährige Emancipation aber größere Selbständigkeit, eigene Lebensführung und Entwicklungsfähigkeit erlangte; ebenso trachtet heute der vierte Stand, der das Bewußtsein der Gemeinsamkeit seiner Interessen gewonnen hat, aus der Abhängigkeit des Hausthiers herauszutreten zu der menschenwürdigen Daseinsform der Freiheit. Wir leben in der Uebergangszeit, welche stets eine unerquickliche, durch heftige Convulsionen erschütterte ist; der erste Gebrauch, den jene Massen von der neu-

gewährten Freiheit machen, wir haben es schaudernd erlebt, ist die Entfesselung der wilden Bestie, und nur Furcht und Schrecken vermag hier als erstes Motiv der Erziehung ein Gegengewicht zu bilden. Allmählich aber wird auch in sie der Menschheitsgedanke einziehen, sie werden höhere Gesittung, Bildung und Verständniß für den wahren Werth des Lebens gewinnen und künftiger wahrer Freiheit entgegenreifen. Daß die edlen Keime der Menschlichkeit auch in ihren noch unaufgeschlossenen, von Neid und böser Lust beherrschten Gemüthern Wurzel schlagen, das muß das unermüdliche, ernste Streben aller Classen der Gesellschaft sein. Wie in den Besten unter ihnen bereits das Gefühl des innigen Anschlusses an die ewigen Interessen der Menschheit erwacht, welche die Meisten wuthknirschend und hohnlachend vernichten möchten, das beweisen folgende rührende Verse:

Was wir erhoffen von der Zukunft Fernen,
Daß Arbeit uns und Brod gerüstet stehn,
Daß unsre Kinder in der Schule lernen,
Und unsre Greise nicht mehr betteln gehn.

Diese Gesinnung, die eben erst in den Trefflichsten aufzudämmern beginnt, sie wird dereinst Friede und Versöhnung bringen.

Die menschliche Freiheit ist also nichts anderes als die Herrschaft der Empfindung, des Geistes über die bewegte Materie, das glaube ich im Vorausgehenden klar erwiesen zu haben. Das große Räthsel tritt uns auch hier wieder entgegen, denn diese Freiheit erwächst nur dadurch zu höherer Entfaltung, daß die frühere Stufe, die einst bewußt und frei gewollte, vollständig zur Natur, zum unbewußten Leben, zum Zwang oder Zustand wird. Die so erwachsene Bedingtheit wird zur Kraft, mit welcher eine neue Stufe der Vollkommenheit wieder durch die Freiheit erobert wird.

Ich will suchen meinem Gedanken durch eine Folgereihe von Entwicklungsstufen, in welchen freilich der Geist mit astronomisch-chronologischen Maßen zu rechnen bemüht sein muß, einen möglichst klaren Ausdruck zu verleihen:

Vor undenklicher Zeit erschuf das Princip oder Attribut der

Empfindung jene harmonischen Lagerungen der bewegten Atome, welche wir heute als organische Stoffe oder chemische Elemente dem strengen Gesetze der Nothwendigkeit d. h. ihrer eigenen Natur, welche durch die Zeit zu einer constanten, unveränderlichen geworden ist, gehorchen sehen.

Dann kam eine Zeit, wo einige dieser Grundharmonieen — C. H. O. N. — sich zusammenfanden und neue Harmonieen, organische Wesen, zu Stande brachten. Ueberschauen wir deren Entwicklungsgang, so finden wir, daß es wieder gewisse Eigenschaften sind, welche zur Constanz herangezogen wurden; ich führe beispielsweise an: Generation, Assimilation, die fünf (oder mehr) Sinne u. s. w.

Alle diese neu erworbenen Eigenschaften wird eine künftige Wissenschaft vielleicht auch mit Buchstaben bezeichnen und in ihnen die Grundharmonieen erkennen, auf welchen die Welt des Menschengeistes aufgebaut ist und welche in demselben naturgemäß fortwirken. Es treten nun aber neue echt menschliche Schöpfungen auf, welche, vom kleinsten Anfange ausgehend, zu immer breiterer Entfaltung gelangen und nun selbst zu wesenhaften, bedingenden d. h. nothwendigen Eigenschaften werden. Ich erwähne: die Sprache, das Werkzeug, das Eigenthum u. s. w.

Auch diese Eigenschaften können wir als Grundharmonieen auffassen (eine künftige Wissenschaft wird vielleicht auch sie mit einfachen Zeichen fixiren), aus denen sich stets neue, höhere, geistigere Eigenthümlichkeiten weiter ausbildeten und so haben denn in der Folgezeit die einzelnen Völker, jedes durch seine eigene Kraft einen neuen Fortschritt in der unendlich voranschreitenden Geistescultur der Menschheit herbeigeführt. Nach vielen tausend Jahren, wenn zahllose Generationen sich erneuert haben und wieder verrauscht sind, wird es einem großen philosophischen Geschichtschreiber vielleicht möglich werden, in der Aufeinanderfolge der Völker für jedes die bestimmte Formel, den bestimmten Grundton anzugeben, durch welche dasselbe zu der großen Harmonie des stets mächtiger, stets vollkommener sich entwickelnden

Geistes beigetragen hat. „Dort, wird er schreiben, erhielt der menschliche Gedanke zuerst ewige Dauer durch die Schrift. Dann besiegte er die Grenze des Raums durch die Buchdruckerkunst. Dann errang er neuen Sieg über Raum und Zeit durch Telegraphie und Stenographie.“ „Hier nahm der Menschengeist die Kraft der Thiere, dort die des Wassers, dort des Windes und hier des Dampfes in seinen Dienst.“

Also jede Folgezeit ist durch den errungenen Fortschritt bedingt, dieser wächst in die Natur des Menschen, seine Wesenheit ein und neue Ziele werden in Freiheit erstrebt und errungen, um dann ebenso zum Besitz, zur Eigenschaft, zur nothwendigen Wesenheit zu werden.

Der Gegensatz von Wissen und Glauben, den ich im Vorigen in seinen allgemeinsten Umrissen darzustellen suchte, erweitert sich hier zum Gegensatz von Wissen und Sein und erläutert wieder die Theorie des Unbewußten. Vieles weiß der heutige Mensch, die heutige Menschheit, es ist aber verschwindend wenig, verglichen mit dem was wir glauben und noch viel, viel weniger im Vergleich zu dem was wir sind. Dieses Mißverhältniß ist es, was die größten Denker, einen Sokrates, einen Descartes und so viele andere zu dem verzweiflungsvollen Ausruf veranlaßte: „Unser Wissen ist nichts. Die Welt, wir selbst sind uns durchaus räthselhaft!“ Das was sich in unserer bewußten Reflexion abspiegelt, ist nur ein Stückchen der bewegten Welt. Das ungeheuere Reich der Empfindungswelt hat bisher keinen Ausdruck, keine Sprache sich zu schaffen vermocht als durch die Symbolik der bewegten Welt. Die Mystik des Glaubens, der Berge versetzen kann und der Seele, die in direkten Verkehr mit einer anderen Seele treten will, hat nur als tolle Ausgeburt einer überhitzten Phantasie gelten können. Aber aus der Bewegung und durch die Bewegung erglüht in uns die warme, vom hellen Wissen durchleuchtete Geisteskraft, die ich den Glauben nenne, und die das Bewußtsein aller unserer Seelenkräfte zusammenfaßt, insofern diese mit Vergangenheit und Gegenwart zusammenhängen, und die den

mächtigen Antrieb zum Wirken, zur hingebenden Thätigkeit an dem großen Werke der Geistesbefreiung in sich enthält.

Der Glaube ist das Wissen des Geistes um sich selbst, sagte ich. Und doch sind wir noch viel mehr, als wir glauben. Wir sind nicht nur Bewußtsein, wir sind auch bewegter Stoff. Dessen dunkles Urbewußtsein ist zum Theil erloschen, zum Theil forterhalten. Von dem was in unserem kunstvollen Organismus vorgeht, wissen wir — fast nichts, empfinden wir viel in dem Gesammtbewußtsein, und doch regt und bewegt sich auch noch vieles, was gar nicht zur Empfindung gelangt, was aber doch den Zwecken des Lebens dient. Die Luft, welche ich einathme, von welchem Augenblicke an wird sie aus dem Empfundenen zum Empfindenden? Wie vieles ist nicht in meinem Körper was nur empfunden wird und nicht empfindet! Und doch gehört es zu meinem Ich. Da ist nun eine beständige Wechselwirkung zwischen dem Empfundenen und Empfindenden, welche auch zu einer gewissen Ausgleichung und Vervollkommnung führt. Denn etwas Selbständiges darf in dem empfindenden Organismus nicht sein; sobald es störend auftritt, muß es beseitigt oder den Zwecken des Organismus angepaßt werden. Also das Bewußtwerden der Gegensätzlichkeit zwischen dem bewegten Stoffe und unserem Empfindungsleben fördert auch die Vervollkommnung. Das ist ein stiller, innerer Vorgang, der sich gar nicht in unserer Reflexion spiegelt, unserem Centralwillen durchaus entzogen ist, welcher aber vermöge der Gesetze einer uralten Vorzeit sich vollzieht. Da ist also fortwirkendes Partialbewußtsein thätig — es ist die Herrschaft des Unebwußten über das Bewußtlose.

Am vollkommensten wird unser ganzes Sein bethätigt, wenn wir, dem Gesetze der Natur getreu, uns selbst in dem Kinde erneuen. Und es sagte deshalb mit Recht Schiller, dessen Wirken doch ein so unendlich großes war, im Vollgenusse der ersten Vaterfreude:

> Wirke soviel du willst, du wirst doch ewig allein sein,
> Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Dann sind wir wirklich mit Allem was wir sind, zum Gliede, zur

Durchgangspforte in der unendlichen Kette der Wesen geworden. Und hier setzt der Vater in der Erziehung auch wieder sein ganzes geistiges Sein in Thätigkeit, um auch dieses vervollkommnet zu verewigen.

Trotz der ungeheuer weit gesteckten Ziele verheißt uns die Entwicklungslehre eine mächtige Förderung unseres Wissens; denn nicht mehr vereinzelt wird dieses die Dinge und die Erscheinungen auffassen, so sehr auch das vereinzelte Forschen nach wie vor das allein Heilsame und Fördernde ist, sondern die Wissenschaft wird bei jeder Prüfung, bei jedem neuen Resultate sich klar bewußt sein, wo dasselbe seine Verwerthung, seine richtige Stelle in der Erklärung des Mikrokosmus Mensch zu finden hat. Kein Gesetz wird entdeckt werden, welches nicht einer uralten Daseinsform des Menschen entspräche und auch heute noch eine geheime Nachwirkung in demselben aufzuweisen hätte. Das in mir so flüchtig verrauschende Leben, welches in jedem Momente eine unendliche Combination der verschiedenartigsten zusammenwirkenden Erscheinungen enthält, es spiegelt sich in all den zahllosen Einzelformen des Universums, von welchen jede eine frühere, auf einem bestimmten Punkte zum Stillstande gekommene Entwicklungsstufe mir darstellt. Ich vermag nun die flüchtigen Einzelmomente meines Daseins in Ruhe, in der Vereinzelung, in der Abgeschlossenheit — sei es in diesem chemischen Proceß, sei es in dieser Pflanzenentwicklung, in jener niederen Thierform — zu beobachten, zu studiren. Es ist ein Fixiren des Raschverfließenden, ein Absondern des vielfach Complicirten.

Dieselben Gesetze, welche bei der ersten Bildung des unorganischen Stoffs walteten, sie werden uns dann, wie ich bereits angedeutet, in den höchsten Organismen in vollster Vergeistigung wieder begegnen und wir werden im Stande sein, sie nicht nur als Reflex der bewegten Materie in unserem Wissen zu verstehen, sondern sie bewußt gleichsam zu erleben; es wird dann ein Theil des Faust'schen Sehnens gestillt sein, wir werden viel mehr als jetzt

> Schaun alle Wirkenskraft und Samen
> Und thu'n nicht mehr mit Worten kramen!

Wenn uns die Schöpfungsgedanken schon in den einfachsten, primitivsten Bildungen sich erschließen, wenn wir sehen wie das frei bewegte Atomtheilchen zu keinem Schaffen gelangt, bis es sich beschränkt und in eine gewisse Harmonie anschließt, wenn wir sehen, wie Contraste und Gegensätze sich auszugleichen suchen und darum anziehen, wie dagegen Gleichartiges sich abstößt und wenn wir dann diese Gedanken auch in dem höchsten geistigen Leben wieder finden, so beginnt auch die seelenlose Natur sich für uns wieder neu zu beleben und es ergreift uns die Ahnung, daß auch schon auf jenen Uranfängen der Gestaltung das Princip der Empfindung thätig gewesen ist.

Daß mit der Erweiterung und Klarheit unseres Wissens auch die Erhöhung unserer Geisteskraft gleichen Schritt halten wird, ist selbstredend. Und wenn man mich nun fragte, wie ich mir das vorstelle, so würde ich sagen, daß schon jetzt diese höhere Vervollkommnung geistiger Erkenntniß in den Schriften der ausgezeichnetsten Männer der Gegenwart deutlich wahrnehmbar ist. Wer darauf achtet, wie ein Liebig, ein Tyndall es verstehen, die scheinbar rein mechanischen Vorgänge zu beseelen und zu beleben, wie sie die Erscheinung loslösen aus allen verhüllenden und verkleidenden Schranken und sie gleichsam als eine selbständige Existenz unserem Auge vorstellen, der wird begreifen, daß die Worte dermaleinst ihre verwirrende Trübe verlieren werden und daß anstatt des wortgebundenen Denkens immer mehr klares lebendiges Anschauen der Dinge und ihres wahren Wesens Platz greifen wird. „Jetzt schauen wir nur wie durch einen Spiegel, dann aber werden wir von Angesicht zu Angesicht die Naturkräfte schauen.“ Dann werden wir auch die Griechen nicht mehr zurückwünschen.

Das allseitig Tröstliche und Erfreuliche dieser Weltanschauung, die einen steten Fortschritt, eine entzückende Fernsicht geistiger und sittlicher Vervollkommnung, ohne daß je die Grenze erscheinen dürfte, uns verheißt, erfüllt mich mit dem festen Vertrauen, daß dieselbe im Laufe der Jahrhunderte zur allgemeinen werden wird. Sie richtet

den Blick auf die wahren und ewigen Güter, sie verkündet die Herrschaft des Geistes über den Stoff, sie verbündet die Menschen zu einer Bruderfamilie, sie fordert Jeden auf zum treuen Mitwirken, zum gemeinsamen Mitarbeiten an den großen Zielen; diese Ziele sind vorwärts gelegen, vom Golde künftiger Sonnen beleuchtet. Nicht rückwärts nach vergangener Herrlichkeit dürfen wir schauen, nicht auf ein fernes, nebelndes Jenseits unser Verlangen setzen, nicht als Unmündige uns von dem Willen und der Einsicht eines Höheren bestimmen lassen; eitles Sehnen, vergebliches Härmen, nichtiger Daseinsschmerz, phantastische Himmelsschwärmerei sind ausgeschlossen, Jeder vielmehr verpflichtet, sein Leben voll und rein auszuleben im Dienste der Menschheit. Und diese Menschheit, sie dankt einem Jeden von uns, was wir für sie thun, ja sie hat schon unendlich mehr an uns gethan, als wir ihr jemals vergelten können. Noch sind zahlreiche, schwere Uebel, Leiden und Schmerzen, die auf den Einzelnen lasten, die Menschheit aber sammelt alle ihre Kinder um sich und in ihrer treuen Brust findet jede Klage einen mitempfindenden Widerhall, ihr Arm ist bereit zu lindern, zu helfen, zu erretten. Und wenn dereinst die bittere Scheidestunde an uns herantritt, dann ist sie es wiederum, welche den letzten schweren Kampf uns versüßt und mit liebender Hand den Todesschweiß uns von der kalten Stirne wischt.

Die alten, finsteren Götter, die dunkelen Naturgewalten, sie sind heute noch in ihrem Wirken furchtbar, grausam, entsetzlich! Geist der Menschheit, du bist der Geist der Wahrheit, des Lichtes, der Güte! Sei du der Geist der Zukunft! Weltgeist, entfalte dich mehr und mehr in dieser deiner herrlichsten Erscheinung!

Und ist denn das nicht eine Ueberhebung, eine Anmaßung der kleinen Erdenbewohner, daß in ihnen der Weltgeist sich manifestire? Vergleicht man uns doch oft mit den Eintagsfliegen, die auf engstem Raume geboren dort auch wieder vergehen. Millionen von Formen, es ist wahr, hat die Eigenschaft der Empfindung geschaffen, sie sind aber alle aus der Einen und nämlichen Empfindung hervorgegangen.

Und wie wir an die Einheit des Stoffs glauben, so sind wir auch überzeugt, daß derselbe Geist auf allen uns sichtbaren Welten wirkt und sich entwickelt. Der Puls alles Lebens auf dieser Erde stammt nicht vom Irdischen, es sind die Vibrationen der Sonne, des Lichts, also kosmische Kräfte, welche ihn erweckt haben. Diese Vibrationen schwingen aber durch das ganze All mit der gleichen Geschwindigkeit und so dürfen wir denn getrost voraussetzen, daß der Geist der Menschheit jener Geist ist, welcher in der ganzen Welt als Seele oder Empfindung latent ist und durch die Entwicklung sich verwirklicht.

Da ich die bei Gelegenheit des Ursprungs des Lebens aufgestellte Theorie hier erwähnt habe, so will ich darauf zurückkommen und zwei andere Grundeigenthümlichkeiten der Entwicklung, die erst im Verlaufe meiner Darstellung klar geworden sind, hier kurz erwähnen. Die von den kleinsten Perioden der Lichtschwingungen sich zu immer weiteren und größeren Kreisen aufbauenden Entwicklungsepochen oder Rotationen bilden die erste. Die Periodicität des Lebens ist das augenfälligste und häufigste Beispiel für diese Eigenschaft. Ich habe in einem Schriftchen ein anderes Beispiel durchgeführt von der großartigsten, sowohl in Bezug auf die Zeiträume als auch die darin gewonnene Vollkommenheit einzig dastehenden Rotation, welche die historische Menschheit bis jetzt durchlebt hat.

Die Rotationen sind das erhaltende, die Vergangenheit fortragende Princip. Goethe sagt, die Entwicklung der Menschheit schreite in Spirallinien voran; damit stimme ich vollständig überein, nur mit dem Vorbehalt, daß jeder folgende Kreis einen größeren Durchmesser habe als der vorhergehende. Denn es hat jede folgende Stufe eine größere Vollkommenheit, einen erhöhten Lebensinhalt. Dieser hängt aber vorzüglich von einem anderen Grundprincip ab, welches ich die alternirende Wirkung nennen möchte. Ich werde suchen, dieses Princip an Beispielen klar darzulegen.

Eine geschleifte Felsmasse, welche der ziehenden Kraft großen Widerstand entgegensetzt durch die Ungleichheiten und Rauhheiten der

unteren Seite, wird gerade in Folge des Schleifens diese Unebenheiten immer mehr verlieren und eine Gestalt bekommen, welche für die von der Kraft ausgeübte Thätigkeit als die zweckmäßigste erscheint. Wir haben hier also in jeder Zeitsecunde eine erhöhte, gegenseitig bedingte Doppelwirkung — die Kraft wirkt stärker, der Zustand des geschleiften Körpers wird vollkommener für den Zweck.

L. Geiger war der Erste, welcher einen bis dahin noch nicht gedachten Gedanken auszusprechen wagte: „Die Sprache hat die Vernunft geschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos.“ In dieser Allgemeinheit der Gegenüberstellung ist der Satz nicht ganz richtig, es herrscht hier eben auch das Princip der alternirenden Wirkung. Das Vorhandensein des Worts entzündet ein höheres Bewußtwerden der Dinge: aber dieses Bewußtwerden, diese erwachende Vernunft wirkt auch wieder auf die Sprache ein, erweitert, verwandelt, bereichert ihre Formen. Mit einer Urwurzel, welche z. B. Essen bedeutete, fixirte der Mensch seine Erfahrungen von allem Eßbaren und Essenswürdigen, aber diese Erfahrungen wandelten auch beständig den geistigen oder Begriffsinhalt des Wortes um und lassen es nach Verlauf einer bestimmten Zeit als etwas ganz Anderes erscheinen, als es ursprünglich war.

In höchster Mächtigkeit tritt dieses Princip auf in den beiden Gegensätzen: Bewegung und Empfindung. Die ganze Weltentwicklung ist darin enthalten. Bei dem ersten Auftreten des weltgestaltenden Princips der Empfindung war es wohl eine ganz unmerkliche Wirkung, welche dasselbe auf die bewegten Atome ausübte. Aber die Bewegung gehorchte derselben und so erhöhte sich zugleich die Kraft der Empfindung, war also im Stande eine zweite, stärkere Wirkung auszuüben und von nun an begann das unendliche Spiel von Wirkung und Gegenwirkung, wobei die erzeugte Bewegung stets als vorhanden, als günstigeres Gebiet, passenderer Zustand für die Weiterentwicklung der Eigenschaft der Empfindung gedacht werden muß. Wie vortrefflich finden die jungen Menschengeister, welche heute auf unserer Erde geboren werden, dieselbe durch die hunderttausendjährige Wir-

kung des Geistes vorbereitet, der den bewegten Stoff so gewaltig verändert hat, daß er dem Geiste, der Empfindung, möglichst dienen und äußerst wenig schaden kann. Wie viel leichter wird es nun diesen jungen Geistern sich selber zu entwickeln und die Herrschaft des Geistes über die Bewegung immer fester und dauernder zu begründen. In dieser unermeßlichen Folgezeit der alternirenden Wirkungen ist es dahin gekommen, daß wir mit unserem viel bewußteren, lichteren Geiste Vieles als bloße Wirkung der Bewegung auffassen, was zur Zeit seiner Entstehung nichts anderes war als Wirkung der Empfindung, z. B. das chemische Verhalten der unorganischen Stoffe, die Pflanzenwelt, die niederen Thierformen, ja wir sagen kurzweg: das Thier, der rohe Mensch, sie gehorchen blind dem dunkeln Naturtrieb und scheinen dabei auch nicht viel mehr anzuerkennen als einen bewegten Stoff, der noch zufällig nebenbei die Fähigkeit hat, mehr oder weniger zu empfinden, zu leiden und zu genießen: während es doch für den heutigen wissenschaftlichen Denker eine unzweifelhafte Thatsache ist, daß diese Thier- und Menschenformen nur durch die Empfindung geschaffen worden sind. Das Ziel aber dieser fortgesetzt alternirenden Wirkung, wenn ihr keine Grenze gesetzt ist — und keiner der heute lebenden Menschen hat ein Recht zu behaupten, daß irgendwo eine Grenze eintreten werde — ist eine stets hellere und klarere Bewußtheit, eine stets größere Verinnerlichung des Stoffs und Aeußerungsmöglichkeit der Empfindung, eine dereinstige Herrschaft des Geistes über die Materie.

Noch einem Einwurfe möchte ich begegnen. Welche Idee gibst du uns vom Weltall, wie arm, wie dürftig; nur Ein Stoff, ganz gleiche, gleichbewegte Atome, in denen noch eine Eigenschaft schläft, die erst im Verlaufe unendlicher Zeiträume zu einigem Bewußtsein erwachen kann und dann nichts weiter vermag, als sich über sich selbst zu verwundern, sich als ein unlösbares Räthsel anzuschauen! Und dafür sollen wir die wunderherrliche Gotteswelt aufgeben, mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, mit der reichen Erdenpracht, die uns erst die Ahnung aufschließt, wie reich, wie unermeßlich diese

Pracht, diese Mannigfaltigkeit auf anderen Welten sein muß. Wie vermögen wir es über uns zu gewinnen, da wir das kleinste Fleckchen unserer Erde von vielgestaltigem Leben erfüllt sehen, das große All, den unendlichen Weltraum mit eintönig bewegter, seelenloser Materie erfüllt zu denken? Ferne sei es von mir, von all dem Reiz, von aller Herrlichkeit, mit der die Natur unsre Sinne so warm und wohlthuend umfängt, auch nur ein Tüttelchen rauben und leugnen zu wollen. Diese Mannigfaltigkeit, diese reiche Wunderwelt, sie ist aber ein Kind der Entwicklung. Und wie ich vor der Milonischen Venus mich nicht klagend hinstellen werde und jammern, daß nicht aller Marmor dereinst solche Prachtgebilde in sich geschlossen, sondern in lebendiger Lust mich daran erfreuen werde, daß der Menschengeist einmal in der Zeit ein solches Wunderwerk aus dem gleichgelagerten, formlosen Marmor hervorgezaubert hat, so wollen auch wir in freudiger Theilnahme an all den Gestalten, die der Geist der uns verwandten Natur in das prächtige Erdenthal hineingeschaffen hat, an Wiesengrün und Waldesduft, an stillen Alpengründen und himmelanragenden Bergriesen, an Blumenschmelz und Nachtigallenliedern uns erfreuen und mit innigem Verständniß ausrufen: „Ja, ihr seid wahrhaftig Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geist! Ja, euch hat der Geist geschaffen, die innere Eigenschaft der ganzen Natur, deren höchste Blüte der Menschengeist ist.“ Sollte uns das wirklich bekümmern, daß stets höhere, reichere Mannigfaltigkeit *vor uns* liegt in dem Schooße der Zukunft und sollte jene Weltanschauung beglückender sein, die von einer früheren Vollkommenheit redet, von welcher die Menschheit durch ihre Sündenschuld herabgesunken wäre zu ihrem heutigen Elend, aus dem sie sich vergeblich hervorzuarbeiten ringt? Die Erde ein Jammerthal, wie die christliche Askese meint! Dagegen protestirt jeder gesunde Pulsschlag, der je in eines rechten Menschen Adern pochte.

Er protestirt aber auch gegen den Schopenhauer'schen Pessimismus. Thöricht nannte der Mann das edelste Streben der Menschenbrust, das Sehnen nach Licht, nach Wahrheit, nach Erkenntniß.

Der Traum vom Glück, das Mühen, glücklich zu werden, eitle Phantasmagorie. „Die Natur", meint er, „gab uns die Empfindung, damit wir uns vor feindlichen Einflüssen, vor Gefahren schützen, und die nothwendigen Dinge, Trank und Speise, uns beschaffen könnten. Und nun ist der Mensch ein solcher Hans Narr, daß er diese nützliche Gabe zu seinem eigenen Verderben mißbraucht, daß er den wohlthuenden Schranken seiner irdischen Bedingtheit entrinnen und in die Unendlichkeit sich versenken möchte. Der Thor mit seinem Glückstraume, das Beste wäre für ihn die Ruhe, das Aufheben des Willens, die Nirwana! Es wird aber noch eine Weile dauern, bis er zu dieser Ansicht, die ihn allein von den Daseinsqualen befreien könnte, gelangen wird!"

Ja, Gott sei Dank, zu gesund ist das frohe Lebensgefühl in der Seele des Menschen, als daß er solchen Ausgeburten einer zwar genialen, aber in einseitiger Verfolgung eines selbstgeschaffenen Phantoms irre geleiteten Natur Glauben schenken wollte! Es ist jetzt ein Jahr her, da schrieb ich folgende Worte:

„Ob nach Ablauf dieser in mühsamer Arbeit zu einem niemals zu erreichenden Ziele drängenden Periode es künftigen Geschlechtern vorbehalten sein wird, der Natur eine neue bisher ungeahnte Seite abzugewinnen und die Faust'schen Seelenqualen dann als die Geburtsschmerzen einer neuen nach dem Lichte ringenden Naturbetrachtung erscheinen werden, das ist uns durch den dunklen Schleier der fernen Zukunft verhüllt und noch fächelt kein Morgenlüftchen aus jenen Fernen den erhitzten Stirnen der heutigen Ringer nach Wahrheit erfrischende Kühlung zu. Sie aber harren aus in dem heißen Kampfe für die hohen Ziele der Menschheit und trösten sich mit dem Gedanken, daß das ewige Naturgesetz, das dieses Sehnen in die Menschenbrust gelegt, auf sicheren Bahnen das kurzsichtige Geschlecht, ihm selber vielleicht unerwartet, zu der goldenen Pforte der Erfüllung führen werde."

Man hat mich ob dieser Worte einen Ideologen gescholten. Ich kann nur versichern, daß das, was mich damals als schüchternes Hoffen erfüllte, mir heute zu einer unerschütterlichen Ueberzeugung geworden ist. Ja es ist dieses Sehnen, die ganze Geschichte der Welt- und Geistesentwicklung sagt es uns, die sichere Bürgschaft künftiger, vollkommnerer Erkenntniß. Wir sind nicht Bewohner dieser Erde, die uns hier möglichst bequeme Wohnungen einrichten

sollen, sondern Theile dieser Erde, Theile des Universums, in denen sich der Geist, die Empfindung zu immer klarerem Bewußtsein und Wissen um sich selbst emporringt.

Und so ist denn diese Weltanschauung erfüllt von Glaube, von Hoffnung und Liebe. Der Glaube an uns, an die Menschheit, er ist das Beste, was der Mensch besitzt, seine Waffe, seine Rüstung, sein ganzer Werth. Die Hoffnung, aus voller Seele stimme ich Schiller bei,

Sie ist kein eitler, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die ahnende Seele nicht!

Und die Liebe, das große Band der Sympathie, das alle zum Leben erwachten Wesen umschlingt, soweit sie nicht durch den Kampf ums Dasein getrieben, sich befehden und hassen, jener allgewaltige Drang, der einst auch aus Schillers begeistertem Munde ausrief:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie!

sie ist das wahrhaft Glückverheißende und Beglückende, das die Bande unseres engen Daseins zersprengt, uns ein Leben in Anderen, in der Menschheit, im All leben lehrt und das höchste Opfer freudig und rückhaltlos darzubringen vermag. Ja die Tugend, sie ist etwas dem Menschen durchaus Eigenes, Wesentliches, Nothwendiges; nur nach ihrem Gesetze vermag er zu leben. Er muß sich gewöhnen, sein Leben in Anderen zu finden, nur um diesen Preis gewinnt er selbst ein Leben; die Tage seines Daseins sind gezählt, wie er aber bei seinem Eintritt ins Leben unverdient mit allen Gaben der Vergangenheit überschüttet wird, so muß er auch die Wirkung seines eigenen Daseins an die unendliche Geisterreihe anknüpfen, die schon auf lichtumflossenen Höhen der kommenden Jahrhunderte uns entgegenwinkt. Und du guter, treuer Greis, der du nach einem mühevollen Leben von Arbeit und Hingebung im Glanze der nieder-

gehenden Sonne deinen Enkel spielen siehst, was sagt mir das selige Lächeln auf deinen Lippen? Nur das herrliche Wort unseres großen Dichters vermag es auszusprechen, das Gefühl, mit welchem der Scheidegruß deines dahinsinkenden Lebens sich verklärt:

Wenn er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

Das aber ist das höchste und wahre Kennzeichen der Tugend, daß sie sich selbst aufgibt, um in anderen zu leben.

Die Welt als Entwicklung des Geistes! Es ist ein großer, neuer und gewaltiger Gedanke, der in den Eingeweiden der Gegenwart zittert und dem Augenblicke seiner Geburt entgegenharrt. In einsamer Stunde erwachte der Keim in dem Haupte des großen Denkers Spinoza; die erhabene Trias Goethe, Schiller und Beethoven, sie vernahmen sein Kommen; auf gesonderten Gebieten, einander unbekannt, arbeiteten mächtige Geister — Schopenhauer, Darwin und Häckel, John Stuart Mill, Geiger und Graham — an seinen Gliedern. Er wird hervortreten, eine gewaffnete Pallas, aus dem Haupte der Menschheit und Lichtstrahlen senden in die entlegensten und dunkelsten Gebiete.

Mit seinem Auftreten wird der Materialismus in Nichts versinken. Es sei mir zum Schlusse noch verstattet durch ein Gleichniß, das ich von meiner eigenen Wissenschaft, der Philologie, hernehme, diesen Gedanken zu beleuchten.

Die Philologie ist blind und taub geworden. Sie klebt am Buchstaben und übersieht den Geist. Mehr gelten die Abschreiber, als die Klassiker, mehr die Scholien als das lebendige Wort, mehr das Wort als der Sinn; ein trauriger Herbstwind säuselt durch die Blätter. Wie das theologische Mittelalter die Anbetung Gottes vergaß über der Anbetung Christi, dann diesen über der seiner Mutter und der Heiligen; so ist der lebendige Born des Geistes der herrlichen Klassiker verschüttet und verwachsen durch das wüste Geröll und Gestrüpp von Conjecturen, Varianten, hyperkritischer Tagelöhnerarbeit und geistreichen Gefasels. Mit einem Aufgebot von unsäglicher Gelehrsamkeit und diplomatischen Kenntnissen will man diese

oder jene Stelle des Horaz, des Sophokles, des Tacitus ausstreichen oder emendiren. Diese Stellen, was sind sie anders als Formen? Diese Formen aber hat geschaffen ein Geist, ein lebendiger Geist. Und eine Tollheit oder Verwegenheit ist es an der Form verbessern zu wollen, ohne den Geist zu begreifen. Das ist die philologische Krankheit, die ich Eingangs dieses Werkes erwähnte und die mit Ameisenfleiß von Jahr zu Jahr eine Unzahl dicker Bände zusammenträgt ohne weiteren Nutzen und Erfolg, als: „Legts zu dem Uebrigen!"

Eine ähnliche Thorheit wäre es, die wunderbaren und vielgestaltigen Formen des Lebens, von denen eine auf die andere hinweis't, eine sich durch die andere erklärt, deuten zu wollen, ihren Zusammenhang herzustellen, ohne auf den Geist zu achten, der sie geschaffen hat. Es ist die Eigenschaft der Empfindung, welche von Uranfang in dem bewegten Stoffe lebte und im Verlauf ungeheuerer Zeiten immer heller, immer lebendiger und mächtiger hervortrat und die Bewegung ihren Zwecken unterwarf. Und ist es uns heute auch noch durchaus unerklärt, wie diese Eigenschaft auf die Bewegung wirkte und fort und fort sich diese unterordnet, so sehen wir doch ihre Aeußerung, ihre Erscheinung in allem Lebenden, in all den zahllosen Formen und Thätigkeiten, die wir nur vermittelst unserer eigenen Empfindung begreifen, die uns dann aber auch allein Aufschluß geben über das größte Räthsel der Welt, unseren eigenen Geist.

Dieser Geist wehet durch die Schöpfung und du hörest sein Kommen und schauest ihn in allen Gestalten, aber du weißt nicht von wo er herkommt, noch wohin er wandelt.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.